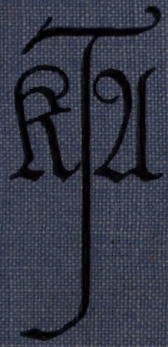
K. P. Hasse

Italienische Renaissance



DG
533
H37

Alfred Kröner Verlag Leipzig

Kröners Taschenausgabe

Jedes Bändchen in Leinwand gebunden 1 Mark 20 Pf.

Epiktets Handbüchlein der Moral.

In Epiktet gipfelt die stoische Philosophie, die uns anmutet wie ein modernes System der Welt- und Lebensanschauung, das auf Naturerkenntnis begründet ist und seine Vollendung findet im Ideal der Persönlichkeit.

Mark Aurels Selbstbetrachtungen.

Auch in den Selbstbetrachtungen des stoischen Kaisers Markus Aurelius Antoninus fließt eine Hauptquelle der stoischen Philosophie, die in dieser neuen Ausgabe vielen zu einer Quelle hohen Sinnes werden mag.

Seneca: Vom glückseligen Leben.

Die Großartigkeit seiner Weltanschauung, die Erhabenheit seiner sittlichen Forderungen machen den Stoizismus an sich anziehend genug; in Senecas Darstellung wird sein Studium zu einem ästhetischen Genuß.

Gracians Handorakel und Kunst der Weltklugheit.

Deutsch v. Arthur Schopenhauer. Herausg. v. Dr. H. Schmidt.

Gracians Handorakel ist geeignet, das Handbuch aller zu werden, die ihr Glück zu mehren bemüht sind, denen es mit einem Male und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten.

K. Heinemann: Die deutsche Dichtung.

Eine vollständige Literaturgeschichte, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, ein vortreffliches Büchlein, das dazu angetan ist, die Freude an der deutschen Dichtung zu vertiefen und ihr Verständnis zu fördern.

K. Heinemann: Dichtung der Griechen.

Dieser Führer durch die klassische Dichtung der Griechen wird den Vielen, die des Griechischen unkundig sind, eine Welt von Schönheit erschließen; mit Interesse wird man der geistvollen und liebenswürdigen Darstellung folgen.

K. Heinemann: Dichtung der Römer.

Dies Buch wendet sich an diejenigen, welche durch den Bildungsgang ihrer Jugend Freunde der römischen Dichtung geworden sind, aber auch an alle, die ohne die Sprache der Römer zu verstehen, sich mit ihrer Poesie befreunden wollen.

K. P. Hasse: Die italienische Renaissance.

Der kurze Leitfaden gibt einen allgemeinen Überblick über die Geschichte derjenigen Geisteskultur, welche man in ihrer Gesamtheit als die italienische Renaissance bezeichnet.

Alfred Kröner Verlag in Leipzig

Kröners Taschenausgabe

Jedes Bändchen in Leinwand gebunden 1 Mark 20 Pf.

Die vier Evangelien. Deutsch von Dr. H. Schmidt.

Diese Neuausgabe der Evangelien geht auf die Quellen zurück und ist von hohem Wert nicht allein für wahrhaft religiöse Menschen, sondern auch für jene „Antichristen", die es drängt, sozial zu wirken.

Samuel Smiles: Der Charakter.

Smiles bietet eine gesunde Kost, die wohl geeignet erscheint, den Geist zu kräftigen. Seine Lebensweisheit steht fest auf der Erde und lehrt die Aufgaben, die das Leben dem Menschen stellt, energisch und zielbewußt anpacken.

Ernst Haeckel: Die Welträtsel.

Bei dieser neuen und bequemen Taschenausgabe der „Welträtsel" kam besonders in Betracht, den Inhalt einem größeren Kreise durch leichter verständliche Darstellung und gefälligere Form zugänglich zu machen.

B. Carneri: Der moderne Mensch.

Das vortreffliche Buch erfüllt in wahrhaft klassischer Form seinen Zweck, das sittliche Leben des Menschen auf der Grundlage monistischer Weltanschauung auszugestalten. Es ergänzt Haeckels Welträtsel aufs glücklichste.

Herbert Spencer: Die Erziehung.

Die Erziehung der kommenden Generation ist eine der wichtigsten Angelegenheiten eines Kulturvolkes. Das klassische Büchlein Spencers soll die weitesten Kreise mit den Zielen einer richtigen Erziehung bekannt machen.

Epikurs Philosophie der Lebensfreude.

Epikur war ein Lebenskünstler, dessen Lehre eine Philosophie der Güte, Schönheit und Freude bleibt. Die vielfach vorhandene falsche Vorstellung von Epikurs Lehre wird durch diese Publikation gründlich zerstört.

Goethes Faust. Erster und zweiter Teil.

Goethes unsterbliches Meisterwerk in dieser neuen Ausgabe ist in der Rocktasche bequem unterzubringen, und geeignet, denen, welche es dauernd zur Hand haben wollen, ein ständiger Begleiter zu werden.

H. Schmidt: Philosophisches Wörterbuch.

Dieses Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke ist als Nachschlagewerk bei der Lektüre, aber auch als philosophisches Taschenbuch gedacht, in welchem eine zusammenhängende, einheitliche Philosophie geboten wird.

Nietzsche-Worte. Weggenossen in großer Zeit.

Der Herausgeber hat in dieser Auswahl aus der Gedankenwelt Friedrich Nietzsches das zusammenzustellen versucht, was für alle Lebensgestaltung positiv Geltung hat.

Alfred Kröner Verlag in Leipzig

Kröners Taschenausgabe

Die italienische Renaissance

Ein Grundriß der
Geschichte ihrer Kultur

Von

Karl Paul Hasse

Alfred Kröner Verlag in Leipzig
1915

DG
533
H37

935664

Druck von Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H., Leipzig.

Vorwort.

Schwerlich wird der Leſer erwarten, daß ihm in dieſem Bändchen eine erſchöpfende Geſchichte der italieniſchen Renaiſſance dargeboten wird. Dies wäre eine vollkommene Unmöglichkeit. Es würde ein törichtes Unterfangen ſein, wenn ein Gelehrter, deſſen bisherige Leiſtungen auf anderem Gebiete liegen, es wagen wollte, kunſtgeſchichtliche Darſtellungen zu geben; dieſe überlaſſen wir den Fachleuten. Man erwarte alſo weder eine Kunſt- noch eine Literaturgeſchichte! Wir haben uns die Aufgabe geſtellt, zu zeigen, durch welche Faktoren diejenige Geiſteskultur, welche man in ihrer Geſamtheit als die italieniſche Renaiſſance bezeichnet, zuſtande gekommen iſt. Wir führen daher bis zur Schwelle der Hochrenaiſſance, indem wir an unſerem Blick Erſcheinungen vorüberziehen laſſen, welche zum Teil noch nicht allgemein genug gewürdigt worden ſind. Selbſtverſtändlich müſſen wir auch hinreichend Bekanntes anführen. Sollte unſere Arbeit des Intereſſes gewürdigt werden, ſo ließen ſich leicht in ähnlicher Art die Kultur des Cinquecento und die Renaiſſance anderer Länder, beſonders Deutſchlands, bei ſpäterer Gelegenheit beleuchten.

Alle Übertragungen in Vers und Proſa, bei denen kein Überſetzer angegeben iſt, ſind eigene Arbeit.

Waidmannsluſt bei Berlin,
im September 1915.

Lic. K. P. Haſſe.

Vorwort.

Einleitung.

Die Geschichte als Ganzes erklärt Schelling in seinem genialen Jugendwerk (System des transzendentalen Idealismus) für die „allmählich sich enthüllende Offenbarung des Absoluten“ und nimmt drei Perioden dieser Offenbarung an:

In der ersten Periode, welche man auch die tragische nennen kann, zerstört das Herrschende als Schicksal, d. h. als völlig blinde Macht, kalt und bewußtlos auch das Größte und Herrlichste. In diese tragische Periode fällt der Untergang der Wunder der alten Welt und der edelsten Menschheit, die je geblüht hat, und deren Wiederkehr auf die Erde nur ein ewiger Wunsch ist. Aus diesen Worten spricht rührend die sehnsuchtsvolle Bewunderung für das Volk, welches für alle Zeiten in Schrifttum, Wissenschaft und Kunst das Ursprüngliche und Wesentliche des Hohen und Schönen geleistet hat, das nun allen späteren Zeiten als das klassische Altertum gilt.

In der zweiten Periode offenbart sich, was in der ersten als Schicksal, d. h. als blinde Macht, erschien, als Natur, und das dunkle Gesetz jener ist zum Naturgesetz geworden. Diese Periode soll mit der Ausbreitung der römischen Republik beginnen, welche zuerst die Völker allgemein untereinander verband und, wenn auch bewußtlos einem Naturplan dienend, in wechselseitige Berührung brachte.

„Die dritte Periode der Geschichte wird die sein, wo das, was in den früheren als Schicksal und Natur erschien, sich als Vorsehung entwickeln und offenbar werden wird ... Wann diese Periode beginnen werde, wissen wir nicht zu sagen. Aber wenn diese Periode sein wird, dann wird auch Gott sein.“

Diesem tiefsinnigen Gedankengange steht die landläufige Dreiteilung der Weltgeschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit gegenüber, welche in der ersten Periode außer der Geschichte des alten Orients Griechentum und Römertum zusammenfaßt. Die Römer waren hinsichtlich Schrifttum und Kunst fast ausschließlich Nachahmer der Hellenen. Aber wäh-

rend dieses so hoch begnadete Volk es niemals zu einer einheitlichen staatlichen Organisation bringen konnte, eignete den Römern der Gedanke des Gesetzes und der Herrschaft, welcher sich in ihrem weltumspannenden Staatssystem als festgegliedertem Organismus machtvoll zu verwirklichen strebte.

Dieser Herrschaftsgedanke blieb auch nach dem Untergange des alten Römerreiches erhalten, und zwar nicht zum wenigsten durch die geistige Vermittelung Augustins, als die Idee des weltumfassenden christlichen Gottesstaates. Der römische Pontifex als der Träger dieses Gedankens, als das Haupt der christlichen Hierarchie, wurde, besonders nachdem zu seinen hierarchischen noch weltliche Machtinteressen gekommen waren, der natürliche Gegner jedes kraftvoll und selbständig sich entwickelnden nationalen Staatsgedankens. Daher sein Gegensatz zum germanischen Kaisertum und nach dessen Niederlage zum französischen Königtum! Jesu Lehre von der Gotteskindschaft des Menschen, von der Freiheit und dem unendlichen Wert der menschlichen Seele war zu hierarchischer Gebundenheit verkehrt worden. Die Kirche machte Anspruch auf absolute Herrschaft über die Seelen, d. h. über Glauben, Denken und Forschen.

Unter diesem Einfluß mußte die Kultur des Mittelalters im allgemeinen den Stempel der Gebundenheit tragen: die Wissenschaft befand sich fast ganz in den Händen der Geistlichkeit, und die Kunst trug zum überwiegenden Teil religiöses Gepräge. Dazu kam als zweites, die Gebundenheit bedingendes Moment: Die Barbarenstämme der Völkerwanderung hatten die Denkmäler der greisenhaft gewordenen antiken Kultur zum großen Teil zerstört und sich der Herrschaft über das abendländische Europa bemächtigt. Ihre allmähliche Erziehung zur Kultur erhielten sie von der römischen Kirche. Die Fessel einer so willensstarken und konsequenten Erzieherin ist auch bei beginnender Reife schwer abzustreifen.

Die westeuropäische Menschheit hatte ihr Wesen verwandelt: Zwar wurden die Völker, welche unter der altrömischen Herrschaft Italien, Spanien und Gallien bewohnten, keineswegs ausgerottet, aber sie waren fast zu Barbaren geworden. Ebensowenig waren die Schätze der römischen Literatur verloren gegangen; die griechische war allerdings, was die Ursprache betrifft, so gut wie ganz ausgeschaltet. Ja, im frühen Mittelalter existierten sogar noch Schriften lateinischer Autoren, welche wir heute nicht mehr besitzen. Doch hatte man nicht

die richtige Schätzung seines Besitzes und verstand ihn nicht zu gebrauchen. Darum bietet uns die erste Hälfte des Mittelalters in Kunst und Wissenschaft nichts Großes und nur vereinzelte beachtenswerte Erscheinungen. Die eigentliche kulturelle Bedeutung dieser auf so viele Jahrhunderte sich erstreckenden Periode beginnt wenig früher, als zu der Zeit, da durch nähere Berührung mit der damals verhältnismäßig fortgeschritteneren arabischen Kultur eine Fülle von Anregungen über das Abendland sich ergoß. Deren bedeutendste ist das Bekanntwerden des ganzen Aristoteles, des Vaters der systematischen Wissenschaft, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit beginnt ein allgemeiner Aufschwung der höheren Bildungsanstalten und ihr Ausbau zu den Universitäten im heutigen Sinne. Das festgeregelte Universitätsstudium ist die nachhaltigste kulturelle Errungenschaft des Mittelalters überhaupt, trotz aller Wandlungen im einzelnen eine Einrichtung von unvergänglicher Bedeutung. Gleichzeitig erkennen wir in der Kunst des großen Nicola Pisano auf dem Boden Italiens den Vorboten einer neuen Epoche.

An Unvergänglichem brachte das spätere Mittelalter noch die Gotik und die volkssprachlichen Dichtungen der Troubadours, der Minnesänger und der großen Epiker, deren Kunstformen uns heute noch näher stehen und vertrauter sind, als die antiken, da sie noch immer für die neueren Sprachen passen. Aber auch im bürgerlichen Leben erinnert uns manches noch heute zu Recht Bestehende, z. B. die Städteordnungen und die Handwerkerinnungen, an das ausgehende Mittelalter.

Was diesem Zeitalter — man kann wohl sagen, mit dem Untertone des Vorwurfs — besonders zugeschrieben wird, ist die Gebundenheit des Individuums. „Der Mensch erkannte sich nur als Rasse, Volk, Partei, Korporation, Familie oder sonst in irgendeiner Form des Allgemeinen," sagt Jacob Burckhardt. Wir können fragen: Wird dies jemals von Grund auf anders werden? Sind vielleicht heute die Unterschiede der Nationalität, der Rasse, des Standes, des Bekenntnisses, ja, man darf unumwunden sagen, der Kaste, aufgehoben? Zum Schmerze vieler Hochgesinnter: Nein! Aber die mittelalterliche Gebundenheit war eine engere, und daß diese Fesseln wenigstens etwas gelockert sind, verdankt unsere Zeit, zwar durchaus nicht ausschließlich, jedoch zu einem gewissen Teile, der großen Bewegung, welche im letzten Drittel des Mittelalters von Italien ihren Ausgang nahm, und welche wir im

folgenden, soweit sie sich auf dem Boden dieses Landes abspielte, zu betrachten haben.

Gerade dieses Befreiende, die Loslösung des Individuums von der beengenden Schranke, ist es, was uns Modernen die „Renaissance“ und in erster Linie die italienische Renaissance so interessant und sympathisch macht trotz vieler höchst bedenklicher Erscheinungen, welche sie gezeitigt hat, und uns selbst das Lächerliche und Abgeschmackte an ihr in verklärtem Lichte sehen läßt. Neben der Begeisterung für das Schöne, welche ihr innewohnt, ist es das Streben nach Freiheit, das den Kern des Menschlich-Persönlichen aus dem Ballast der Jahrhunderte Herausschälende, welches uns ergreift, und Burckhardts bleibendes Verdienst ist es, so nachdrücklich darauf hingewiesen zu haben.

Wie dem menschlichen Individuum von seinem Wissen während der Dauer seines Lebens nichts völlig verloren geht, sondern nur vieles unter die Schwelle des Bewußtseins sinkt, so bleibt auch dem Gesamtbewußtsein der Menschheit das scheinbar Verlorene, wenn auch unbewußterweise, erhalten. Wieder in das Bewußtsein zurückgerufen, ersteht es aber als ein Neues, auch da, wo man nur das Vergangene wiederzuerwecken vermeinte.

Hatte Schelling die Weltgeschichte als die Selbstoffenbarung des Absoluten erkannt, so fügte Hegel diesem Gedanken das Prinzip der Entwicklung, des Fortschrittes hinzu. „Die Weltgeschichte“, sagt er, „ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit“; sie stellt „den Stufengang des Prinzips, dessen Gehalt das Bewußtsein der Freiheit ist, dar“. „Kunst und Wissenschaft als Auflösung des Mittelalters“ bedeuten für Hegel die Vorbereitung der Periode „des Geistes, der sich als freier weiß, indem er das Wahrhafte, Ewige, an und für sich Allgemeine will“. Dieser Gedanke, welchen Hegel in bezug auf den von uns zu betrachtenden Zeitabschnitt nicht weiter ausgeführt hat, wird uns am besten den Weg weisen, so daß wir die italienische Renaissance zunächst als den Hauptfaktor der Auflösung der mittelalterlichen Weltanschauung aufzufassen haben, um dann das Entstehen des großen Neuen aus den Trümmern des Altertums und der Hinterlassenschaft des Mittelalters zu verfolgen.

Das Vorspiel.

Unter der „Renaissance" begreift man dem Wortverstande nach die „Wiedergeburt" des klassischen Altertums. Diese Wiedergeburt brachte aber — und dies ist der weitere und eigentliche Sinn des großen Wortes — einen so allgemeinen und glänzenden Aufschwung des Schrifttums, der Künste und Wissenschaften, der Gesetzeskunde, Staatslehre und Religion mit sich, wie er sonst nie in der Weltgeschichte zu beobachten ist. Die Begeisterung für das Altertum wirkt belebend auf die neuzeitliche dichterische Produktion. Die Erfindung der Buchdruckerkunst wird das mächtigste Hilfsmittel zur Verbreitung der Gedanken. Die Gelehrtenwelt gelangt nach und nach in den Besitz der Texte, ohne welchen sie nur im Dunklen tasten konnte, und wird sich ihres Besitzes bewußt: dies ist die Geburtsstunde der wissenschaftlichen Kritik. Die Malerei erwählt zu hauptsächlicher Richtschnur die Beobachtung der Natur und der Wirklichkeit und verläßt die engen Schranken der Kirchlichkeit. Die Bildhauerkunst stellt sich einzig und ganz auf den Boden der Antike. Die Baukunst macht sich los von den phantastischen Schnörkeln der Gotik und sucht Anschluß an die Richtlinien der besten altrömischen Bauwerke und die Regeln des Vitruv. Die Kenntnis des römischen Rechtes wird vertieft. Neue Erdteile werden entdeckt, und der Mensch lernt nunmehr die Gestalt des Weltkörpers, welchen er bewohnt, in Wahrheit erkennen. Ja, was anscheinend noch schwerer war: die Kenntnis des menschlichen Körpers wird angebahnt.

Diese Bewegung beschränkte sich nicht auf ein einzelnes Land, sondern ergriff ziemlich die gesamte abendländische Kulturwelt; ihren Ausgang aber nahm sie von Italien. Dort zeigten sich die ersten Regungen des Verständnisses für die Ideale des klassischen Altertums. Während Deutschland, Frankreich und die übrigen Länder bis in das 16. Jahrhundert hinein noch im Banne der mittelalterlichen Weltanschauung befangen waren, hatte sich auf dem Boden Italiens im Laufe des 15. Jahr-

hunderts die Umwandlung, deren Vorboten in das 13. Jahrhundert zurückreichen, schon vollzogen. Keineswegs also war diese Bewegung eine plötzliche, unvermittelte. Es soll nunmehr unsere Aufgabe sein, den Umständen und Faktoren nachzugehen, welche aus dem in Barbarei versunkenen Italien des frühen Mittelalters den Aufschwung zu höherem Leben und schließlich das neue Zeitalter erstehen ließen. Wir werden sehen, daß die Renaissance recht eigentlich aus dem Mittelalter herauswuchs, und daß es zunächst durchaus mittelalterliche Menschen waren, welche sich zu neuzeitlichen umbildeten.

Das traurige Geschick, welches über Italien bei und nach dem Zerfall des weströmischen Kaiserreiches hereinbrach, ist bekannt. Unendliche Verwüstungen richteten die fremden Völkerschaften an. Ganze Provinzen wurden entvölkert. Ein Segen noch war es zu nennen, wenn germanische Völker, wie Goten und Langobarden, unter für ein geordnetes Staatswesen besorgten Königen sich des friedlichen Besitzes größerer Landesteile erfreuen konnten. Diese waren dann wenigstens gegen die Einfälle räuberischer Horden geschützt. Bildeten sich doch im Reiche Theodorichs des Großen schon Ansätze zu höherer Kultur! Eine vorübergehende Erhebung brachte auch die Regierungszeit Karls des Großen. Das wissenschaftliche Interesse ging aber in allen Jahrhunderten bis über das Jahr 1000 nicht weit über das Trivium und Quadrivium (Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik) hinaus. Italien barg zwar noch immer bedeutende Schätze an Handschriften; aber hervorragende Herrscher, wie Kaiser Otto I., waren darauf bedacht, diese kostbaren Güter in ihre Länder zu ziehen. So wurden Frankreich, Deutschland, England und sogar das entlegene Irland dem klassischen Lande Italien an Bildung ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen. Johannes Scotus Erigena (ca. 810—880), der bedeutendste Gelehrte aller dieser Jahrhunderte, welcher auch das Griechische beherrschte, war wahrscheinlich Irländer.

Indem wir an vereinzelten bedeutenderen Erscheinungen, wie den Theologen Lanfrancus und Petrus Lombardus, dem Reformator der Musik Guido von Arezzo und dem Begründer des kanonischen Rechtes Graziano vorübergehen, wird unser Blick aber nach der Rechtsschule zu Bologna hingezogen. Hier wirkte ein Mann, welcher unter dem Namen Irnerius bekannt ist, dessen eigentlicher Name aber Werner war. Einer Überlieferung nach soll er in Bologna geboren

sein, in Konstantinopel oder auch Ravenna studiert haben. Dominus Wernerius heißt er in den von Muratori herausgegebenen Annalen. Sicherlich war er von deutscher Abkunft, wenn nicht sogar aus Deutschland gebürtig. Er diente mit seinem Rat der Markgräfin Mathilde von Toskana und dem Kaiser Heinrich V., vor allem aber lehrte er das römische Recht an der hohen Schule zu Bologna, deren Ruf durch seine Tätigkeit außerordentlich gehoben wurde. Von der Zeit an war es das Bestreben der Bewohner Italiens, die ihnen fremd und barbarisch erscheinenden langobardischen und salischen Gesetze, welche ihnen von der Fremdherrschaft aufgedrungen waren, abzustoßen. Zugleich aber sehen wir die Anfänge der Bolognéser Universität.

Wohl schon im 10. Jahrhundert bestand im Süden Italiens zu Salerno eine medizinische Hochschule. Sarazenische, hauptsächlich aber jüdische Ärzte lehrten dort zuerst. Von ihnen, welche an das Zurschautragen bestimmter nach festen Grundsätzen ausgeteilter Titel gewöhnt waren, wurde die akademische Titulatur im Abendlande eingeführt (Rabban = Magister). Jedoch nicht nur zur Eintrittspforte medizinischer Kenntnisse, sondern überhaupt arabischer Bildung wurde die Hochschule zu Salerno. Die Araber, und in ihrem Gefolge die unter ihnen wohnenden Juden, waren damals den Abendländern in vieler Hinsicht weit voraus. Bei den letzteren waren von den reichen wissenschaftlichen und schöngeistigen Bildungsmitteln des klassischen Altertums nur noch einige Überreste der römischen Literatur im Gebrauch. Aus Marcianus Capella, Donat und anderen Grammatikern, aus einigen Schriften Ciceros, schlechten Übersetzungen der „Kategorien" des Aristoteles und einigen spätlateinischen Kompendien, von welchen die „Origines" des Isidorus Hispalensis noch das beste war, schöpfte man dürftige Weisheit. Die Araber hingegen hatten sich, wenngleich sie kein Verständnis für die ideale Schönheit des hellenischen Geistes besaßen, zunächst aus praktischen Gründen mit der griechischen Medizin und Naturwissenschaft vertraut gemacht und sich dann, durch die Naturphilosophie angelockt, auch die Metaphysik und die übrigen Schriften des Aristoteles zum Studium ausersehen. Aber nicht nur auf Aristoteles, sondern auch auf Platon und die neuplatonischen Kommentatoren dieser beiden Denker erstreckte sich ihr Interesse. Allerdings waren recht entstellte Texte bei ihnen in Gebrauch, arabische Übersetzungen, welche zumeist auf dem Umwege über

syrische zustande gekommen waren. Ebensowenig war das, was die arabischen Aristoteliker, deren bedeutendster Ibn Roschd (im Abendlande[1]) Averroës genannt) war, für aristotelische Lehre hielten, mit der wirklichen Meinung des Starigiten identisch, sondern zum großen Teile ein Produkt von Sätzen der neuplatonischen Kommentatoren und ihrer eigenen Auffassung. Ein Hauptsatz des Averroës war seine Lehre von der Einheit des Intellektes des Menschengeschlechtes. Die universelle Vernunft ist nach ihm ein Ausfluß der Gottheit und läßt der Seele des einzelnen Menschen einen bestimmten Teil von sich einwohnen. Diese der menschlichen Seele von außen, und zwar von dem Beweger des untersten Himmeskreises, nämlich der Mondsphäre, zugekommene höhere Vernunft kehrt nach unserem Tode wieder in die universelle Vernunft zurück. Nur diese dem ganzen Menschengeschlechte gemeinsame Vernunft, nicht aber die niedere Seele, ist unsterblich. Diese Lehre ist später im Abendlande, besonders in Italien zu hoher Bedeutung gelangt, da sich eine ganze Schule christlicher Philosophen zu dem arabischen „Kommentator" bekannten. Die Averroisten spielen auch in der Geschichte der Renaissance keine geringe Rolle.

Durch die Araber also wurde der abendländischen Wissenschaft die Kenntnis des ganzen Aristoteles vermittelt, während vordem auch die bedeutendsten Gelehrten nur seine logischen Schriften kannten. Man las jetzt seine Naturphilosophie und Metaphysik, als deren lateinische Texte mangelhafte Übersetzungen aus dem Arabischen in Gebrauch waren. Es dauerte aber nicht lange, daß die kirchlichen Verbote einsetzten; denn die Ewigkeit der Welt und verschiedene andere der Glaubenslehre widersprechende Sätze konnten nicht die Billigung der kirchlichen Autorität finden. Schließlich fand man jedoch, da die großen Pariser Professoren, welche selbst dem geistlichen Stande angehörten, sich die neu entdeckten Schätze so leicht nicht wieder entreißen lassen wollten, daß die beanstandeten Irrtümer nicht so sehr von Aristoteles selber, sondern von den arabischen und jüdischen Vermittlern herrührten, und bemühte

[1]) Wir verstehen hier den Gegensatz von Abend- und Morgenland nicht im geographischen Sinne; denn bekanntlich besaßen im Mittelalter die Araber ein mächtiges Reich von hoher Kultur in Spanien. Ibn Roschd war im Jahre 1126 zu Cordova geboren.

sich, authentische Übersetzungen des griechischen Urtextes zu erhalten. Die wichtigste und maßgebendste dieser Übertragungen wurde dann die, welche Wilhelm von Moerbecke (gest. 1281 als Erzbischof von Korinth) auf Veranlassung des großen Scholastikers Thomas von Aquino besorgte. Es war eine kunstlose, fast wörtliche Übersetzung. Immerhin aber war ihr Besitz ein unschätzbarer Gewinn für die wissenschaftliche Bildung des Zeitalters; ja man kann sagen: die Art, wie man im 13. Jahrhundert die aristotelischen Schriften durchforschte und auslegte, wurde grundlegend für den ganzen späteren wissenschaftlichen Betrieb der Universitäten. Aus dem universalen Schaffen eines Albertus Magnus (1193—1280), eines Thomas von Aquino (1225—1274) und Duns Scotus (1265—1308) ist durch mancherlei Wandlungen und vielfache Arbeitsteilung hindurch die moderne Wissenschaft hervorgegangen.

Sicherlich besteht der wesentliche Unterschied zwischen moderner und mittelalterlicher Wissenschaft darin, daß die erstere voraussetzungslos und vom Zweifel ausgehend die Wahrheit zu ergründen strebt, während diese dem Gelehrten des Mittelalters als etwas Gegebenes, objektiv Feststehendes erschien, welches man sich durch Lernen anzueignen hatte. Als die absolute Wahrheit galt vor allem die göttliche Offenbarung, d. h. das kirchliche Dogma. Dann aber vermeinte man auch, daß Aristoteles, der Philosophus kat' exochén in allen Fragen der Wissenschaft im Besitze der vollen Wahrheit gewesen sei, mit Ausnahme nur solcher Sätze, welche sich mit dem Dogma nicht vereinigen ließen, wie der von der Ewigkeit der Welt. Ebenso galt in der Medizin Galenos als unwidersprechliche Autorität. Diese Meinung findet einen charakteristischen Ausdruck in der für Grabschriften und Epigramme stehend gewordenen Formel: „Er wußte alles Wißbare" oder „Gott hatte ihm alles Wißbare eingegeben". Trotzalledem war der Unterschied zwischen damaliger und heutiger Methode nicht ganz so schroff, als es dem oberflächlichen oder gar voreingenommenen Blicke erscheinen möchte. Auch unsere Universitäten und Hochschulen sind nicht nur Forschungs-, sondern auch Lehranstalten, in welchen das Wissen der Zeit überliefert wird, und die Gelehrten des Mittelalters haben auf ihre Weise redlich nach der Wahrheit geforscht. Dies geht schon daraus hervor, daß keiner im einzelnen genau ebenso wie der andere vortrug. „Allen Menschen ist von Natur der Wissenstrieb angeboren," lehrte ihr Meister Aristoteles, und wenn man auch

mehr als heute deduktiv von obersten Sätzen ableitend verfuhr, so war doch die induktive Methode nicht unbekannt. Ja, viele für alle Zeiten den menschlichen Geist fesselnde Fragen haben die großen Scholastiker in so schöner und tiefsinniger Weise behandelt, daß man noch heute mit um so größerer Bewunderung zu ihnen aufsehen muß, da sie, obwohl gleichsam in Fesseln arbeitend, es fertig brachten, viele Gebiete, als da sind Logik, Metaphysik, Psychologie, Ethik und Staatslehre um ein bedeutendes zu fördern.

Der akademische Unterricht war zuerst ausschließlich ein mündlicher. Im Hörsaal befanden sich zwei Katheder. Auf dem oberen nahm der Doktor oder Magister Platz und hielt seinen Zuhörern nach Vorlesung des zu erklärenden Textes — in der ersten Zeit mußte sogar dieser auswendig rezitiert werden — einen freien Vortrag. Vom unteren Katheder aus durfte unter Aufsicht des Meisters ein Baccalaureus oder Lizentiat[1]) die Einleitungen zu den Texten vortragen und am Schluß mit den Studenten Repetitionen vornehmen. In späteren Zeiten durften die Lehrer Geschriebenes in das Auditorium mitbringen und diktierten den Hörern die Hauptpunkte ihrer Vorträge in die Feder. Die wichtigste Einrichtung war die Disputation. Sie diente als Übungsmittel, als Prüfung zur Erlangung eines Grades und als Prunkstück bei festlichen Gelegenheiten. Die gewaltigste Leistung, welche einem Menschen im Disputieren zugemutet werden konnte, war wohl der berühmte Actus Sorbonensis[2]), welcher darin bestand, daß der Anwärter des theologischen Doktorgrades von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends, mit nur einer Stunde Unterbrechung am Mittag, stehend seine Thesen gegen alle Opponenten, welche sich in diesem Zeitraum einfanden, verteidigen mußte. So förderlich auch der Ausbildung des Geistes dieser Betrieb bis zu einem gewissen Grade war, konnte es doch nicht aus-

[1]) Eingeführt wurde, wie wir sahen, die akademische Titulatur höchstwahrscheinlich nach dem Vorgange jüdischer Lehrer. Später nahm man sich aber wohl das Innungswesen zum Vorbilde, und wie es dort Lehrlinge, Gesellen und Meister gab, schuf man hier Baccalarien (oder Baccalaurei, deren es später sogar drei Klassen gab), Lizentiaten und Magister oder Doktoren.

[2]) Sorbonne hieß die Pariser theologische Fakultät, an welcher zuerst dieser Akt zur Erlangung der Doktorwürde eingeführt wurde.

bleiben, daß man durch Einseitigkeit der Behandlungsart und aus Gründen, welche hier nicht erklärt werden können, weil dazu die Geschichte der scholastischen Wissenschaft vorgetragen werden müßte, in maßlose Übertreibungen verfiel. Man stellte schließlich Quästionen (Streitfragen) auf und machte Distinktionen (Unterscheidungen), anscheinend mehr um seinen Scharfsinn leuchten zu lassen, indem man zu Gegenständen die nichtigsten und entlegensten Dinge wählte. Dazu wurde das Latein immer schlechter und barbarischer. Schrieb noch in früheren Zeiten des Mittelalters ein Bernhard von Clairvaux nicht nur korrekt, sondern auch stellenweise wirklich schön, und war die zwar von Barbarismen nicht freie Diktion eines Johannes von Salesbury (geb. ca. 1110, gest. 1180) voll klassischer Reminiszenzen, ja, entbehrte noch die Schulsprache eines Thomas von Aquino nicht einer gewissen Anmut, so bestand im 15. Jahrhundert besonders die Ausdrucksweise der Nominalisten[1]) eigentlich nur mehr aus höchst komplizierten barbarisch gebildeten Fachausdrücken, welche ohne Rücksicht auf die Regeln der lateinischen Grammatik zu Sätzen verbunden wurden. Es ist geradezu erstaunlich, welch ein reges geistiges Leben im Mittelalter herrschte. Die philosophischen Richtungen des Realismus und Nominalismus, die christliche Mystik mit ihrem starken neuplatonischen Einschlag, die arabischen und jüdischen Philosophen, welche gleichfalls viel aus dem Neuplatonismus geschöpft hatten, und der aufklärerische Averroismus, alle diese Strömungen belebten die Gedankenwelt. Dabei verbreiteten sich neue Lehren mit außerordentlicher Schnelligkeit. Alle wissenschaftlichen Bestrebungen trugen aber den Stempel einer naiven Kritiklosigkeit. Die wissenschaftliche Kritik ist eine der größten Errungenschaften der Renaissance, und wir werden sehen, wie allmählich die Geister an das kritische Verhalten sich zu gewöhnen lernten.

An allen Schwächen des mittelalterlichen Wesens nahm

[1]) Der Lehre des mittelalterlichen Realismus zufolge ist das Allgemeine, der Gegenstand der Begriffe, eine Realität, welche der Verstand vorfindet, nicht etwa konstruiert, und die ihm mit dem Individuellen der Anschauung gegeben wird. Für den Nominalismus ist dieses Allgemeine keine Realität oder Eigenschaft der wirklichen Gegenstände, sondern eine subjektive Vorstellung, die Abstraktion des Ähnlichen an den Einzeldingen, welche allein Realität haben, während die Allgemeinbegriffe bloße Worte sind.

die allgemeine Kultur in Italien bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts reichlich teil, an wirklichen Leistungen wurde sie aber von der Bildung der übrigen Länder, besonders Deutschlands und Frankreichs, überragt. Italiens größter Stolz war im 12. Jahrhundert eigentlich die Rechtsgelehrsamkeit. So berichtet uns Ragewin, daß Kaiser Friedrich Barbarossa für den Reichstag auf den ronkalischen Feldern zu Richtern vier „beredte, fromme und im Gesetz höchst gelehrte Männer, der Gesetze Doktoren und vieler Hörer Lehrer in der Stadt Bologna" berufen hatte, sich aber bei der Menge der Klagenden der Bemerkung nicht enthalten konnte: er wundere sich, daß die Lateiner, während sie bei ihrer Klugheit vorzugsweise der Kenntnisse der Gesetze sich rühmten, am meisten als Gesetzesübertreter erfunden würden. Im übrigen standen die Italiener den übrigen Völkern in Kunst und Wissenschaft bis zu diesem Zeitpunkte eher nach, als voran. Ihr Latein war ohne Eleganz und eine volkssprachliche Literatur fehlte ihnen noch gänzlich.

Während im 12. Jahrhundert in Deutschland schon das Vorspiel zur klassischen Periode der Dichtung kraftvoll einsetzte und sowohl Nord- wie Südfrankreich eine reiche Blüte volkssprachlicher Poesie aufzuweisen hatte, gab es in Italien überhaupt noch keine zu den einfachsten Anforderungen für eine literarische Betätigung ausgebildete Sprache. Provenzalische Troubadours durchzogen im 12. und 13. Jahrhundert das Land, um an den Fürstenhöfen zu glänzen. Die Italiener wurden ihre Nachahmer und dichteten in ihrer Sprache. Als den ersten Nationaldichter betrachten manche einen gewissen Ciullo d'Alcamo, von welchem wir eine Kanzone besitzen, deren Sprache sich als ein schwer definierbares Gemisch romanischer Idiome darstellt. Die erste von Erfolg gekrönte Bestrebung, eine nationale Dichtung zu erwecken, geht von dem liebenswürdigen und freidenkenden Kaiser Friedrich II. aus. Er selbst dichtete, und an seinem Hofe finden wir eine nicht ganz unbedeutende Dichterschule. Die Sprache war die veredelte sizilianische Volksmundart. Einen selbständigen Geist dürfen wir allerdings in dieser ersten Regung nicht suchen: die ganze Schule — wir nennen ihre vorzüglichsten Mitglieder: Pier delle Vigne, Odo und Guido delle Colonne, Stefano Protonotario, Inghilfredi, Jacopo da Lentino, Jacopo d'Aquino, eine Frau, die Nina Siciliana — stand unter provenzalischem Einfluß. Gegenstand der Dichtung ist fast ausschließlich die Liebe. Es ist das romantische Liebesideal des Rittertums,

welches hier in von bekannten Vorbildern wenig abweichender Form zu literarischem Niederschlag gelangt.

Nachdem die Bahn einmal gebrochen war, stellte sich auch bald der Aufschwung zu größeren Taten ein. Das Ansehen der Universität Bologna war noch in stetem Wachsen begriffen. Im 13. Jahrhundert hatte auch hier Aristoteles Eingang gefunden, aber mit ihm der unvermeidliche Kommentator Averroës, dessen zersetzender Einfluß allerdings erst später voll zutage treten sollte. Hier, wo die geistige Blüte nicht nur Italiens zusammenströmte, bildete sich gleichfalls eine Dichterschule, welche vorzugsweise die Liebe besang. Aber die se Liebesdichtung war anders geartet, als die auf die Romantik der Troubadours abgestimmte der Sizilianer. Man erfaßte mit philosophischem Geiste das Wesen der Liebe. Die Anrede an die Dame war zumeist nur noch Einkleidung, und die Kanzone glich mehr einer kleinen in zierliche Verse gebrachten Abhandlung. Doch war die Ausführung durchaus nicht immer trocken, sobald nämlich das Gedicht mehr der ästhetische Ausdruck ethischer Empfindungen war. Zuweilen überwog allerdings die syllogistische Formel der Logik, astrologischer Aberwitz und metaphysische Unklarheit entfernten den Gedankengang von dem wahren Boden der Dichtung. Haupt und Begründer dieser Bologneser Dichterschule war Guido Guinicelli (gest. 1276), welcher seinen Ausgang von den Sizilianern nahm, später aber seinen eigenen Weg fand. Dante bezeichnet seine Schule als die des „dolce stil nuovo“ (der lieblichen neuen Schreibart).

Guinicelli verdient vollauf das Lob des großen Florentiners. Er war ein echter Dichter, bei dem der Tiefsinn der Allegorie nicht der Zartheit des Empfindens Abbruch tat. Der Lobpreis der weiblichen Schönheit ist bei ihm sittlich verklärt. Wenn er seine Dame mit Rosen und Lilien und ihr Wesen mit dem Glanze des Morgensternes vergleicht, so ist dies als Verherrlichung sittlicher Reinheit zu verstehen. Zuzugeben ist allerdings, daß auch bei ihm das durch die Philosophie bedingte Denken vielfach den Vordergrund einnimmt. Eine seiner berühmtesten Kanzonen beginnt:

„Beim edlen Herzen Zuflucht sucht die Liebe,
Sowie der Vogel auf dem grünen Zweige;
Es schuf Natur des edlen Herzens Triebe,
Daß sich zu ihnen gleich die Liebe neige.

Sobald am Himmel steht die Sonne,
Sie gleich den Glanz durch alle Räume sendet,
Denn ohne Glanz ist nie die Sonne.
So fesselt edler Sinn die Liebe ganz,
Daß sie zu ihm sich wendet,
Wie Glut sich einet mit des Feuers Glanz."

Ein Zeitgenosse Guinicellis war Guittone d'Arezzo. Seine Sprache ist weniger durchgebildet; auch steht er noch mehr unter dem sizilianischen Einfluß und suchte mehr Anschluß an die Manier der provenzalischen Troubadours. Von ihm stammt aber die vollendete Durchbildung der Dichtungsform des Sonetts, wie sie noch heute gültig ist. Auch in Pisa gab es im 13. Jahrhundert eine Dichterschule, auf welche wir nicht eingehen können.

Der bedeutendste Dichter aber vor Dante war Guido Cavalcanti (gest. 1300). Er vereinigt Tiefe des Gedankens, Schönheit der Sprache und Eleganz der Form mit Wärme der Empfindung. Die Liebe behandelt er fast ganz als Allegorie, und dennoch spürt man, daß ihm echtes Gefühl nicht fremd ist. So singt er von seiner Dame:

„Wer ist die Hohe, die bei ihrem Kommen
Den Blick macht staunen und die Lüfte beben?
Amor dient ihr. Vergebens jedes Streben,
Zu reden laut, wo nur die Seufzer frommen!"

Guido Cavalcanti hat für uns eine größere Bedeutung, als die bisher erwähnten Dichter. Seine philosophische Behandlung des Wesens der Liebe ist grundlegend geworden für eine bestimmte Richtung in der Literatur der italienischen Renaissance. Die „Liebe" wurde ein Zweig der Wissenschaft, und zwar besonders, nachdem die platonische Philosophie Eingang gefunden hatte. Cavalcanti ist zwar noch nicht vom Platonismus berührt; seine Psychologie ist die in seinem Jahrhundert allgemein eingeführte aristotelische. Bei ihm finden wir als stehende Formel die von allen Späteren beibehaltene mythologisierende Personifikation der Liebe als „Amore" oder „dio d'amore", als Liebesgott. Der gelehrte Charakter seiner Dichtung erhellt aus den bekanntesten seiner Kanzonen, deren eine beginnt:

„Unendlich ist die Macht vollkommner Liebe:
Mit ihrem Lichte
Sie stillet alle gleichgeschaffnen Triebe,
Durch sie wird jeder Widerstreit zunichte:
Das Fremde einet sie mit fester Hand
Und knüpft das friedevolle Band,
Daß allen Sterblichen hinieden
Durch ihre Gunst die Ruhe sei beschieden.
Doch nur durch uns atmet in uns sie Leben,
Daß wechselweis wir fördern unser Streben,"

und in längerer Auseinandersetzung schulgerecht darlegt, wie wir den inneren Frieden, das beseligende Gleichgewicht der Seele erlangen sollen. Indem er von der Bemerkung ausgeht, daß das höchste Wesen in uns das Licht der Vernunft entzündet, zeigt er, wie dieses die Sonne ist, welche unseren Lebensweg erleuchtet, und wie der Mensch nur die innere Freiheit sich bewahren kann, wenn er die Güter dieser Welt gering achtet. Das wahre Glück der Seele ist die virtù, die Tugend[1]), welche ohne Kampf nicht bestehen kann. Nur die Tugend, die um ihrer selbst willen geübt wird, gewährt dem Leben die selige Ruhe. In einer kleineren Canzone, welche mit den Worten beginnt: „Von Natur eignet Leben jedem beseelten Wesen" preist er das geistiger Tugend geweihte und dem Materiellen abgewandte Leben. Seine berühmteste Kanzone aber ist die, deren Anfang wir in Prosaübersetzung wiedergeben, da bei der komplizierten Reimform des Originals ein anderer Versuch aussichtslos erscheint: „Weil eine Dame mich bittet, will ich von einer Erscheinung reden, welche oft schrecklich ist und so eigensinnig (stolz). Liebe (Amore) wird sie genannt. So möge denn, wer sie leugnet, die Wahrheit darüber vernehmen. Für die gegenwärtige Darlegung wünsche ich aber nur einen Eingeweihten als Zuhörer, da ich für ausgeschlossen halte, daß ein Mensch von niederer Gesinnung[2]) des Verständnisses für

[1]) Diese Bedeutung hat hier dieses Wort noch, während die spätere Renaissance darunter mehr die rücksichtslose Tüchtigkeit versteht.

[2]) Gaspari übersetzt „von geringer Einsicht". Der Ausdruck „basso core", welchen wir als Gegensatz von „cor gentile" (Hochgesinntheit) fassen, schließt beide Bedeutungen ein.

einen solchen Gegenstand fähig sei. Ohne wissenschaftliche Methode bin ich nämlich nicht imstande, folgende Punkte darzulegen: ihre Herkunft, die Ursache ihrer Entstehung, ihre Eigentümlichkeit, ihr Vermögen, ihr Wesen, ihre Kundgebungen, die Lust, um derenwillen sie Liebe heißt, und ihre Sichtbarkeit." Nachdem der Dichter nach dieser Einleitung das Thema in vier Strophen (zu je 14 Zeilen) nach allen Regeln der Schullogik abgehandelt hat, schließt er voll Selbstgefühl: „Getrost magst du, Kanzone, gehen, wohin du willst. Ich habe dich so ausgeschmückt, daß dein Gedankengang Beifall finden wird bei denen, welche Verständnis besitzen."

Wir haben länger bei dieser Dichtung Cavalcantis, von welchem wir übrigens auch nicht gelehrte, dafür aber um so hübschere Pastorellen und auch Sonette besitzen, deshalb verweilt, weil sie Gegenstand eingehender Kommentare geworden ist und auf die Ausbildung der Liebeswissenschaft, welche wir noch näher kennen lernen werden, bestimmend eingewirkt hat.

Unwillkürlich müssen wir jetzt den Atem anhalten; denn uns tritt nunmehr Dante Alighieris gigantische Gestalt entgegen. Über sein großes Gedicht, die Divina commedia zu handeln, ist für uns hier nicht am Platze. Jeder einigermaßen Gebildete muß es kennen, muß bei seiner Nennung den Eindruck gegenwärtig haben des gewaltigen Meeres von Licht, Farben, Tönen, von Höllenqualm und Himmelsluft, die unabsehbare Reihe von Gestalten vorüberziehen sehen, welche die gar nicht umfangreichen hundert Gesänge, wie durch ein Wunder vor uns erstehen lassen, muß die Himmelspforten der einen allumfassenden irdischen und zugleich göttlichen Wissenschaft geöffnet erblicken! Dantes Erscheinung wurzelt — dies müssen wir mit dem größten Nachdruck betonen — durchaus im Mittelalter. Die politische Geschichte Italiens müssen wir gleichfalls als bekannt voraussetzen. Das bürgerliche Leben seiner Vaterstadt war zu seinen Lebzeiten im Begriff, unter endlosen inneren Kämpfen, deren Opfer er wurde, aus dem Mittelalter herauszuwachsen und zu dem zu werden, als welches es für alle Zeiten glanzvoll in der Geschichte dasteht. Dante hatte in hervorragender Stellung im politischen Leben seiner Vaterstadt gewirkt, sein großer Eifer war sein Unglück geworden, aber die Verbannung hatte seinen Blick geweitet. Eine so tiefe Welt- und Menschenkenntnis wurde sein eigen, wie sie überhaupt nur sich erringen läßt. Der kosmopolitische

Zug jedoch, welchen uns Boccaccio[1]) von ihm berichtet, und welcher ihn uns sehr viel moderner erscheinen läßt, ist trügerisch. Dante hing mit allen Fasern seines Herzens an seiner Vaterstadt und hätte alles Weltbürgertum freudig von sich geworfen, wenn er hätte mit Ehren nach Florenz zurückkehren können. In der Verbannung hatte er seine schon früher bedeutenden wissenschaftlichen Kenntnisse erweitert und vertieft. Er betrieb in Paris philosophische und theologische Studien und disputierte dort öffentlich zu allgemeiner Bewunderung. Aber seine Wissenschaft war nur die Wissenschaft seiner Zeit; nicht um die Breite einer Linie ist er aus den Schranken der Scholastik herausgetreten. Seine Mystik bewegt sich in den Bahnen, welche ihm Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi und Bonaventura wiesen. Seine Originalität und Größe besteht in der Art, wie er mit Bewußtsein und vollendetster Kunst das, was ihm die Schauung des Genius eingegeben, in gedrängtester Form darzustellen wußte: die Geschichte der Menschheit mit allen ihren Phasen und Erscheinungen wird zur großartigen Allegorie der sich läuternden und zu Gott sich erhebenden Menschenseele. Seine Dichtung hat durchgängig einen doppelten Sinn: den wörtlichen und den allegorischen. Auch dieser Zug entspricht ganz der mystischen Theologie seiner Zeit. Was Dante hoch über alle seine Vorgänger hinaushebt, ist die Tiefe seiner Seelenschilderung. Diese ist jedoch, wenn man recht bedenkt, etwas rein Menschliches, die einzigartige Eigenschaft eines großen Dichtergeistes, welche zu allen Zeiten eine seltene Gabe ist. Um sie allein möchten wir, soviel Wahres an Jacob Burckhardts Wort ist, es scheine, als ob das ganze Mittelalter hindurch alle Dichter sich selber gemieden, er zuerst sich selber aufgesucht hätte, Dante nicht als Markstein zwischen Mittelalter und Neuzeit bezeichnen. Seine Seelenschilderung beruht auf einer durchaus ungewöhnlichen Anlage, welche den Dichter des „Neuen Lebens“ und der „Commedia“ der kleinen Zahl der ganz großen Dichtergenien einordnet. Sie

[1]) Boccaccio berichtet in seiner Lebensbeschreibung Dantes, daß dieser es verschmäht habe, unter schmachvollen Bedingungen nach Florenz zurückzukehren, und ausgerufen habe: „Erblicke ich nicht von jeglichem Orte aus die Spiegelbilder der Sonne und der Gestirne? Kann ich nicht unter jedwedem Himmelsstrich über herzerfreuende Wahrheiten nachsinnen, ohne mich aller Ehre beraubt, mit Schmach dem Volke von Florenz auszuliefern?!“

ist in dieser Vollendung von keinem seiner Nachfolger, selbst von Petrarca nicht, erreicht worden. Diese Meinung mag sehr subjektiv sein und vielen als anfechtbar gelten. Was uns zu ihr bestimmt, ist die fast zauberhafte Schlichtheit des Ausdrucks und der Verzicht auf raffinierte Kunstmittel, während bei Petrarca schon manches Manier ist. Ein so ursprüngliches Vermögen ist an sich unabhängig vom Zeitalter, wenn auch äußere Bedingungen gegeben sein müssen, damit es machtvoll in die Erscheinung treten kann. Zu diesen gehört das Vorhandensein einer geeigneten Sprache. Hier war Dante von seinen Vorgängern erfolgreich vorgearbeitet worden. Überhaupt hatte es an Bestrebungen, eine italienische Schriftsprache zu schaffen, nicht gefehlt. Es gab ein „Curiale", eine Hof- und Kanzleisprache, welche man zur Literatursprache zu erheben trachtete. Dante selbst behauptete in seiner Schrift „Über die Volkssprache", daß er sich dieser Hofsprache und nicht etwa seines heimatlichen toskanischen Idioms bediene. Das Unzutreffende seiner Behauptung suchte später Macchiavelli in einer kleinen, zum Teil in Gesprächsform geschriebenen Abhandlung überzeugend nachzuweisen. In Wirklichkeit bediente sich Dante einer Sprache, deren Grundlage die toskanische Mundart ist, allerdings gemischt mit dem Lateinischen nachgebildeten Ausdrücken und anderen Dialekten entnommenen Formen, sowie stilistisch beeinflußt durch das „Curiale". Zu Vorbildern hatte er sich besonders Guinicelli und Cavalcanti erkoren. Anschluß an die toskanische Volksmundart hatte übrigens vor ihm schon der Florentiner Dichter Chiaro Davanzati in der Mitte des 13. Jahrhunderts gesucht. Wie dem allen aber auch sei, kraft seiner überragenden Größe und als der Schöpfer der ersten großen Dichtung in der Volkssprache und des gewaltigsten Werkes der italienischen Literatur überhaupt steht an deren Eingange Dante Alighieri auch als der eigentliche Begründer der italienischen Schriftsprache. Nicht nur seine Dichtung, sondern auch seine Prosa wurde zum Vorbilde für die Nachwelt.

Hatten wir oben Dante in seiner Eigenart als Seelenschilderer aus dem Grunde weniger als Vorläufer der Renaissance ansprechen mögen, weil er als solcher uns über dem Rahmen jedweden Zeitalters zu stehen scheint, so müssen wir ihm hinsichtlich einer Eigenschaft, welche bei oberflächlicher Betrachtung von geringerer Bedeutung zu sein scheint, jenes Prädikat zusprechen. Es ist dies seine Liebe zur klassischen lateinischen Dichtung und Literatur. Dante war keineswegs

Humanist. Das Latein, welches er schrieb, war die scholastische Schulsprache eines Thomas von Aquino. In allen seinen Werken aber offenbart sich seine für die damalige Zeit noch ungewöhnliche Liebe zum klassischen Altertum, soweit es ihm zugänglich war. Am höchsten schätzte er Virgil, welchem er, ohne seiner Originalität zu schaden, nachzustreben suchte. Aber auch Ovid, Horaz, Lukan, Statius und Cicero waren ihm vertraut. Aus dieser Liebe zu klassischer Schönheit und Hoheit entsprang auch der bemerkenswerte, von anderer Seite schon ausführlich gewürdigte Gedanke, den erhabenen Gestalten des klassischen Altertums ein beschränktes Maß von Seligkeit zuzuerkennen (vgl. Hölle, 4. Gesang). Gerade dieser Zug erscheint uns als der für unsere Betrachtung wichtigste, welche sich ja in erster Linie auf das Wiedererwachen des klassischen Altertums zu richten hat, und dieser Geist beginnt sich bei Dante, zwar noch eingeengt durch die Bande mittelalterlicher Gelehrsamkeit und Weltanschauung, aber doch schon vernehmlich zu regen.

Würdiger können wir diesen Abschnitt nicht schließen, als mit einem Blick auf die Schöpfungen des herrlichen Meisters Nicola Pisano (etwa 1204—1280), dessen Wirken man eine Renaissance vor der Renaissance genannt hat. In seinen Kanzeln im Baptisterium zu Pisa und im Dome zu Siena, deren Reliefs Szenen aus dem Leben Christi von der Geburt bis zur Kreuzigung darstellen, sehen wir wie durch einen Zauber die edelste Formenschönheit der Antike erstehen. Einen direkten Nachfolger hat dieser Meister nicht gehabt. Will man aber dennoch einen solchen wissen, so muß man schon um beinahe drei Jahrhunderte vorauseilen: Michelangelo!

Das Wiedererwachen des klassischen Altertums.

Der Humanismus.

Der Humanismus ist nicht die Renaissance. Ihr Wesen umfaßt unendlich viel mehr, als ein philologisches Ideal. Jacob Burckhardt betont nachdrücklich, daß als „Renaissance" nicht die Antike allein, „sondern ihr enges Bündnis mit dem neben ihr vorhandenen italienischen Volksgeist die abendländische Welt bezwungen hat". Sicher ist dies Wahrheit; aber eigentlich ist es doch etwas Selbstverständliches; denn das bloße Wiederaufnehmen der Antike wäre niemals imstande gewesen, belebend zu wirken. Jeder Gedanke der Vergangenheit ersteht, wenn seine Stunde gekommen ist, in neuer Form wieder; denn er erwacht in anders gearteten Menschenköpfen. Die Durchsbuvsstufe des Mittelalters war zunächst nicht so schnell zu überwinden, und als Schritt für Schritt diese Überwindung sich doch zu verwirklichen schien — vollständig ist es sogar bis heute noch nicht geschehen, denn wir haben in Wissenschaft, Staat und Kirche, nicht zum Unsegen, noch ein gut Teil Mittelalter —, waren es keine antiken Menschen, welche mit Begeisterung dem klassischen Ideale zu leben trachteten. Nur die Erneuerung in diesem Sinne konnte Früchte tragen. Wo dagegen sklavische Nachahmung statt lebensvoller Erneuerung erstrebt ward, sehen wir pedantische und lächerliche Zerrbilder entstehen. Gerade solche zeitigte in reichlicher Menge der Humanismus. Diese Tatsache ist jedoch nicht imstande, das Berechtigte und Große an ihm zu verkleinern.

Wir haben gesehen, daß die Stürme der Völkerwanderung und alle Barbarei des frühen Mittelalters doch nicht die Überreste der antiken Bildung zu vernichten vermochten. Den ersten großen und erfolgreichen Versuch, gediegene Bildung nach klassischem Muster einzuführen, hatte die Regierung Karls

des Großen gebracht. Wenn auch die Kenntnis der griechischen Sprache im Abendlande immer seltener wurde, befleißigte man sich doch in den folgenden Jahrhunderten soviel als möglich des Studiums der lateinischen Literatur. Bis in das 12. Jahrhundert findet man grammatische Korrektheit des Lateins. Abälards Schreibart ist kunstgerecht und gewandt; seines großen Gegners Bernhard Schriften zu lesen, ist ein Genuß. Die Klosterschulen waren seit der Zeit Karls des Großen zeitweilig in Verfall geraten, hatten sich jedoch in ruhigen Zeiten wieder emporgeschwungen. Seit dem Emporblühen der Universitäten dienten sie aber nur noch als niedere Bildungsanstalten und verloren gänzlich ihre frühere Bedeutung. Die an diesen Schulen Unterrichtenden waren seit dem 13. Jahrhundert nur noch geringere Geister. Der Unterrichtsstoff der niederen Lehranstalten des 13. Jahrhunderts war trotzdem noch im allgemeinen gar kein so übler. Der Lehrer diktierte den Schülern die Regeln des Donat, die Fabeln des Phädrus und gewisse dem römischen Grammatiker Cato (1. Jahrh. v. Chr.) fälschlich zugeschriebene Sentenzen; zugleich prägte er ihnen Kirchengebete und Psalmen ein. Die Fortgeschritteneren lasen Stücke aus Seneca, Ovid, Virgil, Lucanus, Statius, ja sogar manchmal aus Horaz und Persius. Die oberste Stufe empfing ihre Ausbildung in der Logik und Rhetorik aus Aristoteles, Cicero und Quintilian. Die mitgeteilten Texte waren wohl zumeist wenig umfangreich und ihre kritische Verfassung war sicher erbärmlich. Mit der Zeit schmolz dieser Stoff aber immer mehr zusammen, so daß im 15. Jahrhundert in Deutschland wenig mehr als etwas Grammatik, einige Psalmen und Gebete, ein paar Verse aus Dichtern und die Isagoge des Porphyrios gelehrt wurde. Der ganze Betrieb war schon früher wenig geistvoll gewesen und bestand mehr in mechanischem Auswendiglernen. Eine Gefahr der Stilverderbnis brachte den Lernenden zweifellos das Kirchenlatein. Dieses hat durchaus seine historische Berechtigung, da es auf der lateinischen Volkssprache der ersten christlichen Jahrhunderte beruht, und entbehrt nicht der Anmut, wie das große Kunstwerk der römischen Liturgie jedem einsichtsvoll Urteilenden zeigt. Bei dem Lateinschüler machen sich aber bald die Folgen des kritiklosen Durcheinanderlernens von Stücken aus der Vulgata, Kirchenvätern, klassischen und spätlateinischen Autoren bemerkbar.

Es erübrigt nun, nach den Ursachen des Verfalles der Latinität zu forschen; es genügt festzustellen, daß in der ersten

Hälfte des 14. Jahrhunderts in allen Ländern ein unbeschreiblicher Tiefstand der klassischen Bildung eingetreten war. Aber schon weilte der unter den Lebenden, auf dessen erstaunliches Wirken der Umschwung zurückzuführen ist.

Im Jahre 1304 war **Francesco Petrarca** zu Arezzo geboren, wohin sein Vater, der Notar Petrarco di Parenza dell' Incisa, aus Florenz vertrieben, geflohen war. Er verlebte seine Jugend in Ancisa, Pisa, Carpentras und Avignon, wo sein Vater später seinen Wohnsitz nahm. Auf dessen Wunsch studierte Francesco zu Montpellier und Bologna die Rechte, jedoch ohne Neigung zu diesem Fache; denn früh war in ihm der Sinn für das Schöne erwacht, welcher bei dem trockenen Jus keine Nahrung finden konnte.

Unter den Büchern seines Vaters hatte der Knabe einige Schriften Ciceros entdeckt. Nicht nur diese las er mit großem Eifer, sondern begann auch alle Schriften der Römer, welche er irgend erlangen konnte, zu sammeln. Der strenge Vater aber warf eines Tages die ganze Bibliothek des armen Francesco in das Feuer. Verkleinerer haben an Petrarcas Charakter einige Schwächen hervorheben zu müssen geglaubt, auch solche, welche er selbst in späteren Lebensjahren freimütig eingestand, wie seine Eitelkeit. Wie verschwindend ist doch alles dies neben der wahren großen Liebe seines Lebens, von der er nie gelassen hat, zum klassischen Altertum! Wie er aus dem Kaminfeuer, in welches der Vater seine geliebten Klassiker geworfen hatte, unter heißen Tränen mit Mühe einen Virgil und eine Rhetorik des Cicero rettete, so strebte er bis an sein Lebensende unablässig, wo er nur konnte, Handschriften klassischer Autoren vor dem Untergange zu bewahren. Er suchte und fand Exemplare des Livius, Cicero, Seneca und anderer; tief betrauerte er den Verlust solcher Bücher, welche er noch in seiner Jugend gesehen hatte und welche aufzufinden ihm trotz aller Mühe nicht gelang, wie Ciceros Buch „De gloria", die Briefe und Epigramme des Augustus und Terentius Varros „Divinarum et humanarum rerum libri XLI". Wie notwendig war aber auch sein Streben! Ohne seinen Vorgang, welcher den Umschwung zum Besseren einleitete, wäre bald das schwerste Verhängnis über die kostbaren Handschriften hereingebrochen. Seitdem an den Schulen die klassischen Autoren so gut wie gar nicht mehr gelesen wurden, lagen in den Klöstern die herrlichsten Codices ungeschützt der Nässe und dem Schimmel preisgegeben und als Speise der Würmer und Ratten an unwürdigen Orten;

auch wurde von ihnen die Schrift abgekratzt oder durch einen übergestrichenen Farbstoff verdorben und unkenntlich gemacht, damit das kostbare Pergament für andere Zwecke, wie Missalen, Legendenbücher und dergleichen Verwendung finden konnte. Auf seinen Reisen durch Italien, Frankreich, Deutschland und andere Länder suchte Petrarca nach Handschriften und überall ließ er Abschriften herstellen. Wenn man die unendliche Mühe und die Kosten, welche er nicht scheute, in Betracht zieht, so verschwindet die Unterstützung, welche ihm von hohen und einflußreichen Gönnern zuteil ward, zu einem Nichts. Dazu war die Unwissenheit und Gleichgültigkeit, welche er überall antraf, bodenlos. In der Universitätsstadt Padua konnte er keinen brauchbaren Abschreiber bekommen und, als er in der reichen Handelsstadt Lüttich sich selbst an das Abschreiben machen wollte, gelang es ihm erst mit Mühe und Not, eine zum Schreiben verwendbare Flüssigkeit aufzutreiben. Trotz aller Schwierigkeiten hat er eine große Zahl von Handschriften entdeckt, angekauft oder abschreiben lassen. Aber nicht das Abschreiben allein war sein Zweck und Ziel; sein Verdienst war ungleich größer: in seiner völlig kritiklosen Zeit wurde er der Begründer der wissenschaftlichen Kritik. Er verglich die Handschriften miteinander, emendierte die Texte und versah sie mit Randnoten und Anmerkungen.

Bei seiner universellen Bildung und seinen Verbindungen mit fast allen Höfen und Staatsmännern seiner Zeit hatte er auch vielfach Gelegenheit, sein umfangreiches Wissen und sein kritisches Talent in den Dienst der Staatswissenschaft zu stellen. Im Mittelalter herrschte nämlich im Urkunden- und Archivwesen eine noch schlimmere und gefährlichere Kritiklosigkeit, als in der wissenschaftlichen Literatur. Nach dem langobardischen Gesetz mußten alle Urkunden für unanfechtbar angesehen werden, deren Echtheit von demjenigen, welcher sie beibrachte, auf das Evangelium beschworen worden war. Man kann sich demnach eine Vorstellung davon machen, in welcher Menge die Archive im Laufe der Jahrhunderte mit solchergestalt beglaubigten Falsifikaten überschwemmt worden waren. Kaiser Otto II. hatte auf sinnreich anmutende Art versucht, diesem Unfug zu steuern, indem er in seinen Zusätzen zum langobardischen Recht verordnete, daß bei Streitfragen zur Bestätigung eines solchen Dokumentes zum Eide noch der gottesgerichtliche Zweikampf hinzukommen müsse. So erreichte brutale Gewalt, was dem Falscheide noch nicht gelungen war.

Petrarca wies zuerst die Kennzeichen und wissenschaftlichen Hilfsmittel nach, mittels deren man echte Urkunden von Fälschungen zu unterscheiden vermochte. Infolgedessen wurde sein Beistand oftmals von den Fürsten seiner Zeit in Anspruch genommen. Außerordentlich schätzte ihn Kaiser Karl IV. und hätte ihn gern für immer an seinen Hof gefesselt. Sehr bekannt ist die Tatsache, daß ihm Petrarca altrömischen Kaisern untergeschobene Diplome als Fälschungen nachwies. In dieser vielseitigen Tätigkeit entfaltete der Dichter eine fast übermenschliche Arbeitskraft, bis mit der Zeit seine Gesundheit zu leiden begann, indem sich bei ihm infolge der Nachtwachen Krampfanfälle einstellten.

Seine aufrichtige Begeisterung galt dem Römertum: den Denkmälern des römischen Altertums, der römischen Geschichte und Literatur. Cicero sah er als zweiten Vater, Virgil als Bruder an. An sie und andere Größen des Altertums richtete er Schreiben, weil sie für ihn unsterbliche Wesen waren, welche seine Sympathie erwidern mußten. Als er die Nachricht erhielt, daß das römische Volk sich gegen seine Tyrannen, die Adelsgeschlechter, erhoben und Cola Rienzi zum Volkstribunen erwählt hatte, sandte er an diesen einen von Begeisterung durchflammten Brief ohne Rücksicht darauf, daß er durch diese Handlung mächtige Gönner verlor, und auch nach dem Falle seines Helden ließ er ihm seine Fürsprache zuteil werden. Als ihm die Dichterkrönung gleichzeitig von der Pariser Universität und vom römischen Senat angeboten wurde, schwankte er keinen Augenblick, die ewige Stadt der Lutetia vorzuziehen. Auch begnügte er sich nicht damit, seine eigene Person der römischen Altertumswissenschaft zu widmen, sondern er bot alle Kräfte auf, andere zu dieser Kulturarbeit heranzuziehen, und zielbewußt hat er erreicht, daß nach seinem Tode die Wogen der Barbarei nicht wieder hinter ihm zusammenschlugen. Eines nur konnte er nicht mehr vollbringen: die Erneuerung des griechischen Altertums im Abendlande.

Wohl war er sich bei seinen klassischen Studien der Unkenntnis des Griechischen schmerzlich bewußt geworden. Daher nahm er, als der aus Calabrien stammende griechische Mönch **Bernhard Barlaam** als Gesandter des Kaisers Andronikos III. Palaiologos im Jahre 1339 zum Papste nach Avignon kam, freudig die Gelegenheit wahr, dessen Unterricht in der griechischen Sprache zu genießen. Barlaam war eine Zeitlang Abt eines Klosters in Konstantinopel gewesen und stand im

Rufe großer Gelehrsamkeit. Petrarca wollte sich von ihm in das Studium des Homer, Platon, Aristoteles und Euklides einführen lassen. Da aber die Gesandtschaft erfolglos blieb, war der Aufenthalt seines Lehrers in Avignon nur von kurzer Dauer, und Petrarca mußte ohne Unterricht und wissenschaftliche Hilfsmittel seine Studien abbrechen. Jetzt besaß er zwar einen griechischen Homer und einige Dialoge Platons, konnte sie aber zu seinem Leidwesen nicht lesen. Ganz ohne Frucht war aber dennoch diese kurze Unterweisung für ihn nicht geblieben. Er hatte den Kulturwert des hellenischen Schrifttums und die Bedeutung der unverfälschten griechischen Philosophie ahnen gelernt. Zu Platons Lehre fühlte er sich wie zu einem verwandten Geiste hingezogen, und seine späteren Schriften sind von einem platonischen Schimmer überstrahlt.

Innige Freundschaft verband ihn mit dem um neun Jahre jüngeren **Giovanni Boccaccio,** dessen Bekanntschaft er im Jahre 1341 in Neapel machte und dem er derart seine Liebe zum klassischen Altertum mitzuteilen wußte, daß sein Einfluß für dessen ganzes Lebensziel bestimmend wurde. Nachdem sich Boccaccio drei Jahre lang von Leontius Pilatus, einem Schüler Barlaams, hatte unterrichten lassen, wandte er seinen ganzen Einfluß auf, daß sein Lehrer an der Florentiner Universität als Professor der griechischen Sprache und Literatur angestellt wurde. Es war dies der erste Fall, daß an einer Hochschule des Abendlandes das Griechische offiziell gelehrt wurde. Dieses Beispiel brach aber Bahn, und die übrigen Universitäten folgten allmählich nach.

Hatte Petrarca in Boccaccio einen gleichstehenden Freund gefunden, so bildete er in Giovanni Malpaghino, nach seinem Geburtsort Johann von Ravenna genannt, einen talentvollen Schüler heran, welchen er eine Zeitlang als Vorleser und Sekretär beschäftigte und auch später in jeder Hinsicht förderte.

Petrarcas lateinische Dichtungen, welche er selbst von seinen Werken am höchsten schätzte, sind nach unseren Begriffen wertlos, so sein großes heroisches Epos „Africa" und seine Eklogen, die nur Nachahmungen Virgils sind. Am besten gelungen sind seine „Epistolae" oder „Carmina", welche auch wertvolle Aufschlüsse über einzelne seiner Lebensumstände bieten. Der Hauptwert kommt neben seinen Dichtungen in der Volkssprache seinen zahlreichen lateinischen Prosaschriften zu vom allgemeinen kulturhistorischen Standpunkte sowohl als wegen

der darin ausgesprochenen Ansichten über Philosophie und andere Wissenschaften. Von größter Wichtigkeit aber sind seine Briefe für das Studium der Geschichte seiner Zeit.

Petrarca war kein philosophischer Systematiker, jedoch ein durch philosophische Studien angeregter Denker. Italienische Literaturhistoriker früherer Zeiten haben ihn an die Spitze der größten Geister der neueren Zeit, wie Descartes, Galilei, Newton u. a. m. stellen wollen. Dies ist maßlose Überschätzung. Nicht als systematischer Denker ist er der Vorläufer der neuzeitlichen Menschheit. Zwar ist es nicht zu leugnen, daß sich in seinen Schriften Andeutungen cartesianischer Gedanken finden, was nicht verwunderlich ist, da er ein Verehrer Augustins war; auch hat er Montesquieu einige Betrachtungen über die Ursachen der Entwicklung und des Verfalles der Völker vorweggenommen. Aber es handelt sich hierbei nur um scharfsinnige und geistreiche, aber flüchtig skizzierte Bemerkungen. Er selbst äußert über seine Art zu philosophieren, er befolge zum Teil die Regeln der Akademiker, d. h. Skeptiker, zum Teil die der Stoiker, nur in Sachen des Glaubens lasse er keinen Zweifel zu. Er war Paränetiker wie Cicero und Seneca; ja, manchmal scheinen ganze Seiten seiner Schriften aus diesen beiden Autoren zusammengeflickt. In vielen Punkten fußt er aber auch auf Augustinus[1]). Die scholastisch-aristotelische und ganz besonders die averroistisch gefärbte Schulwissenschaft seiner Zeit war ihm höchst zuwider, und dialektische Sophistereien geißelte er, wo er nur konnte. Die sieben freien Künste des Trivium und Quadrivium schienen ihm nicht wert, daß ein edler Geist die Kraft und Zeit seines Lebens dafür vergeude. Mittel und Wege sind sie ihm zur Schulung des Verstandes, aber nicht Zweck und Ziel der Vernunft; denn dies ist allein die Wahrheit: sie soll der Philosoph suchen, nicht kleinliche Streitfragen. Auch die Ärzte sollten mehr Zeit und Mühe auf die Behandlung der Kranken, als auf das Diktieren von Syllogismen verwenden.

[1]) Ein eigentümlicher Zug des Pessimismus, welcher Schopenhauer so sympathisch war, geht durch Petrarcas Schriften. Vom Leben sagt er: „Seinen Anfang beherrschen Blindheit und Vergessen, seinen Verlauf Mühsal, sein Ende Schmerz, alles an ihm aber Irrtum.“ Am Ende seines eigenen Lebens schrieb er: „In meiner Jugend achtete ich nur mich selbst; im Mannesalter verachtete ich nur mich selbst; im meinem Alter verachte ich alles und am meisten mich selbst.“

Petrarca war ein Feind jeglichen Aberglaubens, namentlich des astrologischen. Diese Unbefangenheit der Gesinnung ist ihm nicht hoch genug anzurechnen. Lebte er doch zu einer Zeit, in welcher der Aberglaube in allen erdenklichen Formen seine Orgien feierte und sich andauernd zu noch unheimlicherer Blüte entfaltete. Im 15. Jahrhundert wurde die Nekromantie zu Salamanca an der Universität öffentlich gelehrt, und Astrologie, Alchemie, Magie und die Auswüchse der Kabbalistik[1]) hielten selbst die bedeutendsten Geister im Bann. Der Hexenwahn, welcher bekanntlich zu immer gefährlicherem Ausbruch kommen sollte, hatte schon manches Opfer gefordert. So mußte im Jahre 1327 in Florenz der Mathematiker und Astronom Francesco degli Stabili, bekannter als Cecco d'Ascoli (sein abgekürzter Vorname mit seinem Heimatsort), welcher einen Kommentar zur „Sphaera" des Sacrobosco verfaßt hatte, den Scheiterhaufen besteigen, weil ihm seine Horoskope die Anklage wegen Zauberei eingetragen hatten, während die wahre Ursache seines Verderbens die Feindschaft des Bologneser Professors Dino del Garbo, des Vorkämpfers für Dante und Guido Cavalcanti, und anderer Gelehrter war. Auch Petrarca blieb nicht von solcher Erbärmlichkeit verschont. Ein Inquisitor, welcher sehr gelehrt im kanonischen Recht und ein geschworener Feind aller Dichter gewesen sein soll — vermutlich waren ihm Verse (carmina) gleichbedeutend mit Zaubersprüchen —, beschuldigte ihn auf Grund seiner Kenntnisse in der Physik und Astronomie sowie seiner Beschäftigung mit Virgil, der blöden Köpfen damals als großer Zauberer galt, des Verbrechens der Magie, so daß er sich vor dem Papste Innocenz VI. rechtfertigen mußte.

Die fast unbeschränkte Freiheit des Geistes also ist es, welche für uns diesen großen Mann so hoch über sein Zeitalter erhebt. Wir sehen hier zum erstenmal, und zwar noch im vollen Mittelalter, einen modernen Menschen. Seine Reisen, seine Besteigung des Mont Ventoux, sein Eifer für Archäologie, Naturwissenschaft, Geographie, Münz- und Diplomkunde, seine Liebe zur Natur, die im besten Sinne feuilletonistisch zu nennende Art seiner Erzählungen, was auch immer man an ihm im einzelnen betrachten will: nirgends findet man etwas, was an mittelalterliche Schranke erinnert. Ja, man kann sagen:

[1]) Gemeint ist ein spielerischer Aberglaube, nicht das religionsphilosophische System der Kabbalah.

wenn dieser Mann heute unter uns auferstände, würde er mühelos das heutige Leben verstehen und seinen Platz unter uns einnehmen. Wir werden an vielen Persönlichkeiten des 14. Jahrhunderts ein gut Teil mehr vom Mittelalter entdecken.

Fragt man nun nach den Ursachen dieser fast unerklärlich anmutenden Erscheinung, so müssen wir als die hauptsächliche und entscheidende Petrarcas eigentümliches Verständnis der Antike angeben. Mit der Freiheit des italienischen Volksgeistes ist hier nichts zu erklären. Diese war im Beginn des 14. Jahrhunderts durchaus noch nicht übermächtig. Allenfalls könnte man für die Weitung seines Blickes Petrarcas unstetes Leben in seiner frühen Jugend anführen. Der Sohn eines Verbannten, welcher den Statthalter Christi als Gefangenen des Königs von Frankreich erblickte, konnte vielleicht früh sein eigenes Urteil über die Dinge dieser Welt, über Kirche, Staat und Glauben bilden. Er blieb aber Zeit seines Lebens ein treuer Sohn der Kirche, ein sehr harmloser Politiker und wenn auch aufgeklärter, aber gläubiger Christ, obgleich er offen gegen die Verderbtheit Babels, d. h. des päpstlichen Hofes in Avignon, eiferte. Stets war er ein geschworener Feind des Averroismus. Er fand es widersinnig, als Christ den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele nicht teilen zu sollen, welche ja doch schon von Platon und Cicero gelehrt wurde. Es bliebe nur noch übrig, seine besonders glückliche Veranlagung anzuführen. Sie bedurfte aber der Nahrung, eines festen Anhaltes. Diesen, welchen er in seiner Umgebung nirgends finden konnte, fand er bei den klassischen Autoren des Altertums, insbesondere bei Cicero. Hier lernte er die Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände in eleganter Form und nicht immer seichter Weise kennen. Man konnte also auch philosophieren und mit dialektischer Schärfe über Fragen der Metaphysik, der Religion, der Ethik, der Rhetorik und anderer Gebiete sich ergehen ohne die Quästionen, Distinktionen und Divisionen und allen den abschreckenden Apparat der Scholastik. Sicherlich waren die großen Meister der mittelalterlichen hohen Schulen tiefgründiger, als der glänzende römische Advokat und wohlmeinende, aber unzulängliche Staatsmann, welcher als Philosoph Zeit seines Lebens Dilettant blieb. Trotz alledem fand man bei ihm vorzüglichen, nicht so schnell ausschöpfbaren Bildungsstoff. Der menschliche Geist dürstet nicht nur nach Wissen, sondern auch nach Schönheit, und daß wir heute innerhalb und außerhalb der Universitäten auch die

schwersten und tiefsten Fragen der Wissenschaft nach Möglichkeit in edler Form zu behandeln uns befleißigen, verdanken wir der Bewegung, welche Petrarca in das Leben rief. Das Latein als Sprache der Wissenschaft ist zwar im allgemeinen aufgegeben worden, aber die modernen Sprachen haben doch auf wissenschaftlichem Gebiete eigentlich nur das Erbe des Lateins angetreten, nachdem es üblich geworden war, auch die strengsten wissenschaftlichen Untersuchungen in eine möglichst ansprechende Form zu kleiden. Dabei blieb Petrarca von der Schwäche späterer Humanisten frei, Cicero zu überschätzen oder gar zu vergöttern. Mit auffallend richtigem Blick erkannte er seinen Wert und bildete sich an seinen Reden, seinen Gesprächen und seinen Briefen, von welchen eine große Zahl aufgefunden zu haben, ihm das Verdienst zukommt. Überhaupt eignet ihm das gesetzte Wesen eines modernen Gelehrten. Kindische Schwärmerei und Affektiertheit, wie wir sie bei Späteren finden, war ihm fremd.

Als Petrarcas Ruhm sich schon weithin verbreitet hatte, geschah es einst, daß ein ganz junger Bologneser Student ein Schreiben an ihn richtete, in welchem er mit dem Ausdruck der Bewunderung und Ehrerbietung Auskünfte und Ratschläge erbat. Er erhielt keine Antwort. Nach Jahren aber gelang es dem ehemaligen Bologneser Studenten, in freundschaftliche Beziehung zu dem verehrten Meister zu treten. Aus kleinen Anfängen hatte er sich, durch seine Studien für das Notariat vorgebildet, zu immer höheren Stellen emporgearbeitet. **Coluccio** (Diminutiv von Nicola) **Salutati** war im Jahre 1331 zu Stignano in Toskana geboren. Früh mußte er die Verbannung seines Vaters teilen, welcher bei Taddeo Pepoli in Bologna eine sichere Zuflucht gefunden hatte. Vom kleinen Notar war er dann zum Stadtschreiber von Todi, zum apostolischen Geheimschreiber Urbans V. und endlich zum Kanzler der Florentiner Republik aufgestiegen, nachdem der Ruf von seinem Wissen sich immer weiter ausgebreitet hatte.

Schon als unbekannter Notar hatte er Erholung von seiner trockenen Beschäftigung bei den Studien gesucht, welche man nicht mit Unrecht als Humaniora bezeichnet. Wie Petrarca war er für antike Schönheit und Größe begeistert; er wurde nicht müde, seinem großen Vorbilde nachzustreben. Dafür ward ihm auch nach dessen Tode die heiß begehrte Ehre zuteil, das oben erwähnte Epos „Africa" herausgeben zu dürfen.

Kann man mit vollem Recht Petrarca als den Begründer der modernen wissenschaftlichen Forschung und Kritik ansprechen, so kommt Coluccio Salutati ein speziellerer Ruhmestitel zu: er war der erste Philologe im streng modernen Sinne. Wir sahen, daß Petrarca die Handschriften sammelte, verglich, emendierte und mit Randbemerkungen versah. Weil es schwer war, gute berufsmäßige Abschreiber zu bekommen, bildete er selbst junge Männer dazu aus. Auf den Rändern der Handschriften machte er mit seinen eleganten Schriftzügen Vermerke: Inhaltsangaben, geschichtliche, geographische und prosodische Bemerkungen, Hinweise auf andere Autoren, dazu allgemeinere Betrachtungen über den Inhalt, ja auch Erinnerungen an Ereignisse des eigenen Lebens. Er lebte und verkehrte mit seinen Büchern nicht nur als Gelehrter, sondern auch als fühlender Mensch; er blieb bei allem Ernst und Eifer der genießende Liebhaber. Anders Salutati! Auch er sammelte Handschriften in großer Zahl, verglich und emendierte die Texte, schlug Erklärungen vor und machte zugleich stilistische Bemerkungen. Aus der Lektüre zog er systematisch die Nutzanwendung für die korrekte lateinische Schreibart. Bei seiner Arbeit war er nicht mehr der Liebhaber, sondern der planmäßig verfahrende Fachmann. Der höhere Geist war Petrarca; notwendig für die Wissenschaft sind aber Männer wie Salutati. Er beschreibt im zweiten Buch seines Werkes „De fato et fortuna“ ausführlich die elende Beschaffenheit der Codices und seine Mühen, sie zu berichtigen. Oftmals waren von den Abschreibern Randbemerkungen von fremder Hand in den Text des Autors gezogen worden. Zuweilen hatten spätere Abschreiber oder Buchhändler den Irrtum bemerkt und ihn nach ihrem Verständnis oder nach ihrem Belieben zu verbessern versucht. Mancher hatte sich auch nicht entblödet, Stellen, an welchen er Anstoß nahm, auszulassen oder abzuändern. Um nun solcher Verderbnis wirksam zu steuern, schlug Salutati vor, man möge von Staats wegen öffentliche Bibliotheken gründen und ihre Leitung wissenschaftlich erfahrenen Männern übertragen, welche verpflichtet sein sollten, jeden Band erst eingehend zu prüfen und zu berichtigen, bevor er in den Stand eingestellt würde. Die wenigsten können sich heute eine Vorstellung davon machen, wie beschwerlich es damals war, diesen Idealen nachzuleben. Nicht nur gegen Beschränktheit und Gleichgültigkeit galt es zu kämpfen, sondern auch gegen verblendete Bosheit, welche diese Bestrebungen als der Religion

zuwiderlaufend zu vereiteln suchte. Es fanden sich zwei Dunkelmänner, ein Mönch Giovanni aus S. Miniato und der Professor der Dekretalen (des zweiten Teiles des Corpus juris canonici) und Kanzler der Universität zu Bologna Giuliano Zannerino, welchen Salutati entgegentreten mußte. Er tat dies mit der Begründung, daß auch die heiligen Kirchenväter sich der Profanwissenschaften bedient hätten, um über religiöse Gegenstände zu handeln.

Die Arbeitskraft Salutatis war ungewöhnlich groß. Dreißig Jahre nahm er seine mühereiche und verantwortungsvolle Stellung in Florenz ein. Die unglückliche Stadt machte während dieser Zeit die schwersten Prüfungen durch, verheert durch die Parteistreitigkeiten der Buondelmonti, der Albizzi, der Ricci, Alberti und Medici. Mord, Brandstiftung und alle Greueltaten waren an der Tagesordnung. Es erscheint fast unbegreiflich, daß dieser Mann, welcher im Dienste des Staates seine gefürchtete Feder — Galeazzo Visconti, welcher gegen 1390 mit Florenz Krieg führte, äußerte, sie schade ihm mehr, als tausend florentinische Reiter — hinreichend zu führen hatte, Zeit gewann nicht nur zu seiner oben beschriebenen philologischen Tätigkeit, sondern zu einem fast unübersehbaren Briefwechsel und zu selbständiger Schriftstellerei. Er schrieb in lateinischer Sprache eine große Zahl von Büchern, darunter Lebensbeschreibungen von Dante, Petrarca und Boccaccio. Unvergleichlich groß ist sein Verdienst; dennoch treten schon bei ihm die Übertreibungen zutage, in welche die humanistische Bewegung später immer mehr verfallen sollte. Unter Salutatis Arbeiten nehmen einen bedeutenden Raum die „declamationes", d. i. die Prunkreden, ein. Das Ideal des Staatsmannes ist ihm der Redner im Sinne Ciceros. Sein Beispiel regte zur Nacheiferung an. Wenn schon Salutatis Bestreben, aus jeder Staatsschrift selbst von geringerer Bedeutung ein stilistisches Kunstwerk zu machen, unser Befremden erregt, so wird das Geklingel erborgter lateinischer Phrasen, welches in der Folge sich im öffentlichen Leben breit macht, unerträglich. Salutati dichtete nur lateinisch, unter vielem anderen auch eine Elegie „Die Klage der Phyllis" im Anschluß an Ovid. Das reizende Schlußdistichon lehrt die erhebende Moral, daß die Mädchen sich vor übergroßer Liebe hüten sollen:

„Sollt' eine Jungfrau, o Musen, die Verse lesen, dann mag sie
Durch das Beispiel gewarnt scheuen der Phyllis Geschick."

Der große Verehrer Dantes bedauerte tief, daß dieser seine Commedia nicht lateinisch geschrieben hatte. Wir haben einen Versuch von ihm, ein Stück aus dem 16. Gesange des Purgatorio in lateinischen Hexametern wiederzugeben. Trotzdem die Wiedergabe durchaus nicht schlecht ist, zeigt sie doch handgreiflich die Nutzlosigkeit dieser humanistischen Spielerei. Als Salutati im Jahre 1406 starb, wurde in Italien die lateinische Sprache mehr gepflegt als die italienische. Nach Petrarca und Boccaccio war die Volkssprache wieder dem Verfall ausgesetzt; denn nur noch das klassische Altertum nahm die Geister in Anspruch.

Salutatis Ruf nach Bibliotheken verhallte nicht ungehört. Es waren aber zunächst nur reiche Privatmänner, welche ihm aus eigener Liebe zur Wissenschaft stattgaben. Einer von ihnen, der große Florentiner Bürger **Palla Strozzi** sammelte mit großem Eifer Handschriften und stellte Gehilfen zu ihrer Pflege und Instandhaltung im Sinne Salutatis an. Er beabsichtigte, in der S. Trinità eine bedeutende öffentliche Bibliothek einzurichten. Zu seinem und vieler Unglück ergriff er aber Partei gegen das Haus der Medici und, als im Jahre 1434 Cosimo nach Florenz zurückkehrte, mußte Palla Strozzi nach Padua in die Verbannung gehen. Seinen schönen Plan konnte er nur unvollkommen und spät verwirklichen, indem er viele seiner Codices der Bibliothek von S. Giustina in Padua vermachte. Er war nach allem, was wir über ihn wissen, einer der liebenswürdigsten und sympathischsten Menschen. Die Muße der Verbannung füllte er mit seinen Studien aus. In seinem Hause weilten gern griechische Lehrer, wie Argyropulos u. a. Er beschäftigte sich mit Beredsamkeit und Philosophie. Seine Übersetzungen griechischer Autoren in das Lateinische sind ungedruckt geblieben.

Seinem Landsmann und Zeitgenossen **Nicolò Niccoli** war es beschieden, in Florenz das ausführen zu können, was Palla Strozzi das Schicksal versagte. Weder selbständige Arbeiten noch Übersetzungen hat er hinterlassen; trotzdem war er ein für seine Zeit sehr bedeutender Mann. Ursprünglich Kaufmann, setzte er später seine ganze Arbeitskraft und sein Vermögen daran, eine Bibliothek von mehreren hundert Bänden — damals ein ungeheurer Besitz! — klassischer Werke zu sammeln und zu emendieren. Er galt weit und breit als Kenner, so daß man sich von überall her an ihn um Auskunft wandte. Auf seine Veranlassung wurde Boccaccios hinter-

lassene Bibliothek im Kloster von Santo Spirito zur öffentlichen Benutzung aufgestellt. Zeit seines Lebens stellte er seine Bücher des Studiums Beflissenen zur Verfügung. Sein letzter Wille war, daß dies auch nach seinem Tode so bliebe. Cosimo de' Medici schuf aus seiner Hinterlassenschaft die erste öffentliche Bibliothek im Kloster von San Marco.

Inzwischen war das andere große Ereignis des Humanismus zur Wirklichkeit geworden: die Erneuerung der griechischen Studien im Abendlande. Aus dem zusammenbrechenden byzantinischen Kaiserreich wanderten schon im 14. Jahrhundert einige Gelehrte aus, um im blühenden Italien, dem Lande, in welchem schon im Altertum ihren Vorfahren kein so übles Los zuteil geworden war, ihr Glück zu suchen. Mit offenen Armen wurden sie von Fürsten, Städten und Privatleuten aufgenommen. Ohne griechische Lehrer war es ja den Abendländern nicht möglich, die Sprache Homers und Platons zu verstehen. Was nützte dem armen Petrarca der Besitz der Texte ohne die heute so wohlfeilen Hilfsmittel der Grammatik und des Wörterbuches! Die neuen Lehrmeister brachten nicht nur kostbare Handschriften mit, sondern eröffneten auch durch Unterricht und Übersetzungen das Verständnis für den herrlichen Inhalt. Ihre Tätigkeit war also zunächst überaus ersprießlich. Dennoch war es keine schlackenlose Gabe, welche Italien vom Osten her zuteil ward. Die Griechen besaßen einen Gelehrtendünkel, der zumeist nicht im Einklang zu ihrer wirklichen geistigen Bedeutung stand. An Hang zu theologischer Starrköpfigkeit standen sie den Abendländern sicher nicht nach. Stammte doch die Spitzfindigkeit in Glaubenssachen von den griechischen Vätern der ökumenischen Konzilien und ihren Bekenntnissen her! Man stritt und verdammte sich in Griechenland, sobald man wegen irgendeiner Frage der Gelehrsamkeit uneinig geworden war. Ja, man zankte in Konstantinopel und tat sich in den Bann, als das Ende herannahte und schon der seinen grausigen Einzug zu halten im Begriff stand, welcher auf kürzestem Wege dem Zank ein Ziel setzen sollte. Die griechischen Lehrer waren zumeist keine Philosophen, sondern engherzige Grammatiker, welche dem Geiste des Platon und Aristoteles sehr fern standen. Sie lernten wohl die lateinische Sprache, um in ihr Vorlesungen halten und Übersetzungen fertigstellen zu können. Diese letzteren waren aber auch nur geistlose Übertragungen des Wortlautes, besser zwar als die mittelalterliche des Aristoteles, aber kein Ersatz für den vollen

Gehalt des Originals. Im übrigen sahen sie schon auf die lateinische Sprache und die klassische römische Literatur mit maßloser Geringschätzung herab. Für die italienische Volkssprache, welche gerade ihre herrliche erste Blüte erlebt hatte, war ihnen überhaupt kein Verständnis möglich. Sie hielten sie für unwürdig zu gebildetem Schrifttum und bestärkten durch ihre Meinung das Vorurteil der Humanisten, die ihnen nur als Ehrenretter der Sprache Ciceros und Virgils entgegentraten. Kurz, es sind viele häßliche Charakterzüge an diesen Männern zu erblicken. Der erste, welchen wir hier anzuführen haben, **Leontius Pilatus,** war in jeder Hinsicht eine unsympathische Erscheinung. Boccaccio beschreibt ihn als einen Mann von abschreckendem Äußeren, mit struppigem schwarzem Haar und Bart, von reizbarem, zanksüchtigem Temperament und ungehobeltem Wesen. Mit Barlaam war er nach Avignon gekommen und auf der Rückreise in Florenz mit dem Lehrstuhl der griechischen Sprache bedacht worden. Das Beste an ihm war sein vorzügliches Gedächtnis, weswegen ihn Boccaccio ein „unerschöpfliches Archiv der griechischen Geschichte und Mythologie" nennt. Er stellte eine sehr mangelhafte Homerübersetzung her. In Italien war dieser wunderliche Mann Thessalier (er stammte aus Thessalonike) und in Griechenland Italiener. Nirgends war er zufrieden: in Italien erging er sich in Schmähungen über Sprache und Religion des Landes, in Griechenland pries er die Schätze Venedigs und die Florentiner Eleganz.

Edler und tüchtiger war **Emanuel Chrysolaras,** dessen Vorfahren einst mit Constantin dem Großen von Rom nach Konstantinopel übergesiedelt sein sollen. Im Auftrage des Kaisers Johannes Palaiologos V. bereiste er das Abendland, um bei den Höfen Hilfe gegen die Türken zu suchen, und nahm seit dem Jahre 1391 seinen ständigen Wohnsitz in Italien. Er lehrte die griechische Sprache und Philosophie in Florenz, Mailand, Venedig und Rom. Eng befreundet war er mit Johann von Ravenna, dem Schüler Petrarcas. Beide Männer arbeiteten in ersprießlicher Weise zusammen an der wissenschaftlichen Durchdringung der griechischen sowohl wie der römischen Klassiker mit solchem Erfolge, daß es bald für eine Schande galt, diese nicht zu kennen. Von Johann von Ravenna wird berichtet, daß er allein eine Bibliothek von 600 Handschriften zusammenbrachte. Chrysolaras starb am 11. April 1415 zu Konstanz, wohin ihn der Papst Alexander V. gesandt hatte.

Von seinen Arbeiten war die wichtigste seine Grammatik der griechischen Sprache, die erste, welche das Abendland besaß. Sie hatte sich so bewährt, daß sie noch lange nach seinem Tode mehrmals im Druck erschien. Von seiner schönen Auffassung über Rom und Byzanz, welchen beiden er sich angehörig fühlte, zeugt eine Parallele, die er in einem lateinisch abgefaßten Schreiben an den Prinzen Johannes, den Sohn des Kaisers Emanuel Palaiologos, zum Ausdruck brachte. Der Anblick der alten Hauptstadt der Welt, so schreibt er, habe seine lebhafteste Erwartung übertroffen. Nun wundere er sich nicht mehr über den Ausspruch eines alten Sophisten, Rom sei nicht der Wohnsitz der Menschen, sondern der Götter gewesen. Diese göttlichen Einwohner existierten zwar nicht mehr; aber den Blicken einer freisinnigen Begeisterung erwecke die Erhabenheit der Ruinen die Vorstellung der vergangenen Größe. Die Denkmäler der Konsuln und der Caesaren, der Märtyrer und der Apostel erwecken in jeder Hinsicht die Teilnahme des Philosophen sowohl wie des Christen. Er stellt dann Betrachtungen darüber an, daß in jedem Zeitalter die Waffen und die Religion auf Erden zu herrschen bestimmt sind. Während er aber der ehrwürdigen Schönheit der Mutterstadt Bewunderung zollt, vergißt er nicht Roms schönste Tochter, die kaiserliche Pflanzstätte, seine eigene Heimat. Mit aufrichtiger Wärme ergeht er sich über die unvergänglichen Vorzüge der Natur und über die beiläufigen der Kunst und der Kaiserherrschaft, deren sich die neue Metropole mit Stolz erfreute. Jedoch fügt er hinzu, die Vollkommenheit des Abbildes müsse zur Ehre des Urbildes erstrahlen. Konstantinopel, so schließt er, liegt auf einer Landzunge, welche eine beherrschende Stelle zwischen Asien und Europa, zwischen dem griechischen Inselmeer und dem Schwarzen Meer einnimmt. Infolge Konstantinopels vermittelnder Lage verbinden sich beide Meere und beide Kontinente zum allgemeinen Vorteil der Völker. Die Pforten des Handels können sich jederzeit auf seinen Wink öffnen und schließen. Ein reißender und breiter Strom kann zwischen seinen Mauern hindurchgeführt werden und geschwind die künstliche Insel zu Wasser und zu Lande gleich wie bei Athen umkreisen. Andere Städte sind durch zufällige Ereignisse im Verlaufe der Zeit zur Reife gelangt. Ihre Schönheiten werden durch Mißgestaltetes und durch Unregelmäßigkeiten gestört. Ihren Einwohnern, welche nur ungern von ihrem angestammten Fleck weichen mögen, liegt nichts daran, die Versehen ihrer

Vorfahren zu verbessern. Der Gedanke Konstantinopels wurde von einem einzigen Geiste frei gefaßt und, man kann sagen, im gleichen Augenblick ausgeführt. Ungeheure Reichtümer wurden längs den Küsten Europas und Asiens ausgebreitet, und das ganze Byzantiner Gebiet, dies bedeutet die Küsten des Euxinus und des Hellespont, stellt eine volkreiche Vorstadt und einen unaufhörlichen Garten dar.

Wir haben diesen Auszug aus dem Briefe des Chrysolaras dem Leser deswegen nicht vorenthalten, erstens weil es uns das Empfinden dieses Mannes in sympathischer Weise näherbringt, dann aber, weil er uns recht anschaulich vor Augen führt, welchen furchtbaren Schlag das Einbrechen der in Wirklichkeit stets wahrer Bildung unzugänglichen osmanischen Türken der europäischen Kultur zugefügt hat. Ursache aber dieses Unheils war die religiöse Verblendung der Griechen, welche vereitelte, daß ihnen tatkräftige Hilfe zur immerhin möglichen Vernichtung der Türken zuteil ward.

An dieser Stelle wollen wir auch den Aristoteliker **Theodor Gaza** (geb. 1398 zu Thessalonike) erwähnen, welcher nach der Eroberung seiner Vaterstadt im Jahre 1430 in Siena und Ferrara lehrte. Am letzteren Ort ward er der erste Rektor der Universität. Später lebte er in Rom und Neapel am Hofe des Königs Alfons. Er starb im Jahre 1478 in Kalabrien. Unter den griechischen Humanisten war er einer der besten Männer. Von unschätzbarer Bedeutung ist seine ausführliche griechische Grammatik. Er übersetzte eine größere Anzahl von Büchern des Aristoteles, Aelian, Dionys von Halikarnaß u. a. in das Lateinische und zwei Schriften des Cicero „De senectute“ und „Somnium Scipionis“ in das Griechische.

Nach der Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453 mehrte sich natürlicherweise die Zahl der gelehrten Flüchtlinge um ein bedeutendes. Wir erwähnen hier nur einige Männer, welche sich um die Wissenschaft der griechischen Sprache verdient gemacht haben: **Emanuel Moschopulos** förderte das Studium des Homer und Hesiod und beschäftigte sich auch mit der Mathematik, **Johannes Argyropulos** erklärte in Florenz und Rom die griechischen Klassiker und den Aristoteles, **Konstantinos Laskaris**, dessen auch „Erotemata“ betitelte griechische Grammatik das erste griechische Buch ist, welches gedruckt ward, und zwar 1476 in Mailand, lehrte daselbst und später in Rom, Neapel und Messina. Sein Vetter **Johannes Andreas Laskaris** trat in den Dienst des Lorenzo de' Medici, welcher ihn dazu ver-

wendete, griechische Handschriften und Kunstwerke aufzukaufen. Später zog er an den Hof des Königs Karl VIII. nach Paris, bis ihn Papst Leo X. nach Rom berief. Als Vorsteher eines Lehrinstituts für junge Griechen und einer griechischen Druckerei sowie durch seine Ausgaben und Erklärungen griechischer Klassiker hat er Bedeutendes geleistet. Erwähnen wollen wir auch noch Demetrios Chalkondylas, welcher neben anderen Arbeiten eine vorzügliche griechische Grammatik verfaßte und die erste gedruckte Ausgabe des Homer (Mailand 1488) besorgte.

Wir haben uns hier auf eine kurze Erwähnung einiger bedeutender griechischer Philologen, die sich als solche in der Renaissance auszeichneten, beschränken müssen. Eine andere Gruppe hervorragender Griechen, welche in der Geschichte der Philosophie eine bedeutende Stelle einnehmen, werden wir bei der Betrachtung über den Platonismus der italienischen Renaissance abzuhandeln haben. Nunmehr haben wir uns wieder den Humanisten italienischer Nationalität zuzuwenden.

Hier tritt uns sogleich die bedeutende Gestalt des **Leonardo Bruni** entgegen. Er wurde im Jahre 1369 zu Arezzo geboren und wird daher nach seiner Vaterstadt vielfach „Aretinus" genannt; seine Herkunft war eine geringe. Von seiner frühesten Jugend wissen wir, daß er schwer unter dem Mißgeschick seiner Vaterstadt zu leiden hatte. Später war er aber soweit vom Glück begünstigt, daß er in Florenz dem Studium des Lateinischen und Griechischen obliegen und bedeutende Kenntnisse erwerben konnte. Mit praktischem Sinn strebte er sogleich nach dem einträglichen Posten eines apostolischen Geheimschreibers. Zwei Umstände kamen ihm bei seiner Bewerbung zugute: die Empfehlung des Coluccio Salutati und die Tatsache, daß sich in seiner Zeit durch wissenschaftliche Kenntnisse und besonders durch Fertigkeit in den alten Sprachen alles erreichen ließ. Somit gelang es ihm, einen beträchtlich älteren und angesehenen Mitbewerber, Jacopo Angeli della Scarperia, auszustechen. Unter der Regierung Innocenz' VII. erlebte er den Volksaufstand des Jahres 1405, bei welchem er nur mit knapper Not dem Tode entging. Er diente dann auch den Päpsten Gregor XII., Alexander V. und Johann XXII. Letzteren begleitete er im Jahre 1414 zu dem in Konstanz tagenden Konzil. Da ihm aber die Politik dieses Papstes Bedenken erregte, verließ er seinen Dienst und begab sich nach Florenz, um sich in Ruhe wieder seinen klassischen Studien zu widmen. In seiner Stellung hatte er sich ein kleines Vermögen erworben und zog

das Privatleben allen Anerbietungen Martins V., welcher ihn wieder für Rom gewinnen wollte, vor. Er nahm sich ein Mädchen aus angesehener Familie zur Gattin und lebte mit ihr in glücklicher Ehe. Bezeichnend ist es nun für den Charakter des Mannes sowohl wie für die zu seiner Zeit schon eingerissene Üppigkeit, daß er sich zwar in witziger Form, jedoch im vollsten Ernst über die hohen Kosten beklagt, welche ihm die Hochzeit verursacht habe[1]).

Ihm sollte jedoch bald Genugtuung für den kleinen Ärger werden. Im Jahre 1427 bot ihm die Florentiner Republik den Posten eines Staatssekretärs an. Er nahm ihn, angeblich nur aus Gehorsam gegen den Willen seines neuen Vaterlandes, an und verwaltete ihn bis zu seinem Lebensende mit der größten Gewissenhaftigkeit zur allgemeinen Zufriedenheit. Der Dank seiner Mitbürger äußerte sich in der Verleihung des Bürgerrechtes, in seiner Verwendung zu den ehrenvollsten Gesandtschaften und schließlich dadurch, daß man ihn mit der höchsten Würde, nämlich der des Gonfaloniere (Bannerherrn) bekleidete. Er starb im Jahre 1444 im Alter von 74 Jahren. Bei seinem prunkvollen Leichenbegängnis legte man ihm in der Bahre seine Florentiner Geschichte auf die Brust und sein Lobredner Gianozzo Manetti krönte auf Anordnung der Signoria sein Haupt mit dem Lorbeerkranze. In seiner Lobrede gibt dieser letztere die Zahl der Werke Brunis mit vierundneunzig an, wobei allerdings wohl einige kleinere nicht mehr nachweisbare Abhandlungen mitgezählt sind.

Leonardo Bruni schrieb in lateinischer Sprache eine Reihe von Geschichtswerken: eine Geschichte seiner Zeit in zwei Büchern, eine Geschichte der Goten in vier Büchern, welche zum großen Teile dem Prokop entnommen ist, drei Bücher über den punischen Krieg, um eine Lücke des Livius auszufüllen, seine große Florentiner Geschichte in 12 Büchern u. a. m. Seine philosophischen Arbeiten bestehen in Übersetzungen aus Aristoteles, Platon, Plutarch, Demosthenes u. a., sowie in Nachahmungen der Werke des Altertums. Aus der „Öko-

[1]) Er leistet sich in einem Briefe das wohl geistreich sein sollende Wortspiel: „Ich habe bei der einen Hochzeit nicht nur das matrimonium (bedeutet „Ehestand", er meint aber wahrscheinlich die Mitgift), sondern auch das patrimonium (das Erbvermögen) verbraucht. Es ist unglaublich, welche Kosten die neue in ihrer Übertreibung verdrießliche Lebensart auferlegt."

nomika" des Aristoteles, welche er übersetzte, machte er sich den Satz des Meisters besonders zu eigen, daß die Reichtümer zu den Gütern gehören, welche zur menschlichen Glückseligkeit beitragen. Die stoische Sentenz, daß der Weise auch in dem bekannten Stier des Phalaris glücklich sein könne, fand, obwohl er im allgemeinen der stoischen Lehre zugetan war, nicht seine Zustimmung; nach seiner Meinung ist auch der Weise in Krankheit, Kerker und Elend niemals als glücklich, sondern nur als weniger unglücklich als der gewöhnliche Mensch anzusehen. Nach seiner Ansicht ist auch gemeinhin der nur seiner einseitigen Beschäftigung mit den Wissenschaften lebende Stubengelehrte weniger zu bedeutenden Leistungen befähigt, als derjenige, welcher neben seinen Studien auch mit der Welt und dem öffentlichen Leben mitgeht.

Auch in italienischer Sprache schrieb Bruni, und zwar biographische Werke über Dante, Petrarca und Cicero, letzteres zuerst lateinisch; sogar in griechischer Sprache versuchte er sich mit einer Abhandlung über das Florentinische Staatswesen. Er hat mit vollstem Bewußtsein das hohe Bildungsideal Ciceros, die „Humanitas", d. h. wissenschaftliche Ausbildung des Geistes in edelster Form, also schönstes Menschentum statt trockener und erquälter Gelehrsamkeit, zu verwirklichen getrachtet. An Stelle der barbarischen Scholastiker wollte er Terentius Varro, Livius, Sallust, Plinius und Cicero in den Händen der Jugend sehen; aber auch Dante, Petrarca und Boccaccio zählt er zu den großen Führern zum reinen Menschentum. Schade nur, daß er selbst nicht in jeder Hinsicht diesem Ideale genügt hat! Seine Gier nach Reichtum, sein gehässiges Verhalten gegen den ihm früher befreundeten Nicolò Niccoli, ein Zug des Neides gegen Gianozzo Manetti verunstalten etwas den schönen Eindruck, welchen seine Persönlichkeit auf die Nachwelt machen muß. Aber auch sein lateinischer Stil ist im Gegensatz zu seiner Schreibart in der Volkssprache, welche noch die Eleganz des 14. Jahrhunderts atmet, recht schwerfällig und mehr gelehrt, als ansprechend. Brunis für unsere Zeit interessantestes Werk ist ein lateinisch geschriebener Dialog, in welchem er Coluccio Salutati, Nicolò Niccoli und Roberto Rossi redend einführt und sich über den Zustand der damaligen philosophischen Bestrebungen, über die humanistischen Ideale und besonders über die Bedeutung der drei großen Dichter der Volkssprache ergeht. Dieser dem Paolo Vergerio gewidmete Dialog ist neuerdings gedruckt als 2. Heft der „Beiträge zur Geschichte und Literatur der italieni-

schen Gelehrtenrenaissance", Greifswald 1889. Einen Auszug bietet Karl Brandi in seinem bekannten leicht zugänglichen Buche. Aus diesem Grunde sowohl wie aus Mangel an Raum müssen wir uns versagen, darauf einzugehen. Die wohl für seine Zeit wichtigste Arbeit Brunis war seine Übersetzung der „Nikomachischen Ethik" des Aristoteles (1417).

Ein Humanist von Bedeutung und Zeitgenosse Brunis war **Guarino**, geboren 1370 zu Verona, ein Schüler des Johann von Ravenna. Begierig, das Griechische zu erlernen, begab er sich, da er in Italien keinen Lehrer fand, nach Konstantinopel und genoß den vortrefflichen Unterricht des Emanuel Chrysolaras. Nach Italien zurückgekehrt, war er der erste, welcher dort eine Schule eröffnete, in der griechische Sprache und Literatur gelehrt wurde. Er wirkte nacheinander in Venedig, Padua, Trient, Florenz, Bologna und schließlich mit auskömmlicher staatlicher Besoldung in seiner Vaterstadt Verona. Als ihm aber die Mißgunst seiner undankbaren Mitbürger das Gehalt entzog, folgte er der ehrenvollen Einladung des Nicolò von Este, Markgrafen zu Ferrara, welcher ihm den lateinischen und griechischen Unterricht seines Lieblingssohnes Leonello übertrug. Das Verhältnis zwischen Erzieher und Zögling gestaltete sich bald zu inniger Freundschaft, und auf den Einfluß des Guarino ist es zum großen Teil zurückzuführen, daß Markgraf Nicolò diesen seinen natürlichen Sohn mit Übergehung seiner legitimen Nachkommenschaft zum Erben einsetzte. Allerdings rechtfertigte Leonello durch seine ausgezeichneten Eigenschaften diesen ungewöhnlichen Schritt. Er wurde ein hervorragender Förderer von Handel, Gewerbe und literarischen Bestrebungen und stand mit allen bedeutenden Männern seiner Zeit in persönlichem und brieflichem Verkehr. Seinen Lehrer Guarino beförderte er zum öffentlichen Professor der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur mit reichlicher Besoldung. Hochgeehrt beschloß Guarino im Jahre 1460 zu Ferrara im Alter von 90 Jahren seine Tage. Er soll so mäßig gelebt haben, daß er sich mit nur einer täglichen Mahlzeit begnügte. Guarinos Schule wurde eine Pflanzstätte von Gelehrten, zu der die Studierenden aus den entferntesten Ländern, aus Ungarn und England herbeieilten. Seine Arbeiten bestanden in Übersetzungen aus griechischen Autoren — so übertrug er im Auftrage des Papstes Nikolaus V. die Geographie des Strabo in das Lateinische —, in Kommentaren zu Aristoteles, Cicero, Persius, Martial u. a. und in Lebensbeschreibungen

des Platon und Aristoteles. Sein eigener Stil ist nicht besonders glänzend.

Kennzeichnend ist es, über welcherlei Dinge die damaligen Humanisten in bittere Fehde geraten konnten. Ein gewisser Scipione aus Ferrara hatte dem berühmten Poggio, von dem wir weiter unten zu handeln haben werden, das Problem gestellt, welcher von beiden größer sei: Scipio Africanus oder Julius Cäsar. Poggio entschied sich für den ersteren. Da aber der Prinz Leonello ein großer Verehrer Cäsars war, so unternahm es sein Lehrer Guarino, die Partei des Diktators gegen Poggio zu nehmen zum größten Unwillen des überaus reizbaren Gelehrten. Dieser stellte nun dem Guarino seinerseits die Frage, ob er etwa Miterbe des Octavianus Augustus sei, so daß ihm deshalb die Verteidigung Cäsars zustände, und ferner, ob er ihn, Poggio, für einen Pompejaner gehalten habe, daß er sogleich beim ersten Trompetenstoß auf ihn losstürzte. Zur Sache selbst führte Poggio dann mit unbezweifelbarem Recht aus, zum wahren und uneingeschränkten Ruhme sei nicht nur kriegerische Tüchtigkeit, sondern auch die Vereinigung aller übrigen Vorzüge erforderlich. Cäsar habe zwar die erstere besessen, der übrigen aber entbehrt, da er mit den schmachvollsten Lastern behaftet gewesen und schließlich zum Unterjocher seines Vaterlandes geworden sei. Scipio hingegen habe an militärischer Tüchtigkeit Cäsar gleichgestanden, ihn aber hinsichtlich aller bürgerlichen Tugenden, deren Vorbild er war, weit übertroffen. Mithin sei Scipios Vorrang unwiderleglich dargetan. Guarino blieb schließlich nichts übrig, als nachzugeben und wenigstens in diesem Falle größere Mäßigung zu zeigen als sein Gegner.

Mit dem 14. Jahrhundert war für Italien die Zeit gekommen, in welcher die Kenntnis der alten Sprachen und die lateinische Beredsamkeit alles bedeutete. Der Lehrer der „Humanitas", der „Orator" ist überall willkommen an Fürstenhöfen wie bei den Behörden der Stadtstaaten. Wohin wir nunmehr blicken, hören wir den Preis dieser vielbegehrten Männer ertönen. Guarinos Einfluß entscheidet bei der Thronfolge des Hauses Este; auf dem Konzil zu Ferrara im Jahre 1438 spielt er als Dolmetscher zwischen den griechischen und lateinischen Vätern keine geringe Rolle. Aeneas Silvius (der spätere Papst Pius II.) rühmt den Florentinern nach, daß sie bei der Wahl ihrer Kanzler im Gegensatz zu anderen Stadtgemeinden mehr auf humanistische als auf juristische Bildung sehen. Überall aber beobachten wir, daß, wenn auch die Kennt-

nis des römischen sowohl wie des heimatlichen Rechtes und des geschichtlich gewordenen Staatswesens nicht gut zu entbehren ist, sich doch immer mehr der Philologe, der stilistische Artist vordrängt. Wir werden im folgenden bei der Betrachtung einer größeren Reihe von Persönlichkeiten, von deren Leben und Wirken ein jeder, welcher eine auch nur annähernd zureichende Kenntnis der italienischen Renaissance gewinnen will, wissen muß, hiervon die Bestätigung finden.

Unter den Lehrern der Grammatik und Rhetorik zeichnete sich der im Jahre 1369 zu Noto in Sizilien geborene **Giovanni Aurispa** durch seine Verdienste um das Studium der griechischen Klassiker aus. Auch er war Schüler des Chrysolaras. Später reiste er nach Konstantinopel und brachte, als er im Jahre 1423 nach Venedig zurückkehrte, 238 Manuskripte mit, unter denen sich sämtliche Werke Platons, die Gedichte des Orpheus, Pindar, Kallimachos, Appian, sowie die historischen Werke des Diodor, Arrian, Dio Cassius, Schriften von Xenophon und Lukian sowie Bruchstücke des Hierokles befanden. Von den drei letztgenannten Autoren übersetzte er einiges, darunter des Hierokles „Liber in Pythagorae aurea carmina". Obwohl er Günstling und Reisebegleiter des Kaisers Johannes Palaiologos gewesen war, geriet er in Italien in große Not. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit verschaffte ihm jedoch bald vorteilhafte Anerbieten und Einladungen zu wissenschaftlicher Lehrtätigkeit, welchen er nacheinander in Bologna, Florenz und Ferrara Folge leistete. Auch diente er eine Zeitlang den Päpsten Eugen IV. und Nikolaus V. als Geheimschreiber. Er starb im Jahre 1459 zu Ferrara in seinem 90. Lebensjahre. Er war Priester, hatte aber drei Kinder von einer Dienerin, eine Tatsache, welche man, den Anschauungen seiner Zeit Rechnung tragend, nachsichtig beurteilen muß[1]). Sein Eifer, wertvolle

[1]) Weit entfernt von der Absicht, pikante Schlaglichter auf die Persönlichkeiten, über welche wir handeln, werfen zu wollen, benützen wir vielmehr die Gelegenheit zu einer aufklärenden Bemerkung. Viele hervorragende Männer der Renaissance sowohl geistlichen wie weltlichen Standes, z. B. Petrarca, Bembo, sogar Päpste, besaßen uneheliche Kinder. Wir müssen aber dabei an das denken, was man später in Deutschland Gewissensehe nannte im Sinne von Hamann und Goethe. Schon allein die Tatsache, daß diese Männer ihre Kinder liebten und auf das beste für sie sorgten, hält von ihrem Verhalten den Makel der Niedrigkeit fern.

Handschriften in seinen Besitz zu bringen, war so groß, daß er keine Mühe scheute, nach solchen zu suchen, wo er nur irgend etwas zu finden hoffte. Jedoch wurde ihm auch eine weniger lobenswerte Eigenschaft nachgesagt, nämlich daß er die äußerste Abneigung zeigte, Bücher, welche ihm von Freunden geliehen waren, zurückzugeben. Wenig ist von seinen Arbeiten bekannt geworden. Dies liegt aber daran, daß das meiste ungedruckt geblieben ist.

Gasparino, Barziza oder **Barzizius** nach seinem im Gebiete von Bergamo gelegenen Heimatorte genannt, war nach dem Jahre 1360 geboren. Seine Jugend fiel in die Zeit, in welcher nur erst unter Petrarcas Einfluß das Studium der römischen Literatur aufs neue belebt worden war. Er beschäftigte sich besonders mit Cicero und bildete an dessen vielseitigem Schrifttum seinen Geist und seinen Stil. Er erhielt bald einen Lehrstuhl zu Pavia und später zu Padua, wo er Rhetorik und Moralphilosophie vortrug. Der Aufenthalt in der letztgenannten Stadt gefiel ihm derart, daß er einen Ruf nach Bologna ausschlug. Trotz einer ausreichenden Besoldung geriet er aber in große Not, weil er zu seiner eigenen Familie, welche er zu ernähren hatte, noch die acht hinterbliebenen Kinder seines verstorbenen Bruders in sein Haus nahm. Seine Bedrängnis wurde so drückend, daß er sich gezwungen sah, seine wertvollen Bücher öffentlich zu versteigern. Ihm wurde ein schöner Lohn für sein edles Verhalten zuteil; denn bald darauf berief ihn der Herzog Filippo Maria Visconti unter den glänzendsten Bedingungen auf einen Lehrstuhl der Beredsamkeit nach Mailand. Als dann im Jahre 1417 der Papst Martin V. auf seiner Rückkehr vom Konzil zu Konstanz Mailand berührte, wurde Gasparino dazu ausersehen, ihn im Namen des Herzogs mit einer feierlichen Rede zu begrüßen. Ja, noch größere Ehre wurde ihm gespendet: die Universitäten von Piacenza und Pavia bestellten mit Übergehung ihrer eigenen Professoren bei ihm die Reden, mit welchen sie denselben Papst auf seiner Weiterreise zu empfangen hatten. Wir weisen auf diese Tatsache nicht nur in der Absicht hin zu zeigen, wie groß der Ruhm von Gasparinos Beredsamkeit war, sondern auch um die hohe Bedeutung dieser Prunkreden für die damalige Zeit zu beleuchten. Gasparino Barzizas größtes Verdienst ist seine Sorge für die Wiederherstellung der Werke Ciceros in ihrer Integrität und ihre Erklärung. Seine eigenen Schriften bestehen in Abhandlungen über Grammatik und Rhetorik, Reden und Briefen. Er starb zu Mailand im Jahre 1431.

Sein Sohn **Guiniforte,** geboren zu Pavia im Jahre 1400, zeigte schon frühzeitig eine so glänzende Begabung, daß er, ehe er noch das vorgeschriebene Alter erreicht hatte, die Würde eines Magisters der freien Künste und Doktors der Rechte erlangte. Seine Sprachstudien erstreckten sich nicht nur auf das Lateinische und Griechische, sondern auch auf das Hebräische. In Barcelona erwarb er die Gunst des Königs Alfons von Aragonien durch eine vor ihm gehaltene höchst elegante lateinische Rede. Er wurde infolgedessen nicht nur mit Auszeichnung an dem Hofe dieses Herrschers aufgenommen, sondern auch zur Würde eines Rates erhoben. Er begleitete den König auf seiner kriegerischen Unternehmung zur Eroberung der afrikanischen Insel Djerbi, welche der Bei von Tunis besetzt hielt, und beschrieb diesen Zug nach seinem glücklichen Ausgange in vornehmem Stile. Als er dann in Sizilien von Krankheit befallen ward, rieten ihm die Ärzte, sein heimatliches Klima aufzusuchen. König Alfons gewährte ihm den erbetenen Abschied, ohne ihm seine Gunst zu entziehen. Kaum hatte er aber Mailand erreicht, als ihn der Herzog Filippo Maria mit dem hohen Titel eines obersten Statthalters auszeichnete und ihm noch dazu ehrenhalber eine Professur der Moralphilosophie übertrug. Guiniforte wurde fast ausschließlich zu diplomatischen Missionen verwendet, und zwar zu Gesandtschaften nach den Höfen von Päpsten und Monarchen. Nach dem Tode des Herzogs Filippo Maria stand er in gleicher Gunst bei dessen Nachfolger Francesco Sforza. Er starb im Jahre 1460. Alle seine Erfolge hatte er seiner glänzenden Beredsamkeit zu verdanken.

Ein anderes Charakterbild bietet unserem Blick die Gestalt eines Mannes, welcher der Nachwelt zwar keine Schriften hinterlassen hat, dessen Ruf als Pädagoge aber, wie ihn seine Zeitgenossen überliefert haben, stets im Gedenken der Menschen bestehen wird. **Vittorino de'Rambaldoni,** nach seinem Geburtsort gewöhnlich **Vittorino da Feltre** genannt, wurde im Jahre 1379 geboren. In großer Armut aufgewachsen, konnte er dem Drange nach Wissen nicht widerstehen und begab sich nach Padua, um sich dort unter den größten Entbehrungen den Studien zu widmen. Es wird von ihm berichtet, daß er von dem berühmten Mathematiker Biagio Pelacani zurückgewiesen ward, weil er das Honorar für den Unterricht nicht erschwingen konnte. Der letztere soll sich aber Zeit seines Lebens dieser Handlung geschämt haben, als er erfuhr, daß der junge Vittorino autodidaktisch größere Kenntnisse in den mathematischen

Wissenschaften erworben hatte, als er selbst besaß[1]). Trotz aller äußeren Not machte der eifrige Jüngling auch in den humanistischen Fächern die glänzendsten Fortschritte und hatte das Glück, als Guarino nach Padua kam, nicht nur den Unterricht, sondern auch die besondere Gunst dieses bedeutenden Mannes zu genießen. So groß waren seine Erfolge, daß man ihm sogleich nach Beendigung der vorgeschriebenen Studienzeit an derselben Universität eine Professur der Rhetorik und Philosophie übertrug. Bald aber gab er diese, angewidert von den zügellosen Sitten seiner Studenten, auf und übernahm einen Lehrstuhl in Venedig. Kurze Zeit hernach erhielt er von dem hochherzigen Markgrafen Francesco Gonzaga von Mantua die sehr ehrenvolle Einladung, unter glänzenden Bedingungen und hoher Besoldung die Erziehung von dessen beiden Söhnen und seiner Tochter zu übernehmen. Vittorino unterrichtete die Kinder des Herrscherhauses mit dem besten Erfolg, veranlaßte aber alsbald den edlen Markgrafen, ihm ein prachtvolles Haus mit schön geschmückten Sälen und Galerien, einem Garten mit Springbrunnen und wohlgepflegten Laubengängen bauen zu lassen, in welchem er Schüler aus aller Herren Länder, reiche sowohl wie arme, die letzteren unentgeltlich, erziehen durfte. Dieses Haus, welches den einladenden Namen „La Giocosa“ trug, entwickelte sich zu einer hochbedeutenden Anstalt, in der nicht nur die humanistischen Fächer und Rhetorik, sondern auch Mathematik und Philosophie gelehrt wurden. Selbstverständlich konnte Vittorino allein den Unterricht nicht bewältigen, vielmehr beschränkte er sich bald darauf, geeignete Lehrer anzustellen und behielt sich fast ausschließlich die Leitung vor. Seine Methode unterschied sich durchaus von der bis auf seine Zeit üblichen. Er legte den größten Wert darauf, die individuelle Veranlagung des Schülers zu ergründen und nach ihr die Wahl der Fächer einzurichten. In gewisser Hinsicht haben die Jesuiten später dieses Prinzip wieder aufgenommen, und jetzt besteht auch bei uns das Bestreben, ihm einigermaßen nahe zu kommen. In einer Beziehung aber stand Vittorino ganz auf dem modernen Stand-

[1]) Nach einer anderen Version soll Vittorino dem Pelacani für widerwillig erteilten Unterricht die niedrigsten Dienste geleistet haben. Als er aber nach sechs Monaten die grausame Behandlung nicht mehr ertragen konnte, baute er auf der empfangenen Grundlage autodidaktisch weiter.

punkt: er legte großen Wert auf Leibesübungen, veranstaltete Ausflüge und ähnliche die körperliche Entwicklung fördernde Unterbrechungen des Unterrichts. Sein pädagogisches System ist so interessant, daß es sich lohnt, seinen leitenden Gedanken ausführlich darzulegen.

Dem bekannten Grundsatz entsprechend, daß in einem schwachen und unbeholfenen Körper der Geist sich nicht frei und unbehindert entwickeln könne, ließ er alle Arten der gymnastischen Übung zur Anwendung kommen: Ringen, Ballspiel, Wettlaufen, Reiten, Angeln, Jagd und sogar planmäßig durchgeführtes Kriegsspiel. Auch hier berücksichtigte er die besondere Anlage des einzelnen, zeichnete aber an den Tag gelegten Eifer und Lebendigkeit durch kleine Geschenke und Siegeszeichen aus. Alle Übungen fanden unter freiem Himmel statt, und sein Hauptzweck war, seine Zöglinge der Weichlichkeit zu entwöhnen. Stets hielt er ihnen vor, sie sollten sich an jede Lebenslage gewöhnen, da sie nicht wissen könnten, welches Los ihnen die Vorsehung beschieden habe. Er selbst nahm an den gemeinsamen Mahlzeiten teil, deren Speisen leicht verdaulich und einfach zubereitet sein mußten. Seine Schüler sollten sehen, daß er nichts Besseres erhielt, als sie. Dabei soll er häufig in launiger Weise bemerkt haben: „Welch ein Unterschied besteht doch zwischen uns! Ihr seid besorgt, daß mir nichts mangele; ich hingegen, daß ihr nicht zuviel bekommt!“ Außer übermäßigem Essen verbot er allzu reichlichen Schlaf und den Müßiggang, insbesondere im Winter das Verweilen am warmen Herd. Wer über Kälte klagte, mußte sich im Freien Bewegung machen, bis er warm geworden war. Aber nicht nur dafür sorgte Vittorino, daß der Körper des Zöglings kräftig und gewandt würde, sondern auch, daß er sich zu Wohlgestalt und anmutsvoller Beweglichkeit entwickelte. Auch mußte ein jeder in der Kleidung auf sein Äußeres halten, aber nicht über seinen Stand hinaus und ohne Protzentum und Geziertheit.

Hinsichtlich der Ausbildung des Geistes wendete er seine Aufmerksamkeit nicht nur den höheren Studien zu, sondern erdachte auch Methoden zur spielenden Erlernung der einfachsten Elemente, sogar des Lesens. Wie schon angedeutet, erforschte er angelegentlich die natürliche Begabung des einzelnen Schülers und leitete jeden zu dem Fache hin, welches ihm im einzelnen Falle das passendste erschien, so daß keiner, welcher zum Dichter oder für die Naturwissenschaft veranlagt

war, sich mit der Rechtsgelehrsamkeit oder der Staatswissenschaft befaßte. Diesen pädagogischen Grundsatz übernahm er offenbar von Quintilian, da ihn dieser in seinem bekannten Lehrbuch der Redekunst (2. Buch, Kap. 8) entwickelt hat, und uns die Berichte über Vittorinos Tätigkeit, soweit dieser Punkt in Frage kommt, durch ihren Wortlaut den Anschluß an den römischen Meister dartun. Bei der praktischen Anwendung hatte dann Vittorino die mannigfaltigsten Mittel und Wege erprobt.

Wie es nicht anders zu erwarten ist, besaß dieser gelehrte Mann eine umfangreiche Sammlung von Büchern, welche er nicht nur selbst mit Eifer benutzte, sondern auch seinen Schülern in liberaler Weise zur Verfügung stellte. Er lehrte Mathematik, Astronomie, Rhetorik und Ethik. Sein Vortrag war einfach und bestimmt. Bei verwickelten und schwer verständlichen Stellen aus Philosophen und Dichtern schälte er zunächst den Kern der Sache heraus, ging von ihm aus allmählich auf die geringfügigsten Einzelheiten ein und verließ den Gegenstand nicht eher, als bis er sich überzeugt hatte, daß auch den minder Begabten alles klar geworden war. Die bedeutendsten Abschnitte und die schönsten Sentenzen mußten so oft wiederholt werden, bis sie sich dem Gedächtnis eingeprägt hatten. Besonders aber ließ er die ausgezeichnetsten Stellen aus den Philosophen, Rednern und Dichtern auswendig lernen. Dabei schrieb er seinen Schülern nur klassische Autoren als mustergültig vor. Ihre Aufsätze sah er auf das genaueste durch. Lob spendete er reichlich; mit dem Tadel hingegen war er zurückhaltend, um die Schwachen und Schüchternen nicht zu entmutigen. Bei allem aber, was er an ihren Arbeiten auszusetzen hatte, erklärte er ihnen eingehend die Gründe. Solche Schüler, welche einen zu blütenreichen Stil entwickelten, wies er nur maßvoll oder überhaupt nicht zurecht, weil ihnen nach seiner Meinung das fortschreitende Lebensalter von selbst die Schranken zeigen würde; denjenigen aber, welche zu trocken schrieben, empfahl er das Lesen von Autoren mit gefälliger und üppiger Schreibart.

Mit der größten Gewissenhaftigkeit überwachte er das Betragen seiner Zöglinge. Er nahm niemand auf, über den er nicht eingehende Erkundigungen eingezogen hatte; damit aber nicht zufrieden, stellte er ihn in der ersten Zeit seiner Anwesenheit auf die Probe. Die Lebensart in der Anstalt war bis auf die kleinste Einzelheit genau geregelt. Jede offene Über-

tretung rügte er; im Wiederholungsfalle zögerte er nicht lange mit der Entfernung des Rückfälligen. Heimliche Übertretungen der Schulordnung bestrafte er sofort beim ersten Male unnachsichtlich mit Ausschluß von der Anstalt.

Der erste Gedanke des Schülers sollte zum Schöpfer gerichtet sein. Fromme Übungen und Vorlesen aus Bibel und Kirchenvätern usw. wurden mehrfach am Tage zu geeigneter Stunde eingeschaltet. Streng hielt er darauf, daß kein fremder Knabe mit seinen Zöglingen in Verkehr trat, und ebenso mußte jedes in die Anstalt gebrachte Buch ihm zur Prüfung vorgelegt werden. Die Schüler durften sich weder einzeln noch zu zweien oder dreien allein an abgelegene Orte zurückziehen; ebensowenig sollten sie je einen Augenblick am Tage müßig sein, sondern sich entweder geistig oder körperlich beschäftigen. Bei dem Mittagsmahl ließ er Beschreibungen berühmter Taten von großen Helden vorlesen, weil diese, wie er sagte, die Jugend am meisten fesseln und begeistern.

Im allgemeinen benahm er sich seinen Zöglingen gegenüber mit großer Sanftmut, welche sich aber sofort in Strenge verwandelte, wenn er eine Übertretung wahrnahm. Er verzieh leicht, wenn ihm der Schuldige freiwillig seine Tat eingestand; andrerseits war er unerbittlich, sobald er bemerkte, daß die Übertretung aus bösem Willen entsprungen war. Bei Austeilung der Strafen übte er die größte Selbstbeherrschung, so daß er sich niemals zornig zeigte oder häßliche Ausdrücke brauchte. Die Strafen bestimmte er entsprechend dem Charakter des Übeltäters, appellierte aber stets an das Ehrgefühl und vermied körperliche Züchtigung.

Vittorinos Methode entfernte sich also durchaus von dem noch heute nicht ausgestorbenen deutschen Prügelsystem. Es ist aber in Betracht zu ziehen, daß er sich seine Aufgabe sehr erleichterte, indem er nur ganz gefügige Elemente in seiner Anstalt duldete. Im übrigen kann man nicht umhin, mit Schopenhauer einigen Zweifel in die hohen Geistesfähigkeiten aller derer zu setzen, welche der Nachwelt keine Schriften hinterlassen haben.

Im Gegensatz zu Vittorino hat ein anderer berühmter Humanist jener Zeit seine Anschauungen über die Erziehung schriftlich niedergelegt: **Pietro Paolo Vergerio** aus Justinopolis, dem heutigen Capo d'Istria. Er entstammte einer vornehmen, aber verarmten Familie. Er studierte in Padua und Florenz und erwarb eine anerkannte Meisterschaft in den

humanistischen Fächern sowie der Dialektik und Rechtswissenschaft. Er hielt sich dann in verschiedenen Städten Italiens auf, um zu lehren, ließ aber keine Gelegenheit unbenutzt, durch die Bekanntschaft gelehrter Männer sein Wissen zu erweitern. Er schrieb eine beträchtliche Zahl von Werken und erwarb die Gunst vieler Fürsten und einflußreicher Persönlichkeiten, von welchen besonders hervorzuheben sind der Kaiser Sigismund und der Kardinal Zabarella, dem er ein unentbehrlicher Teilnehmer in allen seinen Angelegenheiten wurde. Trotz aller dieser Beziehungen konnte er sich niemals den Banden der Armut entwinden, ertrug sie aber mit großer Geduld. Sie sei, schrieb er im Jahre 1402 an Nicolo Leonardi, von jeher seine Nährerin gewesen und nun halte er sie als stille Hausgenossin. Seinen besten Trost fand er in der Beschäftigung mit seinen geliebten Wissenschaften. Sein Eifer war so groß, daß man ihm sogar Übertreibung vorwarf. Auf dem Konzil zu Konstanz, wohin er den Kardinal Zabarella begleitete, ereilte ihn der Tod.

In seiner Jugend schrieb er eine „Paulus" betitelte Komödie. Seine wissenschaftlichen Arbeiten bestehen in historischen Werken, Abhandlungen und Reden über mannigfache Gegenstände. Auf Wunsch Kaiser Sigismunds übersetzte er die Geschichte der Feldzüge Alexanders von Arrian aus dem Griechischen in das Lateinische. In dem an jenen Herrscher gerichteten Vorwort betont er, daß die Übersetzung aus Gründen der Gewissenhaftigkeit so wortgetreu als möglich ausgeführt sei. Allerdings ist deshalb der Stil auch weniger elegant. Ebendort führt er aus, die meisten Autoren, welche die Kriegstaten Alexanders beschrieben haben, seien sehr unzuverlässig. „Die einen haben aus Vorliebe für den nationalen und den eigenen Ruhm bei der Beschreibung seiner Taten in der Lobhudelei jedes Maß überschritten. Andere haben aus Haß oder Neid oder auch anderen zu Gefallen, welchen ein so außerordentlicher Ruhmestitel ein Dorn im Auge war, seine Heldentaten zu verkleinern gesucht. Einige haben aber auch aus Ehrgeiz und um des eigenen Ruhmes willen vorgezogen, statt seiner wirklichen Geschichte ein kunstvoll ausgeschmücktes Phantasiebild zu entwerfen, und somit die Schönheit auf Kosten der Wahrheit zur Geltung gebracht." Von allen antiken Autoren, welche die Geschichte Alexanders zum Gegenstand ihrer Darstellung gewählt haben, sei Arrian auf der rechten Mittelstraße geblieben und führe uns mithin den Sohn Philipps in seiner wahren Gestalt vor Augen.

Vergerios wertvollste Arbeit ist seine Abhandlung über die Erziehung, betitelt „De ingenuis moribus et liberalibus studiis". In ihr beschreibt der erfahrene Pädagoge sehr anschaulich und zutreffend alle Neigungen und Regungen, welche in dem noch zarten und bildsamen Gemüte des Kindes keimen, und gibt die geeigneten Methoden an, sie zu zügeln und zum rechten Ziele zu lenken. Von der Erziehung des Geistes geht er zu einer kurzen Erörterung über die Pflege der äußeren Persönlichkeit über. Hier empfiehlt er die gute Mittelstraße zwischen unschöner Nachlässigkeit und allzu gefälligem Luxus, und zwar im Anschluß an die klugen Lehren Ciceros und Senecas. Zum Schluß bringt er die Übersetzung einer kleinen Schrift des hl. Basilios über denselben Gegenstand.

Nachdem wir soeben einige Gestalten gestreift haben, die zwar bedeutend genug sind, daß sie nicht gut übergangen werden konnten, gelangen wir nunmehr zu einer Persönlichkeit, welche sich in jeder Beziehung als eine der hervorragendsten und interessantesten Erscheinungen des italienischen Humanismus wie auch der Renaissance überhaupt darstellt und uns das ganze Zeitalter in seiner Größe, aber auch mit seinen Schwächen vorführt: **Poggio Bracciolini.**

Geboren im Jahre 1380 zu Terranuova bei Florenz, erlernte er bei Johann von Ravenna und Emanuel Chrysolaras die humanistischen Wissenschaften und fand, wahrscheinlich schon im Jahre 1402, zu Rom eine Anstellung in der päpstlichen Kanzlei. Er verblieb nun im Dienste des päpstlichen Hofes unter der Regierung von sieben Päpsten, unternahm aber in verschiedenen Angelegenheiten große Reisen, welche ihn nach Ungarn, Deutschland, Frankreich und England führten und nicht nur für ihn, sondern auch für die gesamte Kulturwelt die ausgezeichnetsten Früchte trugen; denn Poggio entwickelte, vom wärmsten Eifer für das klassische Altertum beseelt, eine geradezu erstaunliche Geschicklichkeit im Auffinden wertvoller Handschriften. Gelegentlich seines Aufenthaltes in Konstanz (1414) entdeckte er dort sowohl wie in der Umgegend eine beträchtliche Zahl von Texten, welche sich sonst gar nicht mehr oder nur verstümmelt in den Händen der Gelehrten befanden. Im Kloster zu St. Gallen war es ihm beschieden, sechs Reden Ciceros, den ersten vollständigen Text des Quintilian und mehrere andere wertvolle Manuskripte zu finden, und zwar — lassen wir ihn selbst reden! — „nicht etwa in der Bibliothek, wie es ihrer Bedeutung angemessen gewesen wäre, sondern in einem

dunklen und abscheulichen Kerker, nämlich im Grunde eines Turmes, in welchen man nicht einmal Kapitalverbrecher hinabstoßen würde". Die Empörung des feinsinnigen Mannes ist uns verständlich. Er schildert uns nicht nur den Zustand der in Schmutz und Feuchtigkeit von Würmern angefressenen Schätze, sondern auch die traurige Geistesverfassung der Klosterleute jener Zeit, welche keinen Sinn mehr für Bücher und Wissenschaft besaßen, und beklagt, daß es ihm mangels Unterstützung mit Geldmitteln seitens des Papstes oder eines Fürsten nicht möglich war, alles an das Licht zu schaffen, was zu finden er berechtigte Hoffnung hegte. Er hatte zwar zwei Helfer, seinen Kollegen Bartolomeo da Montepulciano, dessen Triebfeder mehr Eitelkeit war, und den von edlem Eifer beseelten römischen Edelmann Cinzio; auch Nicolò Niccoli kaufte Handschriften von ihm an. Wirksamere Hilfe hätten aber unzweifelhaft die Mächtigen der Erde gewähren können. Trotz alledem war das Ergebnis der Bemühungen Poggios überwältigend. Allein in Schweizer Klöstern fand er außer den genannten noch zwei Reden und mehrere andere Schriften Ciceros, den Asconius Pedianus, Ammianus Marcellinus, Silius Italicus, Valerius Flaccus, Probus, Columella, Frontinus, Vitruvius, Nonnius Marcellus u. a. m. Die Zahl der Autoren, von denen er ganze Texte oder Bruchstücke entdeckte, ist außerordentlich groß, und nicht genug damit, in einigen Fällen gelangen durch seine Angaben anderen wichtige Funde, beispielsweise die Auffindung einer Handschrift des Plautus in Deutschland. Aber nicht auf Bücher allein erstreckte sich das Interesse des eifrigen Mannes, auch als den wissenschaftlichen Begründer der Archäologie kann man ihn ansehen: er sammelte Kunstwerke, entzifferte Inschriften und lieferte der Nachwelt eine überaus wertvolle Beschreibung der Ruinen Roms. Seine übrigen humanistischen Arbeiten bestehen in einer lateinischen Übersetzung der Kyrupädie des Xenophon und der ersten fünf Bücher des Diodorus Siculus.

Poggios Charakter war ein seltsames Gemisch von Reizbarkeit, Frivolität und unleugbarer Größe des Denkens und Empfindens. Diese Vereinigung einander widersprechender Züge ist aber nicht nur ihm allein eigentümlich, sondern in individueller Variation ein Charakteristikum des ganzen Zeitalters. Wir werden sehr wenige Männer finden, in welchen sich nicht wenigstens ein Körnchen von diesem Geiste findet. Seine Reizbarkeit zeigte sich zu wiederholten Malen in Streitig-

keiten und literarischen Fehden mit anderen Gelehrten. Seinen Zusammenstoß mit Guarino, welcher aber noch sehr glimpflich verlief, lernten wir schon kennen. Ungleich gehässiger zeigte er sich gegen den Humanisten Francesco Filelfo, welcher sich mit Nicolò Niccoli verunreinigt hatte. Poggio nahm für seinen Freund Niccoli Partei und erging sich gegen Filelfo in den unglaublichsten Schmähungen. Auch gegen den Bischof von Padua Jacopo Zeno erboste er sich aus nicht ganz deutlicher, aber wohl sehr geringfügiger Ursache. Seine größte und zugleich häßlichste Fehde focht er jedoch mit Lorenzo Valla durch. Nach seiner Rückkehr aus England veröffentlichte Poggio einen Band seiner Briefe, welche sich über die verschiedensten Gegenstände verbreiteten. Valla fand nun an einigen Stellen desselben etwas auszusetzen. Dies war für Poggio hinreichender Anlaß, die giftigsten Schmähungen gegen Valla loszulassen, der sie aber mit gleicher Münze zurückzahlte. Es ist kaum zu glauben, was diese beiden Männer an Kränkungen gegeneinander herauszusuchen wußten; man kann es zu den widerlichsten Ausgeburten menschlicher Erbärmlichkeit rechnen. Ein anderer Streitfall nahm einen Verlauf, von welchem man schwer sagen kann, ob er mehr abstoßend oder lächerlich zu nennen ist. Einst geriet er bei einer feierlichen Gelegenheit mit dem Griechen Georg von Trapezunt in Wortwechsel und schrie diesem in das Gesicht: „Du lügst ganz unverschämt!" Der Grieche, welcher ebenfalls nicht die Sanftmut selbst war, verabreichte ihm dafür ein paar schallende Ohrfeigen. Da Poggio diesen Bescheid nicht als das letzte Wort gelten lassen wollte, gerieten sich die beiden würdigen Männer so fest in die Haare, daß es den Anwesenden nur mit Mühe möglich war, sie zu trennen.

Im schroffen Gegensatz zu seinem beißenden Sarkasmus und zu seiner mehr als einmal praktisch betätigten Grobheit stehen die edlen Grundsätze, die er im Anschluß an Seneca theoretisch zu entwickeln weiß. „Diejenigen, welche sich der Wissenschaft widmen, sollen die Tugend üben und zur Führerin des Lebens erwählen. Ohne sie ist wissenschaftliche Bildung wertlos und alle Gelehrsamkeit unnütz. Denn diejenigen Männer, welche mehr nach Wissen als nach der Tugend streben, werden verschmitzt und dem Staate gefährlich. Solche, deren Geiste nicht die Tugend als Lenkerin ihrer Handlungen innewohnt, gehen in die Irre und verkehren die zum Heile der Menschen bestimmte Gelehrsamkeit zum Verderben der Völker. Denn sie mißbrauchen etwas sittlich Reines zu Unredlichkeit

und Frevel, und geben gleichsam eine keusche Jungfrau zu schändlichem Verkehr preis." So drückt er sich in der Leichenrede für Leonardo Bruni aus.

„Übel steht dir", sagt er an anderer Stelle, „die Beschäftigung mit den humanistischen Wissenschaften an, wenn nicht auch ein Hauch von Humanitas (Menschenwürde und Bildung) von dir ausgeht."

So widerspruchsvoll Poggios Verhalten im allgemeinen sein mag, großen Freimut der Gesinnung hat er stets gezeigt. Mag auch zumeist das Verlangen, von sich reden zu machen, die Triebfeder gewesen sein, in einem seiner bekanntesten, für die Öffentlichkeit bestimmten Briefe möchten wir jedoch den Ausfluß echten Edelsinnes erblicken, nämlich in der anschaulichen Beschreibung jener denkwürdigen Konzilssitzung, nach welcher über Hieronymus von Prag, den Genossen des Johannes Hus, das Urteil gesprochen wurde. Allerdings spricht hier in hervorragender Weise die Bewunderung des klassischen Altertums mit. Hieronymus hätte auf Poggio nicht den überwältigenden Eindruck gemacht, wenn er in dem Italiener nicht die Vorstellung eines stoischen Weisen erweckt hätte. Aber das ist ja eben das Große am Wesen der Renaissance, daß die Begeisterung für die Antike nicht nur die Freude am Schönen, sondern auch zuweilen echte Züge edlen Menschentums zeitigt.

Es war das letzte mit Hieronymus vorgenommene Verhör, welchem Poggio beiwohnte. „Ich gestehe," schreibt dieser, „daß ich niemals in einer Gerichtsverhandlung, insbesondere in einem Prozeß auf Tod und Leben, jemanden in einer Weise reden gehört habe, welche derart der Beredsamkeit der von uns so bewunderten Alten gleichgekommen wäre." Hieronymus suchte sämtliche Punkte der Anklage zu entkräften, indem er die böse Absicht der auf seinen Untergang sinnenden Zeugen nachwies. Er deutete auf Sokrates, Zenon, Anaxagoras, Boethius und andere bedeutende Männer früherer Zeiten hin, welche der Hinterlist falscher Zeugen zum Opfer gefallen waren. Dann gab er eine anschauliche Beschreibung seines Lebens und Wirkens und hielt eine begeisterte Lobrede auf seinen Lehrer Johann Hus. Schließlich führte er aus, daß ihn die Schwäche, etwas von seinen früheren Lehren abgeschworen zu haben, gereute. Viele heilige Lehrer der Vorzeit hätten Sonderanschauungen hinsichtlich einzelner Punkte der Religion vertreten, ohne daß ihnen dies, wenn sie nur den Kern des Glaubens

unangetastet ließen, die Beschuldigung der Ketzerei eingetragen hätte. Auch seine Bestrebungen seien rein und edel.

Wenn wir Poggio Glauben schenken wollen, so hätte diese Rede bei der Versammlung der Konzilsväter so große Rührung hervorgerufen, daß man den Beschuldigten beinahe freigesprochen hätte. Jedoch, setzt er sarkastisch hinzu, hatte Hieronymus ein unverzeihliches Verbrechen begangen, nämlich daß er heftig gegen den Mißbrauch der Kirchengüter eiferte, welche zur Unterstützung der Armen und zur würdigen Begehung des Gottesdienstes bestimmt wären, aber von den Prälaten für eigenen Prunk, für Schlemmerei und Unzucht verschleudert würden.

Seinen Eindruck faßt Poggio dann in folgenden Worten zusammen: „Unerschrocken stand er da und achtete den Tod nicht nur gering, sondern suchte ihn sogar, ein zweiter Cato, ein Mann würdig unvergänglichen Angedenkens! Ich will ihn nicht rühmen, sollte er von den Grundsätzen der Kirche abgewichen sein. Aber ich bewundere seine wissenschaftliche Bildung, seine umfangreichen Kenntnisse, seine Beredsamkeit, die Anmut seiner Rede, seine scharfsinnigen Antworten . . . War in ihm Verstocktheit? War er ein Irrgläubiger? Ich weiß es nicht; aber dies eine weiß ich, daß ich niemals einen philosophischeren Tod gesehen habe."

So schrieb Poggio Bracciolini, der päpstliche Beamte, an Leonardo Bruni, welcher gerade diesen Dienst verlassen hatte, sich aber solcher Bewunderung gegenüber ablehnend verhielt.

An Hieronymus wurde die gleiche Todesstrafe vollstreckt, welche Johann Huß hatte erleiden müssen. Die blutigen Folgen sind allbekannt. Der Papst ließ gegen die Hussiten den Kreuzzug predigen. Dem kriegerischen Kardinal Giuliano Cesarini ward schließlich die große Aktion übertragen. Als diese aber kläglich gescheitert war, gab man die Hoffnung auf, die wilden Hussiten mit Waffengewalt zu besiegen. Nun erhielt derselbe Cesarini den Auftrag, wiederum in Deutschland ein allgemeines Konzil einzuberufen, um durch dieses Mittel dem Verderben Einhalt zu tun.

Diese Gelegenheit benutzte unser Poggio, an den Kardinal ein launiges und spöttisches Schreiben zu richten. Er rühmt darin die Klugheit des Kirchenfürsten, nunmehr, da die Kriegsleute versagt hätten, zu den Priestern seine Zuflucht zu nehmen. Alles könne man ja von den Geistlichen erhoffen, von ihrer Sittenreinheit, ihrer Gelehrsamkeit, ihrer Uneigennützigkeit

und ihrem Eifer für die Reinheit des Glaubens, auf welche ja alle Welt mit Fingern zeige. Von ihnen sei etwas Außerordentliches zu erwarten, was der Schreiber aber in so obszöner Weise andeutet, daß es nicht wiederzugeben ist.

Als ihm derselbe Kardinal einmal Vorhaltungen wegen seines Lebenswandels machte, rechtfertigte sich Poggio brieflich folgendermaßen: „Du machst geltend, daß ich Kinder habe, was einem Kleriker[1]) nicht ansteht, und zwar ohne Gattin, was sich nicht einmal für einen Laien schickt. Ich kann erwidern: ich habe Kinder, was den Laien zuträglich ist, und zwar ohne Gattin, ein Gebrauch, welcher von jeher von den Klerikern innegehalten worden ist. Im übrigen will ich meine Fehltritte mit keiner Entschuldigung beschönigen."

Die Baseler Konzilsväter hatten den Herzog Amadeus von Savoyen, welcher seine Regierung niedergelegt und sein Leben als Einsiedler frommen Übungen geweiht hatte, an Stelle Eugens IV. zum Papst erwählt. Dieser schließlich dennoch unterlegene Gegenpapst Felix V. wurde nun zur Zielscheibe für Poggios Angriffe. Hier zeigte er sich von keiner edlen Seite. Seine Invektive überschreitet jedes Maß des Anstandes und der Wahrheitsliebe. Er selbst hat kein Hehl daraus gemacht, daß es sich um bestellte Höflingsarbeit handelt.

Eugens Nachfolger Nikolaus V. ernannte Poggio zu seinem Geheimschreiber. Dieser hielt der Sitte der Zeit entsprechend seinem Gönner bei dessen Thronbesteigung eine feierliche Rede, deren Inhalt in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert ist. Er hält darin dem Papste vor, von diesem Augenblick an habe er aufgehört, sich selbst zu leben, für ihn bestehe nur noch die Pflicht, anderen sein Dasein zu weihen. Zerstreuung und Unterhaltung, ja nicht einmal mehr die Zeit zu Essen und Schlaf, nichts von alledem stände mehr im Bereiche seiner Bestimmung; alles habe er dem Dienste seiner Mitmenschen unterzuordnen. Unverzüglich habe er Kardinäle, Gesandte, Staatsdiener, Prälaten, mehr aber die Seufzer der Unglücklichen zu hören und die Tränen der Unterdrückten zu trocknen, ja sogar das Geschrei der Zudringlichen und das Murren der Unzufriedenen habe er zu berücksichtigen. Ihm stehe es zu, sich der ganzen Welt gütig zu erweisen und jedem Gerechtig-

[1]) Als Beamter der päpstlichen Kanzlei trug Poggio das geistliche Gewand und die kleine Tonsur; er war aber einfacher Kleriker und nicht Priester.

keit zukommen zu lassen, da er aller Vater sei. Die Mehrzahl der Menschen lasse sich von dem täuschenden Vorurteil beherrschen, das Glück beruhe auf der höchsten Herrschergewalt. Diejenigen aber, welche lauteren Herzens sind und sich von der Erfahrung leiten lassen, werden bald gewahr, daß Barmherzigkeit, Reinheit, Heiligkeit und Milde in der größten Gefahr schweben, wenn sie mit der höchsten Machtstellung verbunden sind. Seine Vorgänger hätten ihre Macht sehr zum Nachteile der Religion und im Widerspruch gegen die Gebote Jesu Christi gemißbraucht. Wenn aber ein Papst entschlossen sei, in den Wegen des erhabenen Meisters zu wandeln und mehr auf Gerechtigkeit, denn auf Willkür zu halten, so werde er erkennen, daß seine hohe Machtstellung eher dem Elende des Meisters gleichkommt, als der Glückseligkeit. An diese Ausführung schließt Poggio eine Diatribe gegen die Schmeichler. „Heiliger Vater," ruft er aus, „diejenigen, welche Euch in das Angesicht loben, kann ich nur als niedrige und hinterlistige Schmeichler betrachten. Euch ist ja bekannt, daß nach dem Ausspruch eines heidnischen Philosophen das Merkmal der Schmeichelei die Lobrede auf Personen in deren Gegenwart ist. Um so mehr muß der Statthalter Christi diese schändlichen Verderber von sich fernhalten, da er anderen ein Vorbild der Demut sein soll, während jene ihm unaufhörlich Fallstricke legen. Wer zum Range eines obersten Bischofs erhoben worden ist, bedarf mehr der Ermahnung als des Lobes. Besser ist es, der Eigenliebe eines Mannes, in dessen Händen die höchste Herrschaft ruht, einen Zügel anzulegen, als diese anzuspornen. Sintemal im Wohlergehen die Herrschaft der Vernunft leicht unterliegt, ist es erforderlich, den Machthabern unaufhörlich Antriebe zur Mäßigung und Selbstbeherrschung zu geben und sie vor den Ausbrüchen des Hochmutes und des Zornes zu bewahren."

Die Freimütigkeit dieser Ansprache ehrt nicht nur den Redner, sondern auch den päpstlichen Zuhörer, der solche Worte aus dem Munde seines Untergebenen mit Wohlwollen entgegennahm, und die Rede wäre sicher eines der edelsten Produkte humanistischer Beredsamkeit, wenn nicht zum Schluß Poggio, welcher so unerbittlich die Schmeichler zu geißeln verstand, die eigene Person mit einem Übermaß von Selbstlob bedacht und ohne Schamgefühl seine Verdienste um den heiligen Stuhl und seine Anhänglichkeit an die Person des neuen Papstes mit Hinweis auf seine Dürftigkeit auseinandergesetzt hätte. Dieser krasse Widerspruch in der Gesinnung erscheint aber

wiederum in milderem Lichte, wenn man ihn aus dem Geiste der Zeit heraus versteht, welcher es uns schwer macht, die eigenartige Verschlingung der widersprechendsten Triebe, als da sind wahrer Edelsinn und Prahlerei mit erborgten Gefühlen, echte Begeisterung für das Schöne und hohle Gelehrteneitelkeit, ehrliche Ergebenheit gegen Hochgestellte und niedrige Kriecherei um Almosen usw., zu entwirren. Sicherlich war Poggios Verhalten kein ungewöhnliches. Die Gelehrten und Künstler der Renaissance waren auf Mäzene angewiesen, um ihre Lebensarbeit durchzusetzen. In keiner Zeit ist auch so gern und reichlich gespendet worden. Wo aber die Grenze zwischen würdevollem Empfangen einer wohlverdienten Ehrengabe und elendem Schmarotzertum zu ziehen sei, läßt sich im Einzelfalle zuweilen schwer bestimmen.

Poggios schriftstellerische Tätigkeit erstreckte sich auf die verschiedensten Gebiete. Er besaß einen freien und weiten Blick, und seine Kenntnisse sowie sein Darstellungstalent waren so ausgezeichnet, daß keine seiner Schriften ganz unbedeutend ist. Unter der Regierung Eugens IV. schrieb er sein Werk über „Die Unbeständigkeit des Glücks". Er beschreibt darin eine Reihe von Ereignissen, welche geeignet sind, die plötzlichen und zugleich schrecklichen Wendungen des Schicksals vor Augen zu führen. Im ersten Buche behandelt er die Überreste und Ruinen des alten Rom; im zweiten und dritten erörtert er die Schicksale vieler Herrscher der Vergangenheit und seiner eigenen Zeit, indem er sie als Beispiele jäher Katastrophen anführt. Das vierte Buch hat eine eigentümliche Entstehungsgeschichte. Im Jahre 1413 trat ein junger Venetianer, Nicolò de'Conti mit seiner Gattin und seinen Kindern eine weite Reise nach dem Orient an. In Damaskus lernte er die arabische Sprache. Von dort zog er durch das peträische Arabien nach Persien, wo er gleichfalls die Landessprache erlernte. Dann zog er weiter nach Indien, wo er wirklich bedeutende Entdeckungen machte. Im Jahre 1444 kehrte er nach Italien zurück und begab sich sogleich nach Florenz, wo gerade Eugen IV. verweilte. Ihm warf er sich zu Füßen und erflehte seine Absolution, weil er, gezwungen von den Ungläubigen, welche nicht nur ihn, sondern auch sein Weib und seine Kinder zu ermorden drohten, seinen Glauben verleugnet hatte. Der Papst sprach ihn unter der Bedingung los, daß er wahrheitsgetreu dem Poggio alle seine Reiseabenteuer und Entdeckungen erzähle. So geschah es, und unser Humanist

gestaltete aus diesem Bericht das vierte Buch seines lateinisch geschriebenen Werkes über die Unbeständigkeit des Glücks.

Ein anderes Werk, dessen Abfassung gleichfalls in die Zeit seines Dienstes am römischen Hofe fällt, ist sein Gespräch „Vom Adel", gleich bedeutend wegen seiner Form und seines Inhaltes. Aller Wahrscheinlichkeit nach besaß Poggio schon als päpstlicher Geheimschreiber ein auf einer Anhöhe bei Fiesole gelegenes Landhaus, welches er mit antiken Kunstwerken würdig auszuschmücken bestrebt war. Als die Hauptpersonen des Dialogs führt er den greisen Lorenzo de' Medici, den Bruder des großen Cosimo und Nicolò Niccoli redend ein. Als ihn diese beiden einst in seinem Landhause besuchten — dies ist der Ausgangspunkt —, um einige antike Kunstwerke, welche er unlängst hatte von Rom dorthin schaffen lassen, zu besichtigen, fiel von einer Seite das Wort, diese Statuen trügen die Merkmale des Adels an sich. Sogleich erwiderte Niccoli, das Prädikat des „Adels" würde zumeist sehr unpassend gebraucht, da sein Begriff überaus unbestimmt und schwankend sei, und setzte im Anschluß diese Bemerkung eingehend auseinander, wie schwer eine positive Begriffsbestimmung des Adels zu geben sei, da man bei den einzelnen Völkern unter diesem Worte etwas Grundverschiedenes verstünde. In Neapel und anderwärts gälte als adlig, wer in vollkommenem Müßiggange dahinlebe, und je weiter dieser Vorzug in der Genealogie zurückreiche, desto bewährter und vornehmer sei der Adel. Ein Adliger würde dort lieber Hungers sterben oder das Räuberhandwerk ergreifen, als in einen anständigen Beruf, wie den Kaufmannsstand, einzutreten. In Venedig, Florenz und Genua hingegen schmälere die kaufmännische Tätigkeit dem Edelmanne in keiner Weise seinen Geburtsadel. In Deutschland gehörten Lehngüter und Leuteschinderei zum echten Adel; in Frankreich sei Adel gleichbedeutend mit einem Landleben von eigenen Einkünften, mit Jagden, Gewalttätigkeit, Ausschweifungen, Schuldenmachen und die Gläubiger mit der Waffe Bedrohen. In vielen anderen Reichen bestände der Adel in von den Herrschern verliehenen Diplomen, welche dem Verdienst, aber auch gegen Barzahlung verliehen würden, als ob wohl das Geld einem gemeinen und niedrigen Menschen Wert und Trefflichkeit[1]) verleihen könnte. Hier hält Niccoli inne und

[1]) Hier ist bei der „virtus" noch an das antike, besonders das stoische Tugendideal zu denken.

bezweifelt, daß es nötig sei, der Trefflichkeit den Begriff des Adels hinzuzufügen. Der weise und treffliche Mann, so führt er aus, besitzt schon alle überhaupt mögliche Glückseligkeit im Genusse der Tugend, ohne einer anderen Beigabe zu bedürfen. Der Begriff des Adels sinkt mithin zu einem Nichts, zu einem Wort von unbestimmter Bedeutung herab.

Lorenzo hingegen ist mehr geneigt, den gesellschaftlichen Einrichtungen Zugeständnisse zu machen. Indem er zur Untersuchung des abstrakten Adelsbegriffes übergeht, erklärt er diesen für unzertrennlich von den Vorstellungen des Glänzenden, des Ruhmes, der Macht und der Großherzigkeit. Den Besitzer eines großen Vermögens, welcher dieses in hochherziger Weise ausgibt, eine mächtige Persönlichkeit, jemand, welcher großartige Unternehmungen durchführt, einen hohen Würdenträger und in ähnlicher Weise hervorragende Männer müsse man gemeinhin als „adlig" ansehen. Quintus Cicero, der Bruder des Marcus, behauptete von seinen Mitbewerbern um das Konsulat, Sergius Catilina und Marcus Antonius, sie seien mehr durch ihre Laster als durch ihre Geburt „geadelt". Jedenfalls ist der Begriff des Adels mit denen des Geräuschvollen und der Tatkraft verbunden; denn man verbindet ihn auch mit Verbrechen, wenn diese außerordentliche Folgen nach sich ziehen und Aufsehen erregen. Lorenzo spricht der Trefflichkeit das Merkmal des Adels ab, wenn diese nicht weithin leuchtet. Man könne ebensowenig einen Philosophen als adlig bezeichnen, welcher nicht aus seiner Studierstube herauskommt und sogar seinen Mitbürgern unbekannt bleibt, wie einen tugendhaften Mann, welcher in einem kleinen Dorfe, also im Verborgenen, gute Werke ausübt. Solche Leute bezeichnet man als weise, tugendhaft und allenfalls als glückselig, aber nicht als adlig. Der Hauptsache nach bewegt sich die Kontroverse zwischen Lorenzo und Niccoli um die philosophische und sprachliche Begriffsbestimmung des Adels. Lorenzos Anschauung fußt auf der Definition des Aristoteles (Politika, 5. Buch, 1. Kap.), nach welcher als adlig diejenigen gelten, welche Trefflichkeit der Ahnen und Reichtum aufzuweisen haben. Niccoli aber wendet ein, an dieser Stelle spreche Aristoteles nicht seine eigene Überzeugung aus, sondern führe die allgemeine Meinung an. Lorenzo stützt sich auf das griechische Wort „Eugeneia" (Wohlgeborenheit), und Niccoli auf das lateinische nobilis (bemerkenswert). Die edle Gesinnung kommt bei der ganzen Frage sehr in das Hintertreffen, wes-

halb wir bei unserer Wiedergabe niemals „edel", sondern stets „adlig" gesetzt haben. Poggio schließt seinen Dialog mit dem Aufbruch der Gäste, welche über den behandelten Gegenstand zwar nicht einig geworden sind, sonst aber in gutem Einvernehmen bleiben.

Wir haben länger bei der kleinen Schrift verweilen zu müssen geglaubt, weil sie uns mit großer Deutlichkeit diese Männer vor Augen führt, welche in ihrem Denken und Empfinden sich von den mittelalterlichen Ideen und Vorurteilen losgelöst haben und nun die Richtschnur für geistiges und sittliches Streben bei antiken Idealen suchen. Hier bieten sich ihnen griechisches Geistesleben, dessen Inbegriff vorläufig Aristoteles sein mußte, so lange Platons Sonne noch nicht hell am Horizonte aufgegangen war, und römische Tüchtigkeit dar. Im Anschluß an die letzten entwickelt sich mit der Zeit immer bestimmter der Begriff der virtù, jener Trefflichkeit, welche bald mit dem ethischen Tugendideal nichts mehr zu tun hat. Aristoteles war den Humanisten noch zu sehr durch die Scholastik verleidet. Leonardo Bruni hatte allerdings schon in seinem angeführten Gespräch hervorgehoben, daß Cicero den Werken des Aristoteles große Schönheit nachrühmt, von der in seinen Schriften, wie sie jetzt vorliegen, nichts zu finden sei; folglich müßten seine vorhandenen Werke entstellt sein. Aus diesem Grunde fand man größere Befriedigung bei den Lehren der Stoa, wie man sie bei Cicero und Seneca dargestellt fand. Aus dieser Gedankenrichtung ist ein anderes Gespräch Poggios hervorgegangen, welches über „Die Unseligkeit des menschlichen Geschickes" handelt.

In ihm führt uns der Verfasser den großen Cosimo de' Medici in einer Unterhaltung mit ihm, Poggio, selbst und anderen gelehrten Männern vor. Den Ausgangspunkt des Gespräches über das menschliche Unglück bietet diesmal der Untergang des östlichen Kaiserreiches, welches gerade damals den Türken zum Opfer gefallen war. Man äußerte nach einigen Ausdrücken des Mitleides den Grundsatz, daß Klagen einem Weisen nicht anstände. Über Unglücksfälle müsse man sich durch philosophische Betrachtung hinwegsetzen, anstatt sie durch unfruchtbare Tränen noch bitterer zu machen. Die Natur erweise sich gegen uns schon an sich selbst hart genug, ohne daß wir noch dazu absichtlich unsere Empfindlichkeit erregen, wodurch wir ihre Härte nur noch lebhafter fühlen. Wenn man alles richtig betrachte, so behalte Demokrit recht, welcher den unaufhörlichen

Fluß aller Ereignisse des Menschenlebens als Vorgänge auf einer Schaubühne ansah und lehrte, man dürfe sie nicht ernst nehmen und sich durch sie die gute Laune nicht verderben lassen. Wozu das Unglück einer einzelnen Stadt oder eines Volkes beklagen, während doch das ganze Menschengeschlecht von heute auf morgen einem ähnlichen Geschick anheimfallen kann! Es gibt kein irgend ausdenkbares Verhängnis, von welchem die Geschichte nicht schreckliche Beispiele kündet. Gegen dieses Betonen der stoischen Unempfindlichkeit wird der Einwand laut, als einzigen Schutz gegen die Wechselfälle des Geschickes habe uns die Natur die Vernunft verliehen, zugleich aber gegen dieses Bollwerk tausend fast unwiderstehliche Feinde losgelassen: Geiz, Verschwendung, Wollust, Furcht, Neid, Hochmut und alle übrigen Leidenschaften. Dem gegenüber kann man nicht die Glücksgüter in das Treffen führen, welche zuweilen einem einzelnen reichlich gespendet werden, wie eine gute Frau, lenksame Kinder, rechtschaffene Freunde; denn die Freude an ihrem Besitz wird durch den Schmerz, sie zu verlieren, mehr als reichlich aufgewogen. Solche Bande sind allzu dauerhaft, wenn sie unangenehm, und zu vergänglich, wenn sie lieb und hold sind; aber auch die süßesten enthalten einen Zusatz von Bitterkeit. Jener Römer, welcher seine schöne und allgemein als klug geschätzte Gattin verstoßen hatte, zeigte seinen Freunden, welche ihre Verwunderung darüber nicht zurückhalten konnten, seine Fußbekleidung mit den Worten: „Seht ihr diesen Schuh? Ist er nicht schön und gut gearbeitet? Ihr könnt aber nicht wissen, wo er mich drückt.“ Poggio selbst verficht zum Schluß die Ansicht, die Trefflichkeit vermöge sich tatkräftig gegen das Mißgeschick zu waffnen und es zu besiegen, und die Mehrzahl der Menschen sei unglücklich ausschließlich durch eigene Schuld. Zum Beweise führt er aus, er habe sich ein halbes Jahrhundert im Dienste von Päpsten befunden: er habe das Vertrauen aller genossen, aber alle habe er als so unglücklich gekannt, daß sie ihre Stellung als eine wahre Knechtschaft empfanden und im geheimen ihre Würde als das größte Elend verwünschten. Ihr Unglück entsprang aber aus ihren Leidenschaften; weil es ihnen nicht möglich war, diese zu befriedigen, waren sie darüber untröstlicher, als über alles Mißgeschick, welches die Kirche traf.

In ähnlicher Weise handelt er in einem anderen Schriftchen über das Unglück der Fürsten. Diese wären in Wirklichkeit höchst unglücklich, während alle Welt sie für höchst glücklich

hielte. Sie sind oftmals die Ursache des Verhängnisses von vielen Tausenden und müssen anderseits oft das Unglück anderer ansehen, ohne ihm abhelfen oder es lindern zu können. Beides ist Unglückseligkeit. Ihr Scheinglück besteht nur für den Pöbel. Oft verbergen sie größeres Elend unter ihrem Purpur, als die zu tragen haben, welche sie um ihr Glück beneiden. Sehet die Statue des Jupiter mit dem Blitz in der Hand und die des Neptun mit dem Dreizack! Sie erscheinen voller Hoheit und Anmut. Inwendig aber hausen in ihnen Ratten und Gewürm. Von Poggios übrigen Schriften nennen wir kurz noch zwei andere, bevor wir auf seine letzten Lebensschicksale eingehen. Die eine, welche den unübersetzbaren Titel „Historia disceptativa convivalis" führt, entsprang einem lobenswerten Impuls. Nach einem Ausspruche Catos soll der Weise nicht nur von seinem öffentlichen Leben, sondern auch von seiner Muße Rechenschaft ablegen. Deshalb berichtet Poggio von einem Gastmahl, bei dem eine Reihe damals interessierender Fragen erörtert wurden, welche die Gastmähler des Platon und Plutarch streifen und dann mehr auf philologische Minutien eingehen. Die andere ist sein berüchtigtes „Facetiae" betiteltes Buch, eine Sammlung meist schlüpfriger Anekdoten, welches dem Rufe ihres Verfassers keine Ehre eingetragen hat.

In vorgerücktem Lebensalter heiratete Poggio eine achtzehnjährige Florentinerin aus adliger Familie, Selvaggia de' Buondelmonti. Über diese seine Wahl schrieb er an den Kardinal Giuliano Cesarini: „Bei der Wahl meiner Gattin suchte ich weder Reichtum, welcher die meisten verblendet, noch eine Staatsstellung, nach welcher viele streben, noch die Unterstützung der Machthaber, auf die sehr viele ausgehen, sondern Ehrbarkeit, Rechtschaffenheit und Tugend. Diese bezeichnen die Weisen ja als die größte Mitgift, welche die Eltern zu vergeben haben." Nach seinen Briefen zu urteilen, waltet in Poggios Eheleben ein ungemein sympathischer Zug. Er rühmt die vorzüglichen Eigenschaften seiner Gattin und dankt Gott dafür, von ihr einen Sohn zu haben, und erhofft, daß ihm die Vorsehung Trefflichkeit, d. h. die schon von uns gekennzeichnete virtù, verleihen möge.

Ein halbes Jahrhundert hatte dieser seltene Mann ein Leben unaufhörlicher Enttäuschung am römischen Hofe zugebracht. War er auch im übrigen innerlich und äußerlich reich an schönen Erfolgen, so konnte er sich doch dem überwältigenden

Eindruck nicht verschließen: die Mühe, welche er in jenem Dienste aufgewendet hatte, war nutzlos verbraucht. Sie hatte weder ihm selbst Vermögen und Ehre noch sonst ein nennenswertes Ergebnis gebracht. Endlich im 72. Jahre seines Lebens wurde ihm das ersehnte Glück zuteil, daß ihm die Florentiner Republik die Würde eines Staatssekretärs antrug. Schätzenswert war für ihn nicht nur die Ehre, sondern auch die Muße, welche ihm diese Stellung verschaffte. Seine freie Zeit verwandte er nunmehr für die Abfassung einer Florentiner Geschichte mit der Absicht, dadurch dem Vaterlande seinen Dank für die erwiesene Ehre abzustatten. Das Werk umfaßt in acht Büchern den Zeitraum von 1350 bis 1455. Er selbst hat es nicht vollendet. Dies tat sein Sohn Jacopo, welcher zugleich eine italienische Übersetzung anfertigte. Welche Mängel diesem Geschichtswerk auch anhaften mögen, als Denkmal seiner Dankbarkeit gegen den Staat, welcher ihn am Schlusse seines Lebens höher ehrte, als der Hof, dem er ein ganzes Leben der Arbeit gewidmet hatte, ist es ein Ausfluß edler Gesinnung.

Poggio übertraf an Klarheit und Eleganz des Stiles fast alle seine Zeitgenossen. Seiner Ansicht nach ist diejenige Schreibart die beste, welche das Verstehen nicht schwerer als das Leben macht. Diese fand er bei Cicero, und ihm gibt er an, alles zu verdanken. Sein Charakter mag mancherlei Züge aufweisen, welche ihn nicht sehr sympathisch erscheinen lassen, wie beispielsweise seine grenzenlose Gehässigkeit gegen literarische Gegner; er war aber auch treuer und inniger Freundschaft fähig: dies zeigen seine stets ungetrübten Beziehungen zu Leonardo Bruni und Nicolò Niccoli. Die Florentiner Republik ehrte ihn in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste nicht nur durch ein glänzendes Leichenbegängnis, sondern auch durch Aufstellung seiner Statue in der Kirche S. Maria del Fiore. Er tritt uns als eine Persönlichkeit entgegen, an welcher sich alles Große und alles Niedrige im Geistesleben der ganzen Epoche wie an einem Schulbeispiel aufzeigen läßt. Aufopfernde und zugleich fein genießende Hingabe an das klassische Altertum, aber auch kleinlicher Haß, das Bestreben, das eigene Verdienst auf Kosten anderer leuchten zu lassen und, bei Poggio allerdings noch in bescheidenen Grenzen, das Parasitentum der Gelehrten. Seine Verdienste überragen aber weit seine Schwächen. Er war einer der größten Bahnbrecher des emporstrebenden, seinen Anfängen schon ent-

wachsenen italienischen Humanismus, und darum verweilten wir bei ihm lange und gern.

Ein Zeitgenosse Poggios, dessen Bestrebungen mit den seinen große Ähnlichkeit haben, war **Flavio Biondo** aus Forlì, wo er im Jahre 1388 das Licht der Welt erblickte. Schon in jungen Jahren wurde er im Dienste seiner Vaterstadt beschäftigt, und hatte einst, als er, mit einem Auftrage betraut, in Mailand verweilte, das Glück, Ciceros Gespräch „Brutus", welches über die berühmten Redner handelt, aufzufinden. Da ihm das Gebaren des Tyrannen seiner Vaterstadt, Antonio degli Ordelaffi, anstößig war, begab er sich nach Venedig. Sein Feind gestattete aber nicht die Auswanderung seiner Gattin Paola Michelini und seiner Kinder. In der Lagunenstadt erlangte Biondo bald hohes Ansehen bei den Patriziern und insbesondere die Gunst des berühmten und einflußreichen Francesco Barbaro. Aus Dankbarkeit für die Verleihung des Bürgerrechtes schrieb er eine Venetianische Geschichte, welche eigentlich einen Teil seiner weiter unten anzuführenden allgemeinen Geschichte bildet, die er aber unter dem Titel „De origine et gestis Venetorum" besonders herausgab. In dieser hebt er die Bedeutung Venedigs als Bollwerk gegen die Einfälle der Barbaren in Italien in rühmendem Tone hervor.

Wie andere uns bekannt gewordene Männer, wurde auch er nach Rom an den päpstlichen Hof gezogen. Es war Eugen IV., welcher ihn zu seinem Geheimschreiber ernannte. Aber auch ihm sollte diese beneidete Stellung eine Quelle mannigfachen Verdrusses werden. Zunächst suchte der Ordelaffi bei Eugen IV. um die Bestätigung seiner Herrschaft nach. Als seine Schönredner aber ungnädig empfangen wurden, maß er die Schuld daran seinem Gegner Biondo bei. Dieser fürchtete sehr für die Seinen und veranlaßte seine Gattin, mit den Kindern heimlich die Stadt zu verlassen. Der wütende Tyrann ließ nun Flavios Schwiegervater Antonio Michelini einkerkern und seine Güter einziehen. Zum Glück vermochte aber Biondo seinen weitreichenden Einfluß aufzubieten, so daß die Angelegenheit mit der Niederlage des Gewaltherrschers endete.

Nach Eugens Tode bestieg Nikolaus V. den päpstlichen Thron. Auch dieser wissenschaftlichen Bestrebungen wohlgeneigte Papst begünstigte zuerst unseren Gelehrten; bald aber drängten sich Verleumder zwischen ihn und seinen Geheimschreiber, so daß dieser in unverdiente Ungnade fiel. Jedoch wurde nach einiger Zeit das Truggewebe zerstört, und

Flavio in allen Ehren wieder in seinen Posten als apostolischer Geheimschreiber eingesetzt.

Biondos beste Arbeiten beruhen auf dem Gebiet der römischen Altertumskunde. Drei Werke sind hier anzuführen. In seiner „Roma instaurata" gibt er eine Beschreibung der Gebäude, Tempel und anderer Denkmäler des alten Rom, soweit diese ganz oder zum Teil erhalten waren. Zu dieser Arbeit hatte er sämtliche altrömischen Autoren, welche ihm zugänglich waren, benutzt. Dieses Werk erregte die staunende Bewunderung seiner Zeitgenossen und ist von bleibendem Wert.

Auf Anregung des Königs Alfons von Neapel verfaßte er sodann sein zweites großes Werk, welches er „Italia illustrata" betitelte. Hier beschreibt er dieses Land entsprechend seiner altertümlichen Einteilung in vierzehn Regionen, forscht nach dem Ursprung und den Schicksalen jeder Provinz sowie jeder Stadt und untersucht die Entstehung der Namen, welche sie von Griechen und Lateinern erhielten. Nach dem Empfang dieses Buches gebrauchte Francesco Barbaro in einem Briefe an den Verfasser die schmeichelhafte Wendung, nunmehr fehle dem Glück Italiens nur noch, daß sein Gebieter, der Papst, dem Lande Ruhe und Frieden verleihe, nachdem er es mit seiner Feder so herrlich geziert habe.

Hatte Biondo in der „Roma instaurata" eine sorgfältige Materialbeschreibung des alten Rom geliefert, so krönte er endlich seine Arbeit mit einem dritten Werk „Roma triumphans", in welchem er an der Hand der alten Bauwerke und Denkmäler der Nachwelt den Geist des antiken Staatslebens und der alten Religion durch Darstellung der Gesetze, der Opfergebräuche, der militärischen und bürgerlichen Einrichtungen, der Regierungsformen usw., soweit es in seinen Kräften stand, vorzuführen und zu erklären suchte.

Sein umfangreichstes Werk aber war seine „Allgemeine Geschichte seit dem Untergange des römischen Kaiserreiches" in 39 Büchern, welche mit der Einnahme Roms durch die Goten im Jahre 412 beginnt und alle bemerkenswerten Ereignisse bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts schildert. Aneas Sylvius (Papst Pius II.) schätzte dieses Geschichtswerk außerordentlich und stellte aus ihm einen teilweisen Auszug her. In das Italienische übersetzte es Lucio Fauno.

Trotz aller dieser bedeutenden Arbeiten ist Flavio Biondo niemals zu der allgemeinen Berühmtheit eines Poggio gelangt. Dies hat seinen besonderen Grund in seiner Trockenheit und

der mangelnden Eleganz seiner Schreibart. Man stellte in seiner Zeit Anforderungen, denen er nicht genügen konnte. Wer glänzen wollte, mußte geistreich sein und Anmut der Darstellung besitzen. Nicht zum wenigsten schadete diesem sonst tüchtigen Gelehrten seine Unkenntnis der griechischen Sprache, welche im 15. Jahrhundert immer mehr zu den notwendigen Requisiten eines wissenschaftlich durchgebildeten Mannes gehörte[1]).

Einen beträchtlich größeren Ruf genoß der uns schon durch seinen Streit mit Poggio bekannt gewordene **Francesco Filelfo.** Im Jahre 1398 in Tolentino geboren, empfing er seine wissenschaftliche Bildung zu Padua. Er machte in den humanistischen Fächern so glänzende Fortschritte, daß er schon als Jüngling in diesen als Lehrer auftreten konnte. Er selbst berichtet, er habe in Padua mit derartigem Erfolge die Redekunst gelehrt, daß er in Venedig, wohin er sich darauf begab, einen großen Zulauf von Schülern hatte, und nachdem er die jungen Patrizier zwei Jahre lang in Rhetorik und Moralphilosophie unterrichtet, durch Verleihung des Bürgerrechtes geehrt und zum Sekretär des Gesandten der Republik am Hofe zu Konstantinopel ausersehen wurde. Auf dieser Reise nahm er die Gelegenheit wahr, den Parnaß und die Ruinen von Athen zu besuchen. In Konstantinopel gewann er die Freundschaft des Emanuel Chrysolaras, der ihm seine Tochter Theodora, welche selbst Lehrerin der Beredsamkeit war, zur Gattin gab. Von ihr suchte er die „attischen Akzente" zu erlernen[2]). Bald ward ihm auch die Gunst des Kaisers Emanuel Palaiologos zuteil. Dieser übertrug ihm zwei wichtige und ehrenvolle Gesandtschaften, und zwar zum Sultan Murad II. und zum Kaiser Sigismund. Als er sich gelegentlich der Ausführung des zweiten Auftrages im Jahre 1424 in Ofen befand, erhielt er die

[1]) Diese Bemerkung behält ihre Richtigkeit trotz einzelner abfälliger Äußerungen bedeutender Männer des 15. Jahrhunderts über Griechentum und griechische Sprache.

[2]) Worin diese „attischen Akzente" bestehen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, jedenfalls aber in einer korrekten, von den Abschleifungen der Volkssprache sich fernhaltenden Aussprache des Altgriechischen, welche aber nichts mit der modernen Schulaussprache gemein hat. Wenn Filelfo einmal bemerkt, er könne als Lateiner nicht vollkommen ἑλληνίζειν, so bezieht sich dies wohl mehr auf die Schwierigkeit der Aussprache, als die der Grammatik und Stilistik.

schmeichelhafte Einladung des Königs Ladislaus IV. von Polen zu dessen königlicher Vermählungsfeier. Bei dieser hielt Filelfo eine feierliche Glückwunschrede in Gegenwart des königlichen Paares, des Kaisers, des Königs von Dänemark, der Kurfürsten und aller übrigen geladenen Fürsten und Herren. Von Konstantinopel kehrte er nach drei Jahren wieder nach Venedig zurück. Als er dort eintraf, herrschte in der Stadt die Pest; seine Anhänger waren fern, und seine Bücher konfisziert. Arm und traurig siedelte er jedoch bald nach Bologna über, wo er bei hohem Gehalt die Rhetorik und Ethik lehrte. Hier ließen ihn aber die politischen Unruhen nicht lange verweilen. Er folgte deshalb einem Ruf nach Florenz, welcher unter glänzenden Bedingungen an ihn ergangen war.

Filelfo war ein Mann von großer Gelehrsamkeit, leichter Auffassungsgabe und anmutsvoller Rede. Mit diesen Vorzügen gelang es ihm sehr schnell, alle Personen, mit denen er in Berührung kam, für sich einzunehmen. Anderseits besaß er einen unerträglichen Hochmut, eine Selbstüberschätzung, welche kein Verdienst außer dem seinigen gelten lassen wollte. Stets mußte er die Leistungen anderer herabsetzen, um seine eigenen desto maßloser zu rühmen, und keine ihm erwiesene Ehre, keine empfangene Belohnung konnte ihm jemals genügen. So kam es, daß er sich, wo auch immer er weilte, bald die Herzen derer, welche ihn zuerst bewunderten und verehrten, entfremdete.

In Florenz wurde Filelfo mit hohen Ehren aufgenommen und er entfaltete dort eine überaus rege Lehrtätigkeit. Zu früher Morgenstunde erklärte er Ciceros Rhetorik und die Tusculanen, Livius und Homer. Nach einer Pause von mehreren Stunden las er wieder über Ciceros Reden und Briefe, Terenz, Thukydides oder Xenophon. An Festtagen erklärte er öffentlich Dante in der Kirche Santa Maria del Fiore. Nach seiner eigenen Angabe hatte er täglich gegen vierhundert Zuhörer, manchmal auch darüber, und zwar zum großen Teile angesehene Männer aus dem Ratsherrenstande. Sein Selbstgefühl fand dort reichliche Nahrung. Ließ er sich in der Stadt sehen, so drückten ihm, wenn wir seinen Worten Glauben schenken wollen, nicht nur Männer von Stande, sondern auch vornehme Damen ihre Verehrung aus, so daß er sich bald des Kultus, welcher mit seiner Person getrieben wurde, schämen mußte. Auch Cosimo de' Medici schätzte ihn außerordentlich hoch und besuchte ihn sogleich nach seiner Ankunft, ja er ließ

fast keinen Tag vergehen, ohne daß er dem verehrten Meister durch ein Angebinde seine Aufmerksamkeit erwiesen hätte. Als er dann aber wegen der Pestgefahr Florenz verlassen hatte, entspann sich ein heftiger Streit zwischen Filelfo und den beiden Florentinern Nicolò Niccoli und Carlo Marsuppini, welche letzteren den Mediceer nach seiner Rückkehr gegen ihren Gegner einnahmen. Nun kam es zu einer sehr häßlichen Fehde. Die Mediceerpartei beantragte wahrscheinlich unter Cosimos Zustimmung bei der Signoria die Herabsetzung von Filelfos Gehalt. Dieser protestierte in einer Senatssitzung persönlich gegen diesen Antrag erfolgreich in wohlgesetzter Rede. Nun griffen seine Feinde zu dem Mittel, daß sie die Wahl eines Ausschusses von vier Bürgern durchsetzten, welche die Verminderung der staatlichen Ausgaben durchführen sollten. Deren erste Maßnahme war nun die Streichung der Gehälter der öffentlichen Professoren. Filelfo erhob wiederum erfolgreich Einspruch, indem er diesen Beschluß mit Recht nicht nur für ungerecht, sondern auch barbarisch und einer hochgebildeten und blühenden Stadt unwürdig erklärte. Der Beschluß wurde zwar aufgehoben; aber Filelfo konnte sich seines Erfolges nicht erfreuen. Der Haß seiner Feinde war so erbittert, daß sie überall gegen ihn hetzten und redeten, es sei eine Schande, daß ein Fremder in der Stadt solchen Einfluß habe und sogar dem größten Bürger, eigentlich dem Fürsten — dies war Cosimo schon in der Tat, ohne offiziell den Titel zu führen — die Spitze bieten dürfe. Gegen dieses Treiben war Filelfo machtlos und, zu Florenz seines Lebens nicht mehr sicher, nahm er ein Lehramt in Siena an. Alle Versuche, ihn mit Cosimo wieder zu versöhnen, wies er mit Verachtung zurück. „Er mag zum Gift greifen," schrieb er, „ich bediene mich meines Geistes und meiner Feder . . . Die Freundschaft Cosimo Medicis wünsche ich nicht, seine Feindschaft verachte ich. Denn nichts ist verderblicher, als geheucheltes Wohlwollen bei feindseliger Gesinnung. Darum habe ich mich mit den Waffen der Klugheit gerüstet, so daß ich keine hinterlistigen Anschläge zu fürchten brauche."

Bald aber fühlte sich Filelfo auch in Siena nicht mehr sicher und folgte einer Einladung des Herzogs Filippo Maria Visconti nach Mailand. Dieser verlieh ihm das dortige Bürgerrecht, ernannte ihn zum Sekretär und überhäufte ihn mit allen erdenklichen Auszeichnungen, welche ihm Filelfo durch Schmeichelei lohnte. Als im Jahre 1440 seinem Gönner das Glück der

Waffen ungünstig war, glaubte der Humanist, diesem einen Dienst leisten zu können, indem er seinen alten Feind Cosimo de' Medici durch einen Brief, in welchem er auf das Verhältnis zwischen Aristides und Themistokles anspielte, für ein Bündnis mit Mailand zu gewinnen suchte. Seine Bemühung war erfolglos. Im Jahre 1441 verlor er seine Gattin Theodora Chrysolaras durch den Tod. Aus Verzweiflung wollte er Priester werden, fand aber Trost durch den Ehebund mit einer vornehmen Mailänderin, Orsetta Osnaga.

Nach dem im Jahre 1447 erfolgten Tode Filippo Marias proklamierten die Mailänder die Republik. Francesco Sforza, der Gemahl einer illegitimen Tochter des verstorbenen Herzogs, Bianca Maria Visconti, erhob aber Anspruch auf die Herrschaft und belagerte die Stadt. Vergebens suchte Filelfo bei mehreren Fürsten Hilfe für seine bedrängten Mitbürger. Als er die Sache der Republik als aussichtslos erkannte, ergriff er klugerweise die Partei des Siegers. In zwei Reden ermahnte er das Volk, der Übermacht zu weichen und nicht blind in das Verderben zu gehen. Man bestimmte ihn zum Hauptredner bei dem Empfange des neuen Herzogs und beugte den Nacken unter dessen Joch. Filelfo fuhr nicht schlecht dabei; denn Francesco Sforza wetteiferte mit seinem Schwiegervater in der Auszeichnung des gewandten Mannes.

Als Filelfo im gleichen Jahre seine zweite Gattin verlor, wollte er wiederum in den geistlichen Stand treten, entschloß sich aber dennoch zu einer dritten Ehe. Im Jahre 1453 reiste er an den Hof des Königs Alfons von Neapel, welchem er 100 lateinische Satiren überreichte und dafür mit Verleihung der Ritterwürde geehrt wurde. Auf seiner Durchreise durch Rom zeichnete ihn der Papst durch den Titel eines apostolischen Geheimschreibers aus. Außer allen diesen Ehren wurden ihm noch reichliche Geldgeschenke und die Dichterkrönung zuteil.

Konstantinopel war i. J. 1453 in die Hände der Türken gefallen. Die Greueltaten der Eroberer sind zu bekannt, als daß auf sie einzugehen wäre. Auch die Mutter der ersten Gattin Filelfos, Manfredina Doria, traf ein grausames Geschick. Sie geriet mit ihren beiden Töchtern in die türkische Sklaverei. Zu dieser Zeit hatte Francesco Sforza besonderes Interesse, mit dem Sultan in diplomatische Verbindung zu treten. Seinen Gesandten gab Filelfo einen Brief zugleich mit einer Ode, welche sie dem Sultan Mohamed II. überreichen sollten. Der türkische Despot ließ sich rühren und veranlaßte die Frei-

lassung der Gefangenen, die dann auf Kreta ihren Wohnsitz nahmen. Ein edler Zug an unserem Humanisten, und zugleich ein Beweis dafür, was Gelehrtenruf in diesem Zeitalter galt!

Nach Francescos Tode verblieb Filelfo noch im Dienste seines Nachfolgers Galeazzo Maria, fand aber, daß der neue Herzog seinem Versprechen, an Freigebigkeit gegen ihn noch seinen Vater zu übertreffen, nicht nachkam. Trotz der großen Summen, welche er durch seine Lehrtätigkeit sowie durch Geschenke eingenommen hatte, war er niemals zu Besitz gelangt. Er gab, was er empfing, mit vollen Händen aus und setzte, wenn er in Not war, unverfroren die kühnsten Hoffnungen auf die offenen Schatullen seiner Gönner, wobei ihm zarte Anspielungen auf deren Freigebigkeit als Mittel zum Zweck dienten. Im Jahre 1476 entriß ihn der Papst Sixtus IV. seiner Verlegenheit, indem er ihn in ein Lehramt nach Rom berief. Trotz seines hohen Alters las er über Ciceros Tuskulanen mit solcher Kraft des Geistes und der Stimme, daß er allgemeine Bewunderung erregte. Aber auch dort ließ ihn seine Habgier nicht zur Ruhe kommen. Nach dem im Jahre 1477 erfolgten tragischen Tode Galeazzo Marias vermeinte er, dessen Witwe, die Herzogin Bianca, würde ihm ein außerordentlich hohes Jahrgehalt gewähren, sah sich aber in seiner Hoffnung getäuscht. Nach mehreren vergeblichen Wanderungen bot ihm endlich Lorenzo de' Medici, der Erlauchte, einen Lehrstuhl der griechischen Sprache in Florenz an und zeigte sich geneigt, den Greis für die von seinem Großvater Cosimo erlittene Unbill reichlich zu entschädigen. Filelfo konnte jedoch die ihm zugedachten Ehren nicht mehr genießen. Er beschloß, in Florenz angekommen, am 31. Juli 1481 seine Tage im 83. Lebensjahr. Er starb so arm, daß zur Bestreitung seines Begräbnisses seine Habe verkauft werden mußte.

Seine Schriften sind überaus zahlreich, zum größten Teile aber ungedruckt. Auf allen Gebieten der Literatur war er tätig. Gedichte der verschiedensten Art, Lebensbeschreibungen, Übersetzungen, Geschichtswerke, Reden, moralische und andere Abhandlungen hat er hinterlassen. Er schrieb Briefe in griechischer und lateinischer Sprache, und diese letzteren sind das einzige, was von seinen Arbeiten für die Nachwelt Wert besitzt, da sie eine fast unerschöpfliche Fundgrube für die Kenntnis der Geschichte seiner Zeit hinsichtlich der Literatur sowohl wie der Politik und Kultur sind.

Filelfo schrieb auch in der Volkssprache einen Kommentar

über einen Teil von Petrarcas Kanzoniere, welcher ihm in keiner Hinsicht Ehre macht. Weder ist die Schreibart geschmackvoll, noch hat er irgendwie verstanden, der Bedeutung des großen Dichters gerecht zu werden, vielmehr die edlen Züge seiner Liebesdichtung in das Gemeine verzerrt. Filelfo machte selbst einen mißglückten Versuch, in der Volkssprache zu dichten.

War es bei der Betrachtung Poggios lohnend gewesen, einige seiner Werke kurz zu analysieren, so ist bei keiner von Filelfos zahlreichen Schriften der Wert der Komposition bedeutend genug, daß die Mühe durch den Ertrag aufgewogen würde. Hingegen besaß der letztere infolge der Zeit seines Lebens berufsmäßig ausgeübten Beschäftigung mit der Moralphilosophie eine ethische Weltanschauung, deren Elemente zwar aus allen ihm bekannten antiken Autoren zusammengesucht sind, welche aber immerhin interessant genug ist, als Beitrag zur Charakteristik des damaligen Gelehrtentums gewürdigt zu werden. Wir entnehmen sie seinen Briefen.

Wenn man die Tugend (virtus) hinsichtlich ihrer ganzen Macht und Hoheit betrachtet, so wird man nicht einen Menschen finden, welcher sie in ihrem ganzen Umfange besessen habe. Die Vollkommenheit ist allein der Gottheit eigen. Dennoch hat es bevorzugte Geister geben können, welche mit allen ihren Kräften bestrebt waren, sich der Vollkommenheit zu nähern. Ungeheuere Entsagungen und Anstrengungen aber haben diejenigen auf sich nehmen müssen, welche dieses doch nur unvollkommene Ziel erreichten wollten. Wer nach diesem Ideale strebt, muß stets des Grundsatzes eingedenk sein, daß die Seele zwei Vermögen besitzt, deren eines aus Erkenntnis- und Vernunftdenken, und deren anderes aus Wahrnehmung und Begehren besteht. Auf dem ersten beruhen die Erkenntnis und der Verstand, welcher das Begehrungsvermögen leiten soll, so daß dieses der Intelligenz unterworfen ist und mit ihr harmoniert. Aus dem so beherrschten Begehrungsvermögen entspringen Handlungen und Charaktereigenschaften, welche zur Trefflichkeit und infolgedessen zur Glückseligkeit führen.

Ferner setzt er einen wichtigen Unterschied zwischen dem Guten und dem höchsten Gut fest. Das höchste Gut ist die Glückseligkeit, das Endziel unseres Begehrens. Was wir aber Güter nennen, sind keine Ziele, sondern Mittel, welche zu dem bezeichneten Endziel führen. Hier folgt er, wie ja von einem Lehrer der Ethik nicht anders zu erwarten ist, ganz dem Systematiker Aristoteles. Dieser stellte nämlich die Glückseligkeit

an die Spitze aller Güter, welche als die zum höchsten Gute führenden Kanäle zu betrachten wären.

Drei Arten des Lebens gibt es, die den Menschen erstrebenswert sind, weil sie die größte Fülle von Gütern enthalten: die Betrachtung, die Tätigkeit und das Genießen. Die betrachtende Lebensart ist allein der Seele, die tätige allein dem Körper eigen, die genießende beruht auf dem Lustgefühl, von welchem eine genau entsprechende Begriffsbestimmung zu geben schwierig ist. Diejenigen, welche die Lust von dem Verstande trennen, stellen den Menschen auf die Stufe des Tieres. Die wahre Lust muß in den Grenzen der Sittlichkeit beschränkt bleiben. Sie besteht in dem Gleichgewicht und der Ruhe der Seele, welche von Reizen und Störungen verschont bleibt. Aristoteles zählt unter die Güter der Seele in gleicher Weise die Lust wie den Verstand. Wenn dieser die Handlungen leitet, so wird die infolgedessen entstehende Lust stets rein und edel sein. Nach Filelfo besteht die wahre Lust in der Erkenntnis der Wahrheit und im Rückblick auf einen sittlichen Lebenswandel.

Dieser winzige Auszug zeigt zur Genüge, daß Filelfo ebensowenig wie seine Zeitgenossen imstande war, eine wirkliche selbständig durchdachte Philosophie aufzustellen. Das Beste, was er darbieten kann, sind Gedanken aus Aristoteles, Cicero und Seneca. Recht oft aber führten ihn seine wissenschaftlichen Anschauungen auf bedenkliche Irrwege, beispielsweise wenn er meint, Virgil habe in der Aneis das Ideal der tätigen und der betrachtenden Lebensart zur Darstellung bringen und, indem er in seinem Helden Aneas die Vereinigung von Trefflichkeit und Weisheit beschrieb, den Weg zur menschlichen Glückseligkeit zeigen wollen. Geradezu lächerlich aber wird er, wenn er, der dreimal Verheiratete, die Ehelosigkeit für vorzüglicher als den Ehestand erklärt, weil die ungerade Zahl vollkommen sei, die gerade Zahl aber Unreinheit bedeute; eine von den Pythagoreern erbeutete Weisheit, welche durch seine absurde Anwendung auf den Ehestand nicht geschmackvoller wird.

Seitdem man im Abendlande wieder die griechische Sprache verstand, war auch die Möglichkeit einer biblischen und religionswissenschaftlichen Forschung gegeben, da man nunmehr die Haupturkunde der christlichen Religion, das neue Testament in der Ursprache lesen konnte. Aber auch das Interesse für das Hebräische wurde rege. Poggio lernte diese Sprache, mehr aus Wißbegier und zu seinem Zeitvertreib, als das er einen

ernsten Zweck damit verfolgt hätte. Ungleich planvoller betrieb diese Studien der schon erwähnte **Gianozzo Manetti.**

Dieser war im Jahre 1393 zu Florenz geboren. Er entstammte einer vornehmen Familie, war aber ursprünglich zum Kaufmannsstande bestimmt. Bald jedoch siegte in ihm die Liebe zu den Wissenschaften. Er widmete sich deshalb ganz den humanistischen Fächern, in welchen er es zu so großer Fertigkeit brachte, daß er den griechischen Text der Ethik des Aristoteles so fließend aus dem Stegreif in das Lateinische übersetzt haben soll, daß man glauben konnte, er habe einen lateinischen Text in der Hand. Der Wissenschaft blieb er treu, auch als ihn der Staat wegen seiner außerordentlichen Fähigkeiten zu einer Reihe von wichtigen Ämtern heranzog. Seine bleibende Bedeutung erwarb er aber weder durch diese Tätigkeit noch durch seine Leistungen als Redner, sondern durch sein bahnbrechendes Wirken für das hebräische Sprachstudium. In der Kenntnis dieser Sprache brachte er es zu solcher Fertigkeit, daß er es sogar mit gelehrten Juden aufnehmen konnte. Vom Papst Nikolaus V. erhielt er den Auftrag, die Psalmen aus dem Urtext zu übersetzen; wegen seiner wissenschaftlichen Grundsätze wurde er aber, wie es kaum anders zu erwarten war, angegriffen. Vielleicht, um jeden Verdacht niederzuschlagen, daß seine Bestrebungen der Kirche feindlich sein könnten, begann er ein großes Werk zur Verteidigung der christlichen Religion gegen die Juden.

Eine entgegengesetzte Richtung nahmen die religionsgeschichtlichen Bestrebungen eines anderen Humanisten, welcher gerade durch sein Auftreten gegen eingewurzelte Irrtümer der Kirchenlehre seine gewaltige aus der Geschichte der Kirche und der Kultur unaustilgbare Bedeutung erlangt hat: **Lorenzo Valla.** Geboren war er in Rom; als sein Geburtsjahr wird 1506, 1507 und auch 1515 angegeben; seine Familie stammte aus Piacenza. Er empfing seine humanistische Bildung in Rom von Giovanni Aurispa und Leonardo Bruni, welchen beiden Männern er stets ein dankbares Angedenken bewahrte. Im Alter von 24 Jahren bewarb er sich um das Amt eines apostolischen Geheimschreibers, welches durch den Tod seines mütterlichen Oheims Melchiore Scribano vakant geworden war. Trotzdem ihm der Papst Martin V. einige Hoffnung gemacht hatte, wurde er nicht berücksichtigt. Vallas Verdacht, seine Bewerbung hintertrieben zu haben, fiel auf Poggio und mehrere Kardinäle. Gegen diese faßte er damals

einen Haß, dessen Erbitterung im Laufe der Zeit wuchs und schließlich bei günstig scheinender Gelegenheit in seinen Invektiven zum Ausdruck gelangte. Als er sich dann nach Piacenza begab, um sein väterliches und mütterliches Erbe anzutreten, erhielt er einen Ruf als Lehrer der Rhetorik nach Pavia. Valla lehrte nun dieses Fach am genannten Orte unter großem Beifall seiner Hörer, machte sich aber bald durch seinen Sarkasmus viele Feinde, besonders unter den übrigen Professoren. Diese waren zumeist Mönche und lehrten nach den in ihren Orden hergebrachten Methoden. Valla aber hatte eine besondere Freude daran, mit alten Vorurteilen aufzuräumen und die Ordensleute lächerlich zu machen. Ein Dorn im Auge war ihm das Ansehen des berühmten Rechtslehrers Bartolo, welcher im 14. Jahrhundert in Pavia gelehrt hatte. Von Kaiser Karl IV. war dieser mit den höchsten Ehren ausgezeichnet worden, weil er ihm Ratschläge für die Ausarbeitung der goldenen Bulle erteilt haben soll. Er wurde „Licht, Stern und Spiegel der Rechtsgelehrsamkeit, Säule der Wahrheit, Orakel des Apollo“ usw. genannt. Seine Anhänger zogen seine Schriften denen Ciceros vor, weil dieser nur Worte, Bartoli hingegen Sachen vorgebracht habe. In Wirklichkeit bestand des letzteren Kunstfertigkeit in einer maßlos spitzfindigen Dialektik, welche mehr den Stempel der averroistischen Scholastik, als des ursprünglichen römischen Rechtes zeigt, für sophistische Juristenkniffe aber eine Fundgrube war. Eine unglaubliche Leistung dieses „apollinischen Orakels“ war seine „Abhandlung über den zwischen der Jungfrau Maria einerseits und dem Teufel anderseits vor unserem Herrn Jesu Christo geführten Rechtsstreites“, in dem Maria als Anwalt des menschlichen Geschlechtes fungiert und schließlich der göttliche Richter den Freispruch verkündet, welchen der Evangelist Johannes, Notar und Schreiber des himmlischen Gerichtshofes, protokolliert und publiziert.

Es war Lorenzo Valla nicht zu verdenken, daß er an solchem und ähnlichem Unfug Anstoß nahm. Er wies in zwei Abhandlungen, welche er an den Juristen Cafone Sancio und an Pier Candido Decembrio richtete, nach, daß Bartolo die lateinische Sprache sehr erbärmlich handhabte, daß er den deutlichen Sinn einiger Gesetze teils aus Unkenntnis, teils böswillig verdrehte und daß er weit hinter den Rechtsgelehrten des Altertums zurückstand, da diese nicht nur juristische, sondern auch allgemeine und literarische Bildung besessen hätten. Bartolo

war in Wirklichkeit so unwissend, daß er den Namen des Tiberflusses von dem des Kaisers Tiberius herleitete.

So recht Valla auch zumeist haben mochte, konnte er doch nicht der Übermacht seiner Feinde standhalten; denn nichts erweckt tödlicheren Haß, als verletztes Selbstgefühl. Am größten war gegen ihn die Wut der Verehrer des Bartolo, welche den Verächter ihres Abgottes steinigen wollten. Valla sah sich genötigt, Pavia zu verlassen und in Mailand Zuflucht zu suchen. Von dort aber begab er sich bald nach Rom. Sein mütterlicher Oheim Nicolò Tartarino stellte ihn dem Papste Eugen IV. vor, welcher ihn sehr huldvoll aufnahm und seine Abhandlung „Über das wahre Gute" belobte, von der wir weiter unten handeln werden. Auf Fürsprache seines Schwagers Ambrogio Dardanoni übertrug ihm der Papst auch zwei geistliche Pfründen. Das Glück war ihm aber am römischen Hofe nicht lange hold. Hatte ihm schon sein gewohnter Sarkasmus viele Feinde unter den einflußreichen Personen zugezogen, so verscherzte er sich die Gunst des Papstes durch eine Schrift, welche er zwar noch nicht veröffentlicht, von deren Inhalt er aber schon gesprächsweise einiges hatte durchsickern lassen. Es ist dies seine berühmte Deklamation „Über die Schenkung Konstantins des Großen".

Diese Arbeit, welche zwar nicht eine streng wissenschaftliche Untersuchung darstellt, ist in der Weltgeschichte zu hoher Bedeutung gelangt. Sicherlich ist es eine sehr bemerkenswerte Tatsache, daß ein humanistischer Gelehrter die Fabel zerstörte, mit welcher der Papst sein Anrecht auf weltlichen Länderbesitz begründete, nämlich daß der Kaiser Konstantin dem Papste Sylvester I. die Stadt Rom und einen Teil Italiens als das sogenannte „patrimonium Petri" geschenkt habe. Im Beginn dieser Deklamation redet der Verfasser alle regierenden Herrscher an, ob sie es an Konstantins Stelle wohl fertig gebracht hätten, auf einen so herrlichen Teil des Reiches zu verzichten, auf welche Frage die Antwort selbstverständlich verneinend ausfallen muß. Dann führt er den Papst Sylvester selbst redend ein und läßt ihn als wahrhaft apostolischen Mann in edler und schöner Rede die fragliche Schenkung zurückweisen, da Reichtum und Ehre nur die Quellen der Verderbnis für die evangelische Lebensart seien. Zum Schluß richtet er eine eindringliche Ermahnungsrede an den Klerus seiner Zeit. Wenn das römische Volk, sagt er, durch seinen Überfluß von seiner Höhe herabsank, und Salomo durch die gleiche Ursache

in Götzendienst verfiel, ist es wohl zweifelhaft, daß es mit dem Papste und der Geistlichkeit ebenso gehen muß? Dürfen wir wohl annehmen, daß ein Sylvester einen Besitz annahm, welcher zur Sünde verleiten mußte. Auf dem Namen eines so vorzüglichen obersten Bischofs darf nicht solcher Schimpf ruhen bleiben, wie die Behauptung, er habe Königreiche, Kaisertum und Provinzen als Geschenk angenommen. Gering war die Habe Sylvesters, arm waren alle die Bischöfe, deren Namen auch bei den Feinden des Christentums in Ehren stehen und heilig gehalten werden. Wo früher Weisheit und Heiligkeit war, herrscht heute Reichtum und Überfluß; Schande trat an Stelle des alten Ruhmes. Wer vermag ruhigen Mutes solche Verirrung anzusehen? Ausdrücklich betont Valla, daß er nicht etwa die Fürsten und Völker aufrufe, die Kirchenfürsten zu berauben, sondern nur diese selbst ermahne, endlich ihre zügellose Gier einzuschränken und sich mit dem bisherigen Besitze zu begnügen, nicht aber auf Kosten der Rechte anderer nach Zuwachs zu trachten. Drohend setzt er hinzu: „Sollten sie jedoch nicht meinen Ermahnungen nachgeben, so werde ich zu grimmigerer Rede greifen. Wolle Gott, daß ich den Papst nur als Statthalter Christi, nicht als Cäsar sehe! Wolle Gott, daß ich nicht höre: die Kirche ist in Parteien gespalten, oder: die Kirche liegt im Kampfe mit Perugia oder Bologna. Doch nein, nicht die Kirche streitet gegen Christen, sondern der Papst. Dann wird es heißen: der Papst ist der heilige Vater, der Vater aller, der Vater der Kirche. Dann wird er nicht Kriege zwischen den Christen entfesseln, sondern wird Sorge tragen, solche, die entstehen sollten, durch seine fromme Vermittlung beizulegen."

Selbstverständlich stach Valla in ein Wespennest. War doch zu seiner Zeit die Kurie von einer Gier ohnegleichen nach Ländern und weltlicher Herrschaft beseelt! So recht er hatte, es war sein Glück, daß er sich am Hofe des hochgebildeten Königs Alfons von Neapel in Sicherheit bringen konnte. Aber auch dort wäre ihm seine Kühnheit, mit den Geistlichen wegen ihrer kindlichen Fabeln anzubinden, beinahe schlecht bekommen. Eines seiner dortigen Erlebnisse, welches von ihm selbst und anderen eingehend erörtert worden ist, muß hier als eines der interessantesten Vorkommnisse der Periode, die wir behandeln, berichtet werden.

In Neapel predigte während der Fastenzeit des Jahres 1444 ein Franziskaner Fra Antonio da Bitonto, welcher als sehr

gelehrt galt und ein eifriger Ketzerverfolger war. Sein Ansehen als Prediger war in Wirklichkeit nicht unbegründet. Seine Predigten sind sogar später in Straßburg und Venedig gedruckt worden. Valla aber machte ihn als wüsten Schreier lächerlich, welcher sich auf der Kanzel bis zur Heiserkeit abarbeite. Besondere Freude aber bereitete es ihm, wenn er dem eifrigen Predigersmann einen Schnitzer anmerken konnte. Einmal hatte dieser den hl. Hieronymus irrtümlich einen geborenen Römer sein lassen und ein anderesmal die Legende vorgetragen, nach welcher ein jeder der zwölf Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses der Beitrag eines der zwölf Apostel sein sollte. Diese Legende, von welcher sich Spuren schon bei den lateinischen Kirchenvätern finden, wurde während des ganzen Mittelalters im Abendlande geglaubt. Der erste Anstoß zu ihrer Zerstörung ging nicht von Valla aus. Als nämlich auf dem Unionskonzil zu Ferrara i. J. 1438 in einer Sitzung der Kardinal Giuliano Cesarini von der angeblichen Synode der Apostel sprach, auf welcher sie das Symbol überliefert hätten, entgegnete der griechische Erzbischof Markos Eugenikos von Ephesus: „Weder haben noch kennen wir ein Symbol der Apostel.“ Es ist durchaus wahrscheinlich, daß der gut unterrichtete Valla von dieser Verhandlung wußte. Nach seinem eigenen Bericht hatte er sich mit dem königlichen Sekretär Angelillo über die Haltlosigkeit der Legende verständigt und darauf am Ostersonnabend gegen Abend dem Franziskaner einen Besuch in seinem Kloster abgestattet, um ihm eine angenehme Stunde zu bereiten. Zunächst befragten die beiden Verbündeten den Mönch, womit er begründen wolle, daß Hieronymus ein Römer sei, während er doch zu Stridon in Dalmatien geboren ist. Dann aber stellte Valla die peinliche Frage, welcher Kirchenlehrer ausdrücklich berichte, daß die Apostel das nach ihnen genannte Glaubensbekenntnis artikelweise verfaßt hätten, nachdem Fra Antonio sich allgemeinhin auf diese berufen hatte. Gelten lassen könne er nur von der Kirche anerkannte Lehrer, wie Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Gregorius. Als der Franziskaner sich dann auf Bonaventura, den einstigen General und größten Theologen seines Ordens berief, reizte ihn der Humanist durch das Wortspiel: „Mag dein Bonaventura mehr sein als jene, wenn dir es so beliebt; stets aber wird er unter die Minderen (mindere Brüder = Franziskaner) gerechnet werden und kann in dieser Frage neben jenen gar nicht in Betracht kommen.“ Der Streit wurde immer hitziger und

schließlich soll nach Vallas Erzählung der Ordensmann so furchtbar geschrien und getobt haben, daß viele seiner Brüder und andere Personen zusammenliefen, worauf er sich verabschiedet haben will mit den Worten: „Du gleichst zu Hause wie draußen einem Wüterich."

Am folgenden Ostermorgen predigte Antonio und sprach auf der Kanzel, ohne einen Namen zu nennen, von einem Manne, welcher leugne, daß das Glaubensbekenntnis von den heiligen Aposteln gliedweise zusammengestellt sei. Um aber den Zuhörern deutlich zu machen, wer gemeint war, setzte er hinzu, es sei derselbe, welcher statt der vier Elemente und der zehn Kategorien deren nur je drei lehre. Dies tat, wie wir unten sehen werden, Valla. Als der Franziskaner noch öfter die Kanzel zu solcher Hetzarbeit mißbrauchte, gebot ihm der König auf Vallas Beschwerde Schweigen. Nun glaubte unser Humanist, daß die Reihe an ihm sei, und lud den Hof und die Geistlichkeit zu einer Disputation ein, in welcher er seine von Antonio angegriffenen Thesen gegen jedermann öffentlich verteidigen wollte. Der König aber wünschte, daß diese Disputation aufgeschoben würde, angeblich weil er unpäßlich wäre, in Wirklichkeit zweifellos, weil er die endlosen Streitigkeiten lieber vermieden wissen wollte. Valla hingegen legte es so aus, als ob Alfonso aus Mitleid mit seinen Gegnern, welche schon aus Furcht vor ihrer sicheren Niederlage zitterten, gehandelt hätte. Er ließ deshalb folgendes Distichon anschlagen:

„Mitleid fühlte der König mit den geschlagenen Kämpfern,
Hat drum das wackere Schwert ihres Besiegers gehemmt."

Diesen Schlag konnten seine Feinde nicht ertragen. Sie suchen nach Waffen, um den kecken Humanisten zu vernichten und finden eine Stelle im kanonischen Rechtsbuch, und zwar im Decretum Gratiani, welche ihrer Sache günstig ist. Gewandt entzieht sich Valla ihrem Streich, indem er der angezogenen Stelle durch eine Konjektur einen anderen Sinn gibt, und bringt auch aus einer alten Handschrift eine Variante bei, welche seine Annahme bestätigt; ja, er besitzt sogar die Kühnheit, in einer Eingabe an das neapolitanische Juristenkollegium die Verbesserung des kanonischen Rechtsbuches in seinem Sinne zu beantragen.

Nunmehr wird Valla, wenn wir seinem eigenen Bericht glauben wollen, von dem Stellvertreter des abwesenden Erzbischofs in den erzbischöflichen Palast zitiert. Er folgt dieser

Einladung in der Meinung, zu einer harmlosen Disputation zu gehen, ohne Begleitung eines Rechtsbeistandes. Statt dessen sieht er sich vor einem geistlichen Richterkollegium, welches aus seinen erbittertsten Gegnern besteht, und sogleich beginnt der Inquisitor, ein Dominikaner, mit ihm ein regelrechtes Verhör. Seine Verteidigung wird nicht angehört, vielmehr wird ihm bedeutet, seine Meinung sei ketzerisch, und er habe, falls er sie nicht unverzüglich bedingungslos abschwöre, seine Verurteilung zu erwarten. Das gleiche gelte von seiner Kategorienlehre. Nun will Valla, durch die Anwesenheit einiger inzwischen vom König zu seinem Schutze abgesandter Hofkavaliere sicher geworden, in verächtlichem Tone gesagt haben, er glaube, was die Kirche lehre. Damit sei die Angelegenheit beendet gewesen, und ein Bischof habe ihm sogar auf Anordnung der Hofleute die Absolution erteilen müssen. Auf der Straße habe er aber dann unter dem Beifall des Volkes seine Richter öffentlich beschimpft und überdies noch durch eine Beschwerde erwirkt, daß ihnen der König wegen unregelmäßigen Gerichtsverfahrens einen strengen Verweis erteilte.

Anders hat Vallas Gegner Poggio die Sache dargestellt. Von ihm stammt die bekannte Erzählung, Valla sei von der Inquisition zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt, auf des Königs Fürsprache aber zur Stäupung im Dominikanerkloster begnadigt worden. Beide Gegner sind gleich wenig glaubwürdig. Poggio war bestrebt, die Ehre seines Feindes zu besudeln; denn schimpfliche Auspeitschung war immerhin eine große Schande für einen Edelmann und berühmten Gelehrten. Valla hingegen war ein außerordentlicher Renommist. Wenn man alles recht erwägt, so wird sein Stand vor dem Inquisitionstribunal kein beneidenswerter gewesen sein. Möglich ist es schon, daß ihn der Schutz des Königs vor einer Strafe bewahrt hat. Seine Freilassung hat er aber zweifellos nur durch feierliches Abschwören und einen Akt der Buße, wenn vielleicht auch ohne körperliche Züchtigung, erkauft.

Seine Feinde waren nicht geneigt, ihm fürderhin Ruhe zu gönnen. Da sie ihn in Neapel nicht hatten vernichten können, versuchten sie, den Papst Eugen IV., welcher ihm schon nicht wohl wollte, vollends gegen ihn aufzubringen. Sie beschuldigten ihn ketzerischer Gesinnung und insbesondere, Parteigänger des Baseler Konzils zu sein. Valla suchte sich in einer an das Oberhaupt der Kirche gerichteten ausführlichen Verteidigungsschrift zu rechtfertigen. Die Anklage hatte auch

weiter keine üblen Folgen für ihn; die Gunst Eugens IV., welche er so gern wieder erlangt hätte, um seine römischen Pfründen zu genießen, blieb ihm jedoch versagt.

In noch manche Fehde wurde der streitbare Humanist verwickelt; wir müssen aber darauf verzichten, auf dieses Gebiet einzugehen. Nicht nur Theologen und Juristen hatte er zu Feinden, sondern auch seine historischen und philologischen Schriften boten Neidern Vorwände zu Angriffen gegen ihn. Er selbst war kein Friedensengel; zu seiner gerechten Beurteilung müssen wir aber in Betracht ziehen, daß kleinliches Nörgeln und Freude an literarischen Invektiven zu den hervorstechendsten Merkmalen des damaligen Gelehrtentums gehörte. Vallas beißende Kritik hat wenigstens die allgemeine Kultur um ein beträchtliches gefördert. Wir müssen daher diesem Mann um seiner großen Verdienste willen seine weniger sympathischen Züge nachsehen.

Zu Vallas unvergänglichen Verdiensten gehört auch neben Kleinerem, wie der Unechterklärung des vorgeblichen Briefes des Fürsten Abgar von Edessa an Jesus nebst der Antwort Jesu, seine Kritik an der Vulgata, der noch heute in der römischen Kirche vorgeschriebenen lateinischen Bibelübersetzung. Dem sprachkundigen Forscher konnte es nicht verborgen bleiben, daß dieser lateinische Text höchst mangelhaft war und mit dem Urtext vielfach nicht übereinstimmte. Seine kritischen Bemerkungen, welche sich allerdings nur auf das Verhältnis des Vulgatatextes zum griechischen Grundtexte des Neuen Testamentes erstreckten, bildeten die erste bedeutende Anregung zur wissenschaftlichen Bibelkritik. Ebenso wies er nach, daß die Schriften des angeblichen Areopagiten Dionysios nicht von diesem Paulusschüler, sondern aus beträchtlich späterer Zeit stammten. Diese kritischen Bestrebungen hätten unter günstigeren Umständen auch in der römischen Kirche Früchte getragen. Eugens IV. Nachfolger, der humanistische Papst Nikolaus V. trug sich höchstwahrscheinlich mit dem Gedanken, die Vulgata durch eine lateinische Übersetzung aus den Grundtexten zu ersetzen. Andere Päpste sind aber nicht mehr darauf zurückgekommen. Daher ist es in der katholischen Kirche bei ganz unzulänglichen Revisionen der Vulgata geblieben, und auch die jetzt schwebende Bibelrevision wird wohl nicht diese bevorzugte Übersetzung durch eine von Grund auf neue ersetzen. Vallas Erbe aber traten die Reformatoren an.

Sein Wunsch, nach Rom zurückkehren zu dürfen, fand end-

lich auch seine Erfüllung, und zwar durch den Großmut des ebengenannten Papstes Nikolaus V., welcher ihn zugleich mit einer Übersetzung des Thukydides beauftragte, nachdem Valla sich schon vordem als Übersetzer des Äsop, des Herodot und der Ilias bewährt hatte. Nun begann aber sein erbitterter Streit mit Poggio, an welchen sich noch andere Fehden anschlossen. Einer der unschönsten Züge war in jenem unerquicklichen Federkampfe, daß Poggio, welcher selbst Vater unehelicher Kinder war, seinen Gegner wegen der gleichen Eigenschaft unbarmherzig durchhechelte, während Valla auf diese Invektive eine recht zynische Antwort bereit hatte. Auf Nikolaus V. folgte im Jahre 1455 Kalixtus III., welcher Valla zum apostolischen Geheimschreiber ernannte und mit fünf Kanonikaten sowie mehreren anderen geistlichen Pfründen ausstattete. Dieser konnte sein Glück aber nicht mehr genießen, denn er starb noch in demselben Jahre. Es bleibt uns noch übrig, auf seine philosophischen Schriften einen Blick zu werfen, weniger weil wir sie für so außerordentlich wertvoll halten, sondern um zu zeigen, wie auch dieser bedeutende Gelehrte nur als Philologe gelten kann, wo er aber als Denker auftreten will, alles andere als ursprünglich ist, ja sogar läppisch wird.

Eine ungeheure Meinung hatte er selbst von seiner schon gestreiften Reform der Logik; ja er behauptete, ein Gelehrter habe die weite Reise von Ferrara bis Neapel eigens zu dem Zweck unternommen, um den „Verfasser der Logik" kennen zu lernen. Jede andere Logik sagte er, wäre falsch, die logica Laurentiana aber die wahre. Wie ist diese aber nun beschaffen? Valla bemerkt mit Recht, der Kunstgriff der aristotelischen Sophistik bestände im Operieren mit zu weiten und unbestimmten Begriffen, und das beste Mittel, sie zu bekämpfen, sei das Erzwingen einer genauen Begriffsbestimmung. Er zeigt sich im ganzen als Gegner des Aristotelismus, insbesondere seiner Dialektik. Über diese stellt er die Rhetorik, deren Meister für ihn Quintilian ist. Die Redekunst ist ihm die reichere und lebensvollere Wissenschaft, da sie in unerschöpflicher Weise alle Formen der Dialektik in ihrer mannigfachen Anwendung zeigt. Dies ist alles sehr treffend bemerkt; was Valla aber selbst an wissenschaftlichen Neuerungen in der Logik anbringen will, ist erstaunlich lächerlich. Sein Idol und Leitstern ist die Dreizahl: drei Elemente, drei Kategorien, drei Sinne! Von allen Errungenschaften der früheren Philosophen ließ er nur die Schlußformen bestehen, reduzierte sie aber auf acht.

Beachtenswerter als Vallas Logik ist sein Dialog „Über das wahre Gute", d. h. die Glückseligkeit. In diesem werden einige gelehrte Männer in einer Erörterung über das menschliche Glück redend eingeführt. Zunächst trägt Leonardo Bruni die stoische Lehre vor, daß die Glückseligkeit einzig und allein auf der Tugend beruhe. Dagegen erhebt sich Antonio Losco, welcher, auf Epikur fußend, behauptet, die Glückseligkeit sei einzig in der Lust zu suchen. Valla läßt kein Mißverständnis darüber bestehen, daß in der Meinung dieses Interlokutors seine eigene zu erkennen sei. Unter der Lust darf man aber, wie er ausführt, nicht etwa die gemeine Sinnenlust, sondern muß unter ihr vorzüglich die Freuden des Geistes verstehen. Die Tugend sei nicht um ihrer selbst, sondern um des edlen Genusses der Seele willen, welchen sie bewirkt, erstrebenswert. Der Kürze halber wollen wir zur Charakterisierung dieser Schrift nur noch drei Kernsätze anführen: Die Natur ist mit Gott identisch oder wenigstens beinahe identisch. Die Tugenden sind die Dienerinnen der Lust, und sie ist ihre Königin. Liebe, Lust, Tugend und wahres Gute sind dasselbe.

Einen gewissen metaphysischen Aufschwung versuchte Valla in seinem „Gespräch über die Willensfreiheit" zu nehmen. In diesem sind die Interlokutoren er selbst und ein Spanier Antonio Glarea. Letzterer hat aus dem berühmten Buche des Boëthius über „Die Tröstung der Philosophie" entnommen, daß dieser Autor zugebe, das Vorherwissen Gottes könne möglicherweise den freien Willen des Menschen binden. Valla kommt zu dem Ergebnis, in Anbetracht der ablosuten Macht und des unbeschränkten Willens Gottes sei die menschliche Freiheit mit der göttlichen Vorsehung schwer zu vereinigen. Da wir aber weder die eine noch die andere bestreiten dürfen, müssen wir unsere Zuflucht zum christlichen Glauben nehmen. Das Kernstück dieser Schrift hat Leibniz wortgetreu in den Schluß seiner „Théodicée" (§ 405—413) übernommen und den Gedankengang, indem er ihn weiter ausspann, beträchtlich vertieft. Da Leibnizens angeführtes Werk leicht zugänglich ist, verweisen wir statt eingehender Anführung auf dieses.

Es gewährt eine gewisse Genugtuung, von der Betrachtung dieser Männer, deren Lebensbilder neben Anziehendem sehr widerwärtige Züge aufweisen, den Blick auf einige Persönlichkeiten lenken zu dürfen, von welchen nur Erfreuliches zu berichten ist. Hier tritt uns die zwar nicht übergroße, aber immerhin interessante Gestalt des **Francesco Barbaro** entgegen.

Geboren im Jahre 1398 zu Venedig als Sproß einer Patrizierfamilie, wurde er schon im Alter von 21 Jahren in den Senatorenstand aufgenommen. Sodann bekleidete er in mehreren Städten hervorragende Ämter, in welchen er sich in jeder Hinsicht bewährte. So hielt er in höchst ehrenvoller Weise die harte Belagerung der Stadt Brescia durch Nicolò Piccinino, den Feldhauptmann des Herzogs Filippo Maria Visconti, aus. Er leitete die Verteidigung und hielt durch seinen Zuspruch den Mut und die Standhaftigkeit der Bürger aufrecht, so daß Piccinino schließlich die Belagerung aufgeben mußte. Francesco Barbaro wurde dann von seiner Vaterstadt mit wichtigen Gesandtschaften betraut, bei deren Ausführung er durch sein kluges und gewandtes Verfahren viel zur Minderung der Eifersucht und Gehässigkeit zwischen den einzelnen Staaten Italiens beitrug.

Neben seiner politischen entfaltete er aber auch eine reiche wissenschaftliche Tätigkeit. Er selbst besaß umfassende humanistische Kenntnisse und trug für den Unterricht der Jugend in diesen Fächern Sorge. Gründung von Lehranstalten, Aussetzung von Belohnungen für wisschenschaftliche Verdienste, Sorge für Auffindung wertvoller Handschriften waren die vorzüglichsten Maßnahmen seiner kulturellen Tätigkeit. Seine Beschäftigung mit den Wissenschaften trug ihm jedoch nicht nur Früchte durch ihre äußere Entfaltung in glänzender Beredsamkeit, sondern wirkte in hervorragender Weise mit zur Festigung seines Charakters. Er war gelehrten Streitigkeiten abgeneigt und wußte in allen Lagen des Lebens eine edle Ruhe zu bewahren. Er starb 1454 im 56. Lebensjahre, nachdem zwei Jahre zuvor die Republik, um seine Verdienste zu ehren, ihm die Würde eines Prokurators von S. Marco übertragen hatte.

Francesco Barbaros Liebe zu den Wissenschaften hatte ihn in jungen Jahren nach Florenz geführt. Dort wurden ihm alle erdenklichen Wohlwollenserweise von seiten des großen Cosimo de' Medici sowohl wie von dessen Bruder Lorenzo zuteil. Als Francesco dann nach seiner Heimkehr die Nachricht erhielt von der glänzenden Heirat, welche Lorenzo einzugehen im Begriff stand, widmete er jenem als Zeichen seiner Freundschaft seine eigens zu dieser Gelegenheit verfaßte Abhandlung „De re uxoria", welcher Titel in dieser Form schwer, leichter aber mit einer Änderung, die ihm Alberto Lollio für seine Übertragung in die Volkssprache gab, übersetzbar ist: „Von

der Wahl der Gattin". Verweilen wir kurz bei einigen daraus entnommenen Sätzen!

„Die Ehe ist ein enges Band und eine lebenslängliche Verbindung der Ehegatten und zugleich eine gesetzliche Einrichtung zur Erzeugung von Kindern und zur Vermeidung der Unzucht." Sie war das wirksamste Mittel, die Menschen aus dem Urzustand der Wildheit zur bürgerlichen Eintracht und Liebe sowie zur Reinheit des Lebenswandels zu führen. Lykurg und Augustus verordneten Gesetze gegen die Ehelosigkeit, um eine Schutzwehr gegen die Sittenverderbnis zu errichten. Die Ehe legt der Ausschweifung einen Zügel an, indem sie dem ehrbaren Wunsch, Kinder zu zeugen, Raum gibt. Um die Ehe bewegt sich das ganze Hauswesen mit seinen Pflichten. Zu seiner Vollkommenheit tragen im höchsten Maße die guten Eigenschaften der Gattin bei. Diese bestehen hauptsächlich im sittlichen Lebenswandel, d. h. der Tugend, welche allein alle übrigen zu ersetzen vermag. Wie die Vasallen die Lebensführung ihres Fürsten nachahmen, so nehmen die Dienerinnen mit Leichtigkeit die Gewohnheiten ihrer Herrin an, welche sie leitet. Sie wird unschwer die Mägde zu ihrer Pflicht anhalten, wenn sie sich selbst zu beherrschen versteht. Im Hauswesen wird alles am Schnürchen gehen, wenn die Mutter der Familie einer hellen Lampe gleich ist, welche mit ihrem Beispiel allen anderen voranleuchtet. Die Braut soll jugendlich und jungfräulich sein; denn dann wird sie um so gefügiger die Eigenschaften annehmen, welche der Gatte ihr beibringen will, und wenn sie einen Fehler hat, um so eher imstande sein, diesen abzulegen. Ist sie aber älter oder Witwe, so wird es schwerer fallen, ihr die aus langer Gewohnheit anhaftenden üblen Eigenschaften abzubringen. Man sehe auf die Reinheit der Gesinnung und auf die Ehrbarkeit der Familie, welcher die Braut entstammt! Man meide die Häßlichkeit, suche aber nicht ängstlich das höchste Maß der Schönheit; die Schönheit allein bestimme niemals die Wahl! Die Königin Olympia von Mazedonien sagte von jemand, welcher eine Frau genommen hatte, die nur sehr schön und sonst nichts war: „Dieser hat eine Gattin nur mit den Augen gewählt, aber nicht mit dem Verstand." „Wie sich das Feuer leicht im Stroh entzündet, aber ohne dauerhafteres Brennmaterial mangels eigentlicher Nahrung bald hinschwindet und erlischt, ebenso muß die Liebe zwischen den Ehegatten, welche nur aus der körperlichen Schönheit entspringt, in kürzester Zeit vergehen, wenn nicht die Güte

des Charakters, der Anstand des Benehmens und die Reinheit des Lebenswandels sie aufrecht erhalten." Auch den Reichtum der Mitgift soll man nicht allein erstreben; kann man ihn aber mit anderen guten Eigenschaften zusammen erlangen, so ist er sehr zu schätzen. „Wie die mit Gold und Edelsteinen verzierten Spiegel für uns nutzlos sind, wenn sie unser Bild nicht getreu wiedergeben, ebenso müssen die Reichtümer der Gattin für wertlos gehalten werden, wenn sie selbst nicht durch die Wohlanständigkeit und Gefälligkeit ihres Betragens aus ihrem Wesen das Bild der Zucht ihres Gatten durchschimmern läßt." Die römischen Gesetze haben sehr weise bestimmt, daß zwischen Ehegatten keine Verträge statthaben können, da beide als eine einzige und unteilbare Person anzusehen sind. „Der tapfere und kluge Feldherr Kyros befahl seinen Soldaten, wenn die Feinde mit großem Lärm und Geschrei zum Angriff vorgingen, sollten sie ihren Ansturm schweigend aushalten; anderseits aber, wenn jene in Ruhe und Schweigen heranrückten, sollten sie mit großem Geschrei und Getöse das Handgemenge beginnen. Den gleichen Rat möchte ich den Ehefrauen geben: wenn der Gatte mit schrecklicher Wut seine Stimme erhebt, so soll sich die Frau ganz demütig und schüchtern benehmen, ohne etwas zu äußern, was ihn kränken könnte; wenn er aber niedergeschlagen, bekümmert und übel gelaunt ist, so bemühe sie sich, ihn mit sanfter Stimme und bescheidener Rede zu ermuntern und zu trösten." In Gesellschaften soll die Frau größere Lebhaftigkeit und Heiterkeit entfalten, wenn der Gatte anwesend ist; im anderen Falle zeige sie mehr Ernst und Zurückhaltung! Der beste Ruf einer vorzüglichen Gattin besteht darin, daß sie wenig Ruf hat, d. h. daß sie wenig bekannt ist. In ihrer Kleidung richte sich die Frau nach ihrem Stande, ohne diesen herauszukehren; in Gang, Haltung und Putz habe sie nichts Besonderes und Auffälliges! In bezug auf den Sinnengenuß empfiehlt der Verfasser nach Spartanerart Enthaltsamkeit und gleichsam Verstohlenheit; um so kräftiger wird nach seiner Meinung die Nachkommenschaft.

Von anderen Schriften Barbaros sind seine lateinischen Übersetzungen der Lebensbeschreibungen des Aristides und Cato aus Plutarch zu erwähnen. Außerdem hat er eine große Zahl von Briefen hinterlassen.

Pier Candido Decembrio wurde im Jahre 1399 zu Pavia geboren. Nachdem er eine gute Bildung genossen hatte, trat er noch jung als Sekretär in den Dienst des Herzogs Filippo

Maria Visconti von Mailand. Nach dessen Tode erlebte er das Unglück mit, das über die Stadt, welche die Republik proklamiert hatte, durch den Herrschaftsanspruch des Francesco Sforza hereinbrach. Anschaulich beschreibt er in seiner Biographie des Sforza die Zustände, welche in dieser Übergangszeit in Mailand herrschten.

„Inzwischen herrschten unter der Einwohnerschaft Mailands verschiedene einander zuwiderlaufende Strömungen. Die einen waren noch an das Hofleben und die damit verbundenen Auszeichnungen gewöhnt; sie rühmten deshalb den Francesco außerordentlich als den Sohn Filippos und den geeigneten Mann, welcher der bedrängten Lage abhelfen könnte. Andere hingegen, welchen der Umgang mit Kaufleuten vertraut war, äußerten unaufhörlich, die Venetianer verdienten als ganz erhabene Menschen den Vorzug. Ein Mittelweg wurde nicht eingeschlagen, sondern alles zerteilte sich, wie es gemeinhin zu gehen pflegt, in entgegengesetzte Parteien. Während unter den Bestrebungen der Bürger eine derartige Verwirrung herrschte, hatte der Pöbel, welcher von allem nichts verstand, den bloßen Namen der Freiheit für sich in Anspruch genommen. Nirgends gab es eine zuträgliche Beratung . . . Während weder vom Volke die öffentlichen Ämter auf rechtmäßige Weise verwaltet wurden, noch die Reichen zu den Lasten beisteuern wollten, waren die Guten ihrer Ämter beraubt und, ohne sich selbst oder anderen nützen zu können, zu schweigender Untätigkeit verurteilt. Der Pöbel aber schwankte zwischen Furcht und Hoffnung hin und her und trug dabei die Hauptlast, während er sich am bloßen Namen der Herrschaft erfreute."

Während dieser Wirren wurde Decembrio von der Bürgerschaft bestimmt, als Redner, d. h. Gesandter, beim Könige von Frankreich Hilfe für die bedrängte Stadt zu erbitten. Nachdem sich alle diese Schritte als vergeblich erwiesen hatten, suchte man ihm den Auftrag aufzubürden, die Stadt dem Sieger zu übergeben. Decembrio blieb jedoch seinen Grundsätzen getreu und wies einen solchen Auftrag, welcher seinem innersten Gefühl widersprach, zurück, ja, er verzichtete sogar auf den Aufenthalt in einem Lande, in welchem eine seinen Hoffnungen nicht entsprechende Regierung sich niederließ. Er begab sich nach Rom, wo Nikolaus V., der unermüdliche Belohner wissenschaftlicher Verdienste, ihm das ehrenvolle Amt eines apostolischen Geheimschreibers übertrug. Nach dem Tode dieses Papstes begab er sich an den Hof des hochherzigen Königs

Alfons von Neapel, der ihn gleichfalls als seinen Geheimschreiber anstellte. Endlich aber söhnten ihn die hervorragenden Eigenschaften, welche Francesco Sforza in seiner Regierung entfaltete, mit diesem aus. In vorgerücktem Lebensalter siedelte er nach Mailand über und wurde zum Lobredner der väterlichen Fürsorge, mit welcher jener Fürst seinen Staat regierte, sowie der großartigen Werke, welche er unternahm. Decembrio starb in Mailand im Jahre 1477 im 79. Lebensjahre.

Seine Arbeitskraft war geradezu unermeßlich, wenn man in Betracht zieht, daß er neben einer mit Reisen und anderen Anstrengungen verbundenen öffentlichen Tätigkeit nach dem Bericht seiner Grabschrift 127 Bände verfaßte, auch wenn unter diesen einige kleinere Abhandlungen mitgezählt sind. Nicht einmal die Titel aller dieser Schriften sind von den Bibliographen festgestellt. Das allermeiste davon ist ungedruckt. Zu seinen Arbeiten gehören auch eine Reihe von Übersetzungen aus dem Griechischen in das Lateinische: die Geschichte des Appian, die Kyrupädie Xenophons und die zwölf ersten Gesänge der Ilias; ferner Übertragungen aus dem Lateinischen in das Italienische: die Geschichte des Quintus Curtius, die erste Dekade des Livius und Cäsars Kommentare. Seine Originalarbeiten sind zum größten Teile Geschichtswerke. Von diesen ist besonders erwähnenswert das interessante Lebensbild des Herzogs Filippo Maria Visconti, welches wir Decembrios Feder verdanken. Dieser durchaus nicht unbedeutende und nicht unedle Tyrann, der sich in seinem Mailänder Kastell ganz von seinen Untertanen abschloß, von dort durch künstliche Wasserkanäle auf von Pferden gezogenen Barken schnelle Verbindungen mit seinen Landschlössern ersonnen hatte, trotz seines Mißtrauens aber kriegerische Unternehmungen und diplomatische Verhandlungen umsichtig leitete und dabei ein nicht unsympathischer Förderer der Wissenschaften war, ist eine eigenartige und zugleich charakteristische Erscheinung der italienischen Renaissance. Zweifellos ist jedoch Decembrios Schilderung einer Ergänzung, und zwar nach der guten Seite hin bedürftig. Zu dieser Annahme berechtigt uns nicht nur Giovios Kritik, welcher bemerkte, Decembrio habe die lobenswerten Eigenschaften jenes Fürsten nicht zur Geltung gebracht, sondern auch das Lob, welches Männer wie Guarino und Pontano dem Herzog spenden. Der Lebensbeschreibung Filippo Marias ließ Decembrio später noch die des Francesco Sforza folgen. Von seinen philosophischen Arbeiten ist eine Abhandlung

„Über die Unsterblichkeit der Seele" zu nennen, welche aber nur Ausführungen Platons, Ciceros, Senecas u. a. kurz zusammenstellt. Von größtem Wert jedoch sind seine Briefe, welche noch ungedruckt in den Bibliotheken schlummern. Dies leuchtet schon allein durch die Namen der Persönlichkeiten ein, mit welchen er in brieflichem Verkehr stand: die Päpste Nikolaus V. und Pius II., König Alfons von Neapel, Markgraf Leonello von Ferrara, Herzog Humphrey von Gloceſter u. a. m. Wir führen eine Stelle aus einem ungedruckten Briefe an Fra Antonio aus Siena vom Orden der Jesuaten des hl. Hieronymus an, in welchem er das Unglück Italiens und der Kirche auf den Mangel an echter christlicher Gesinnung zurückführt:

„Wir treiben unser Spiel mit dem, welcher sich nicht spotten läßt, und verehren unter dem Deckmantel der Worte den Sohn Gottes, welchen wir durch unsere Taten verleugnen. Was eure Kurie und die Vorsteher der Kurie — ich meine die römische — anbetrifft, deren Lebenswandel allgemein bekannt ist und von allen gemißbilligt wird, lieber Gott, wie groß ist deine Langmut, oder vielmehr wie groß unsere Torheit, indem wir Christi Feinde aus unserer Kraft und Macht bekriegen wollen, wir, die wir dem christlichen Gebot zuwider leben und seine Ermahnung in den Wind schlagen! Was bietet vollends der Lebenswandel unserer Oberhirten, denen nur Müßiggang und Schwelgerei am Herzen liegt, den Blicken dar?!"

Wie zutreffend die in diesen Worten gegebene Kennzeichnung der hohen Geistlichkeit jener Zeit im allgemeinen sein mag, um so wohltuender wirkt die Betrachtung eines in jeder Beziehung ausgezeichneten Mannes, welcher dazu ausersehen war — leider nur acht Jahre —, den päpstlichen Thron einzunehmen. **Tomaso Parentucelli da Sarzana,** der spätere Papst **Nikolaus V.,** war von niederer Herkunft. Als er in Bologna studierte, hatte er das Glück, bei dem Kardinal Nicola degli Albergati einen Dienst zu finden. Die musterhafte Religiosität seines Herrn machte auf den Jüngling einen solchen Eindruck, daß er selbst in den geistlichen Stand trat. Er wurde der unzertrennliche Begleiter des Kardinals, welcher ihm die wichtigsten Verwaltungsangelegenheiten übertrug. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Papst Eugen IV. von seinem Verdienste hörte und ihn an seine Person zu fesseln bestrebt war. So stieg Tomaso allmählich zu der Kardinalswürde auf und wurde nach Eugens Tode dessen Nachfolger.

War dieser Papst vor seiner Thronbesteigung der Freund aller berühmten Gelehrten seiner Zeit gewesen, so wurde er jetzt ihr großherziger Gönner, welcher nicht abwartete, daß jene sich mit ihren Anliegen an ihn wandten, sondern sie aus allen Gegenden Italiens zu sich berief und ihnen bewies, daß seine hohe Würde nichts an seinem Wesen zu ändern vermocht hatte. So weit ging dieses Papstes Mäzenatentum, daß er sich bitter beklagte, wenn er erfuhr, daß in Rom ein Gelehrter existierte, welcher sich ihm noch nicht vorgestellt hatte. Wenn jemand aus Bescheidenheit sich sträubte, seine freigebigen Belohnungen anzunehmen, sagte er in liebenswürdigem Tone: „Nehmt nur, denn nicht immer werdet ihr einen Nikolaus V. unter euch haben!“ Unübersehbar ist die Liste aller der Männer, welche dieser Papst mit wissenschaftlichen Aufträgen bedachte. Besonderen Wert legte er auf Übersetzungen aus dem Griechischen. Seinen Auftrag der Psalmenübersetzung aus dem Hebräischen an Gianozzo Manetti erwähnten wir schon. Für die Auffindung des hebräischen Urtextes des Matthäusevangeliums setzte er einen Preis von 5000 Dukaten aus. Zweifellos wäre, wenn er länger regiert hätte, die Ersetzung der Vulgata durch eine neue Bibelübersetzung eingeleitet worden. Er begründete die Vatikanische Bibliothek mit angeblich 5000 Bänden. Vor allem aber ist seine Bautätigkeit zu erwähnen. Die Neugestaltung des Vatikans ist auf ihn zurückzuführen. Leon Battista Alberti, den wir weiter unten zu behandeln haben, war der Meister, welchen er zu diesem Werke herangezogen hatte. Trotz der Kürze seiner Regierung konnte Nikolaus wenigstens noch die Anfänge der Ausführung seiner Pläne erleben. Nur acht Jahre war es ihm vergönnt, den päpstlichen Thron innezuhaben; aber gewaltig war die Wirkung dieser kurzen Frist auf die gesamte Kultur. Nicht nur ein gelehrter Humanist ist dieser Papst gewesen, sondern auch Züge wahrhaft christlicher Gesinnung bietet sein Lebensbild dar. Die Streitigkeiten der Fürsten und der Völker suchte er zu schlichten und spann keine Ränke, um seine weltliche Macht zu vergrößern. Er unterstützte verarmte Edelleute und stattete unbemittelte Mädchen aus. Den aus ihrer verwüsteten Heimat geflohenen Griechen ließ er reichlich seinen Schutz und seine Hilfe zuteil werden. Ohne Zahl ist die Menge seiner Wohltaten. In diesen Eigenschaften kam ihm keiner seiner Nachfolger gleich. Nikolaus V. starb im Jahre 1455.

Drei Jahre später nahm den Stuhl Petri ein anderer Mann

ein, von welchem man, dem großen Ruf entsprechend, den er in Europa genoß, erwarten konnte, daß seine Regierung für die Entfaltung von Kunst und Wissenschaft, ja überhaupt für alles, was man zur höheren Kultur rechnet, noch ersprießlicher werden würde, als die des großen Nikolaus, und der dennoch diese Hoffnungen nicht annähernd erfüllte. **Enea Silvio Piccolomini** wurde im Jahre 1405 im Kastell von Corsignano im Gebiet von Siena von altadligen, aber wenig bemittelten Eltern geboren. Der zwischen seinem Heimatstaat und Florenz ausgebrochene Krieg nötigte ihn, seine ersten Studien abzubrechen und sich nach Mailand zu flüchten. Wegen seiner bedrängten Lage nahm er nacheinander mehrere Stellungen bei hohen Geistlichen an, welche ihm viele Anstrengungen, besonders durch die mit ihnen verbundenen Reisen verursachten. Mehrmals mußte er die Alpen überschreiten und kam auch mehrmals nach Frankreich. Einige Jahre verweilte er in Deutschland, bereiste Ungarn, ja sogar bis nach England und Schottland führten ihn dienstliche Angelegenheiten. Dabei war er von schmächtigem Körperbau und sehr schwacher Gesundheit. Wir besitzen über seine Tätigkeit in jungen Jahren ausführliche Berichte, welche uns Erstaunliches über seine Ausdauer und Willenskraft melden. Nimmt es uns schon wunder, daß dieser kränkliche Mann das rauheste Klima ertragen konnte, so erlebte Pier di Noceto, welcher ihn auf einigen seiner Reisen begleitete, mit Staunen, daß Enea Silvio niemals, wenn sie erschöpft in einem Gasthause angelangt waren, sich zur Ruhe begab, sondern einen Teil der Nacht bei dem Studium eines klassischen Autors wachend zubrachte. Am meisten förderte ihn in allem seinem Tun eine angeborene Lebendigkeit und Gewandtheit. Er war im Gegensatz zu anderen Rednern seiner Zeit imstande, wohlgesetzte lateinische Ansprachen aus dem Stegreif zu halten.

Auf dem Baseler Konzil nahm er anfänglich gegen den Papst Eugen IV. Partei; er vertrat die Anschauung, daß das Konzil über dem Papste stehe, und in gleicher Weise die Rechte der weltlichen Fürsten in kirchlichen Angelegenheiten. Durch diese seine Stellungnahme sowie seine glänzende Beredsamkeit brachte er es bald so weit, daß er zum Sekretär und offiziellen Anwalt des Konzils ernannt wurde. Später nahm er den Posten eines apostolischen Geheimschreibers bei dem Gegenpapste Felix V. an. Als ihn aber dieser als Geschäftsträger an den Hof des Kaisers Friedrichs III. sandte, trat eine

bedeutsame Wendung in seinem Geschick sowohl wie in seinen Plänen ein. Der Kaiser nämlich, welcher seine Fähigkeiten erkannt hatte, riet ihm, einen so zweifelhaften und gefährlichen Dienst, wie der bei dem Gegenpapste war, aufzugeben und statt dessen ein Amt in seiner Kanzlei anzunehmen. Enea Silvio hatte bei seiner hohen Intelligenz sicherlich selbst schon den Ausgang der Dinge vorausgesehen und ließ sich nicht lange nötigen. Seine Tätigkeit als Geheimschreiber und Geschichtsschreiber des Kaisers Friedrichs III. ist aus der deutschen Geschichte allgemein bekannt. Durch ein in deutschen Landen vordem kaum je gekanntes Ränkespiel verstand der listige italienische Humanist, der allmählich ganz auf die Seite Eugens IV. trat, alle Errungenschaften der deutschen Kirche zunichte zu machen. Der schwache Kaiser — damals noch König, denn seine Kaiserkrönung fand im Jahre 1452 in Rom statt — ließ sich ganz von seinem Geheimschreiber beherrschen und überhäufte diesen mit Gold und Ehren. Unter anderem beanspruchte der Ehrgeiz des Humanisten seine feierliche Dichterkrönung durch den Kaiser.

Der literarische Ertrag dieser im kaiserlichen Dienst zugebrachten Zeit des Enea Silvio war ein überaus reicher, und seine geschichtlichen sowie kulturgeschichtlichen Arbeiten über Deutschland behalten für alle Zeit einen bedeutenden Wert. Wir führen von diesen Schriften die Titel an: „Geschichte Kaiser Friedrichs III." „Abriß aller erwähnenswerten Ereignisse, welche sich unter der Regierung Kaiser Friedrichs III. in Deutschland sowohl wie in ganz Europa bis zum Jahre 1458 zugetragen haben." „Über die Reise, die Vermählung und Krönung Kaiser Friedrichs III." „Über den Ursprung und die Auktorität des römischen Kaiserreiches an Kaiser Friedrich III." „Österreichische (oder australische) Geschichte."

Sind diese Schriften trotz offenbarer stellenweiser Verschleierungen des wirklichen Sachverhaltes durch Schönrednerei schon allein wegen der Teilnahme des Verfassers an den wichtigsten diplomatischen Ereignissen seiner Zeit sehr wichtig, so interessiert uns ganz besonders eine kleine Schrift von ihm „Über Religion, Lage, Sitten und Verfassung in Deutschland", welche aus einem an Martin Meyr, Kanzler des Mainzer Erzbischofs, gerichteten Schreiben hervorgewachsen ist und aus dem Jahre 1458 stammt, in welchem Enea schon Kardinal war. Es ist eigenartig: der Kanzler Martin Meyr schreibt einen Brief voll der bittersten Anklagen über die Mißwirtschaft in

der Kirche zugunsten der Kardinäle, Protonotarien und anderer Begünstigter sowie die endlosen Gelderpressungen, durch welche das deutsche Reich zugrunde gerichtet würde, und der Italiener antwortet mit einem Hymnus auf Deutschland in poetisch gezierter lateinischer Prosa. „Einen Brief begann ich zu schreiben," bemerkt er, „ein Buch wurde daraus." Es ist der Mühe wert, einen Blick auf diese Schilderung des trotz des Verfalls des deutschen Reiches römischer Nation noch immer großen und herrlichen deutschen Landes zu werfen. Leider müssen wir uns mit geringen Anführungen begnügen:

„Überall sehen wir wohlbestellte Fluren, neubepflanztes Land, Weinberge, Haine, Blumenanlagen, Obstgärten auf dem Lande und in der Umgebung der Städte, Gebäude mit verfeinerten Einrichtungen: die reizendsten Landhäuser, Burgen auf Bergeshöhen, feste Plätze mit Mauern umgürtet, die prächtigsten Städte, an welchen zumeist die großen Ströme vorbeiwallen, oder die von klaren auf Brücken von Holz oder Stein überschreitbaren Flüssen umschlungen sind. . . . Jenes Cöln, . . . ausgezeichnet durch seine Kirchen und Bauwerke, hervorragend durch seine Bevölkerung, berühmt durch seinen Reichtum, mit Blei gedeckt, durch Paläste geschmückt, mit Türmen befestigt, reizvoll durch den Rheinstrom und die ringsum prangenden Fluren . . . Wir durchwandern die überaus volkreiche Stadt Gent und den fleißig besuchten Stapelplatz des gesamten Westens in Brügge. Obgleich diese sich anscheinend unter französischer Botmäßigkeit befinden, haben sie dennoch deutsche Sprache und Sitten. Wir durchwandern die sauberen Städte von Brabant, Brüssel, Mecheln, Antwerpen und Löwen . . . Auch Speier wird niemand geringschätzen, das volkreich und mit großartigen Gebäuden geziert ist. Der herrliche Dom dort ist zwar im Jubeljahre abgebrannt, später jedoch so wiederhergestellt, daß man die Feuersbrunst als ein Glück ansehen kann. . . . Argentina (Straßburg) aber zeigt solchen Glanz und Schmuck, daß sie nicht ohne Grund diesen Namen trägt. Straßburg zeigt Ähnlichkeit mit Venedig, da es von vielen Kanälen durchzogen ist, auf denen Boote in fast allen Straßen fahren, ist aber insofern gesünder und angenehmer, als Venedig salziges und übelriechendes, Straßburg hingegen süßes und klares Wasser durchfließt. . . . Die bischöfliche Kirche, das Münster genannt, ist prachtvoll aus behauenen Steinen erbaut und steigt als ein großartiges Kunstwerk empor; sie wird von zwei Türmen geziert, von denen der eine, der

vollendet ist, ein wunderbares Werk, sein Haupt in den Wolken birgt. . . . Übergangen haben wir Trier, den Sitz einer Metropolitankirche, deren Urheber Atrebas sein soll, ein Sohn des Ninus und der Semiramis . . . Über Basel braucht man sich nicht zu verbreiten, denn es ist in gleicher Weise bei allen Nationen bekannt, wie maßvoll und würdig es geleitet wird, da in unserer Zeit dort ein allgemeines Konzil versammelt war, welches die ganze Kirche erzittern machte. . . . In Österreich sind mehrere nennenswerte Städte . . . Alle aber überstrahlt Wien. Dort ist der alte Sitz der Herzöge von Österreich; Paläste sind da, für Könige geeignet, und Kirchen, welche Italien bewundern könnte. Unter diesen verdient die St. Stefanskirche größere Bewunderung, als wir mit Worten auszudrücken vermögen. Als deren Turm einst die Gesandten der Bosnier betrachtet und die kunstvolle Arbeit sowie die Höhe angestaunt hatten, äußerten sie, dieser Turm habe mehr als den Kaufpreis für das Königreich Bosnien gekostet. . . . Im Preußenlande ragt Danzig, mächtig zu Lande und zu Wasser, durch seinen Ruhm hervor. Zieht dessen Volk in den Krieg, so sollen sie nicht weniger als 50000 Krieger hinausführen; zahlreiche Schiffe seiner Kaufleute segeln auf dem baltischen Meer . . . Böhmen bedient sich zwar der slawischen Sprache, steht aber unter dem deutschen Reich, und deutsche Sitten herrschen dort. . . . Aber allen voran steht Lübeck, welches mit den höchsten Gebäuden und den schmuckreichsten Kirchen ausgestattet ist. So groß ist das Ansehen, die Macht dieser Stadt, daß auf ihren Wink die drei mächtigen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen Könige einzusetzen oder abzusetzen pflegen. Lüneburg, einst reich durch seine Salzwerke, ist jetzt verarmt; denn, während es nach den Gütern des Klerus trachtete, hat es die eigenen verloren. . . . In Franken am Main liegt Frankfurt, ein gemeinsamer Stapelplatz zwischen Nieder- und Oberdeutschland; obgleich großenteils aus Holz gebaut, ist es doch mit mehreren steinernen Palästen geschmückt, in denen sogar Könige würdige Aufnahme finden könnten. Die stolzesten gottgeweihten Kirchen sieht man dort von behauenen Steinen. Eine steinerne Brücke von erstaunlicher Länge verbindet den jenseits des Maines gelegenen Stadtteil mit dem größeren. Dort steht auch ein herrliches Rathaus, in welchem oftmals die Kurfürsten zusammenkommen, um über gemeinsame Angelegenheiten zu verhandeln; dort wählen sie auch bei Erledigung des Reiches den Kaiser . . . Die Stadt

der Noriker (Nürnberg) . . . dürfen wir nicht übergehen. . . . Wie herrlich ist das Aussehen dieser Stadt, der Glanz, die Anmut, der Schmuck, die Lebensart, die Verfassung . . ., welche Majestät, welche Pracht, von außen betrachtet; welche Sauberkeit der Straßen im Innern, welche Zierlichkeit der Häuser! Was gibt es wohl Großartigeres als die Kirche des hl. Sebaldus, was Glanzvolleres als die des hl. Laurentius, was Stolzeres oder Festeres als die königliche Burg, was Herrlicheres als die Gräben und die Mauern? Wie viele Bürgerhäuser kann man dort finden, die für Könige angemessen sind. Wünschen möchten die Könige der Schotten, so vortrefflich zu wohnen, wie die mittleren Bürger von Nürnberg! . . . Wo ist bei euch eine Herberge, wo nicht aus Silber getrunken wird, wo ist eine Frau, ich sage nicht von Adel, sondern aus dem Bürgerstand, die nicht von Gold glänzt? Sollen wir von den Ketten der Ritter berichten und den Zügeln der Pferde aus reinstem Golde, von den vielen Sporen und Schwertscheiden, die mit Edelsteinen bedeckt sind, von den Ringen, Wehrgehenken, Harnischen und Helmen, die von Golde strahlen? Wie viele kostbare Geräte in den Kirchen, wieviele mit Perlen und Gold eingefaßte Reliquien! Welche Gewänder der Altäre und Priester! Was kann reicher sein, als eure Kirchenschätze?! . . . Auch die sogenannten freien Städte, welche nur dem Kaiser untertan sind, dessen Joch mit Freiheit gleichbedeutend ist, — wahrlich, nirgends in der Welt gibt es so große Freiheit wie die, deren solche Städte sich erfreuen! Denn die Völker, welche die Italiener frei nennen, sind besonders dienstbar, mag man nun Venedig, Florenz oder Genua in Betracht ziehen: dort werden ja mit Ausnahme der wenigen, welche die übrigen regieren, die Bürger wie Sklaven behandelt. Denn weder über die eigene Habe dürfen sie nach Gutdünken verfügen, noch sprechen, was ihnen beliebt, und werden dazu noch mit den schwersten Geldlasten bedrückt. Bei den Deutschen ist alles heiter, alles angenehm; niemand wird seiner Güter beraubt. Jedem ist sein Erbe sicher, die Obrigkeiten greifen nur die Schädlichen an; auch wüten keine Parteikämpfe wie in italienischen Städten. Es gibt aber hundert Städte, welche diese Freiheit genießen."

Ist wohl ein herrlicherer Gruß aus verklungener Zeit denkbar, als dieses Bild von deutscher Größe, deutscher Macht und deutschem Wohlstand, welche im 15. Jahrhundert trotz drohender Anzeichen des Verfalls noch bestanden? Leider mußten

die zunehmende Spaltung und vor allem die schrecklichen Religionskriege, was damals noch bestand, bis auf den Grund verheeren. Aber nicht nur wegen der Schilderung selbst gehen wir auf diese kleine Schrift ein, sondern weil ihre ganze Anlage für die diplomatische und humanistische Schönrednerei des Verfassers gar zu bezeichnend ist. Auf die bitteren Klagen eines empörten Herzens über Mißstände, an welchen er selbst mitschuldig ist, antwortet er mit einer liebenswürdigen Abhandlung über die Herrlichkeit der deutschen Lande und Städte und schließt mit der Ermahnung: „Wenn ihr die frühere Höhe wieder erreichen wollt, so nehmet wieder die früheren Tugenden und die früheren Sitten an, setzet die Tapferkeit der Lässigkeit entgegen, die Freigebigkeit dem Geize, die Regsamkeit der Untätigkeit, die Gerechtigkeit der Unbilligkeit. Vor allem aber ziehet die Einheit der Spaltung vor! Euren Oberhäuptern, dem geistlichen sowohl wie dem weltlichen, erweiset die ihnen gebührenden Ehren, den ihnen schuldigen Gehorsam! Dann werdet ihr ohne Zweifel den alten Ruhm wieder erlangen und vielen großen Völkern Gesetze vorschreiben!"

Diese kleine Schrift ist der Schlußstein der Werke des Enea Silvio, welche auf seine Tätigkeit im Dienste des Kaisers Bezug haben. In die Zeit dieser Tätigkeit fällt die Abfassung der kleinen, sinnlich gehaltenen Erzählung von Euryalus und Lucretia, welche den Liebesroman des kaiserlichen Kanzlers Kaspar Schlick mit einer Dame aus Siena berichtet. Sie ist, obwohl lateinisch geschrieben, in der Art der italienischen Novellisten verfaßt. Daher ist sie nicht reizlos, insbesondere durch die interessante Darstellung des Gemütslebens sowie durch Witz und Satire. Auch über seine eigenen Liebesangelegenheiten enthält ein Brief des Enea eine eingehende Schilderung. Alle diese Dinge bereiteten dem Verfasser in späteren Jahren aufrichtigen Kummer.

Mit Eugen IV. kam Enea Silvio als Gesandter Friedrichs III. in persönliche Berührung. Hatte er schon vorher klugerweise seine Sinnesänderung zu verstehen gegeben, so nahm er jetzt den Papst durch seine glänzende Beredsamkeit ganz für sich ein, ja er hinterließ in dessen Seele den sehnlichsten Wunsch, einen so gewandten Diplomaten und Redner dauernd an seine Person zu fesseln. So geschah es, daß, als er kaum den deutschen Boden wieder betreten hatte, ihn die Nachricht seiner Ernennung zum apostolischen Geheimschreiber Eugens erreichte. Mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, wieder dauernd in seinem

Heimatlande Italien leben zu können. Von nun an widmete er seine ganze Arbeitskraft dem heiligen Stuhle, ohne jedoch seine Verbindung mit dem Hofe des Kaisers aufzugeben. Als im Jahre 1452 der letztere nach Italien reiste, um in Rom die Kaiserkrone zu empfangen, hielt in seinem Namen Enea Silvio die feierliche Rede an den Papst. Nach Beendigung dieser Zeremonie begab sich der Kaiser in Begleitung seines ehemaligen Geheimschreibers nach Neapel, und nach ihrer Rückkehr mußte dieser nochmals in einer Prunkrede dem Papste den Dank des Kaisers für die empfangene Ehre ausdrücken. Inzwischen war die Türkengefahr für ganz Europa brennend geworden. Dies gab dem unermüdlichen Diplomaten die Gelegenheit zu einer dritten großen Rede vor einer erlauchten Versammlung, welcher außer dem Papste und dem Kaiser die den letzteren begleitenden Fürsten sowie die Gesandten aller christlichen Herrscher beiwohnten, um die Gemüter aller für den Gedanken der gemeinsamen Verteidigung zu begeistern. Bei seiner großen staatsmännischen Einsicht konnte er sich aber nicht die Schwierigkeiten verhehlen, welche sich der Verwirklichung dieses Planes entgegentürmten. In zwei Briefen gibt er eine meisterhafte Darstellung der politischen Lage Europas, d. h. aller der einander entgegengesetzten Strömungen, der Eifersüchteleien und der Leidenschaften der verschiedenen Regierungen. Er fürchtete mit Recht, daß diese Gegensätze die zur Ausführung des großen Planes notwendige Einigkeit nicht aufkommen lassen würden.

Bald stieg dieser bedeutende Mann zu immer höheren Stufen der geistlichen Hierarchie auf. Von Eugen IV. wurde er zum Bischof von Triest erhoben, Nikolaus V. berief ihn auf den Bischofssitz von Siena. Von Calixtus III. erhielt er die Kardinalswürde, und nach dessen Tode ward er im Jahre 1458 zum Oberhaupt der Kirche erwählt.

Aus dem Anwalt des Baseler Konzils und dem Geheimschreiber Felix' V. war der römische Papst Pius II. geworden. Alle seine „jugendlichen Verirrungen" bereute er tief und hatte nichts Angelegentlicheres zu tun, als mit Nachdruck gegen den früher von ihm vertretenen Standpunkt Stellung zu nehmen, um so mehr als seine Zeitgenossen mit deutlicher Ironie von seinem Gesinnungswechsel Notiz nahmen. In zwei Bullen an die Universitäten von Paris und Köln verdammte er feierlich seine früheren Anschauungen. „Aeneam reicite, Pium recipite!" (Verwerfet den Enea und nehmet den Pius an!),

schrieb er. In einem Schreiben an den Rat von Nürnberg tat er den Dr. Gregor von Heimburg, einen kernhaften deutschen Mann, den berühmtesten Rechtsgelehrten Deutschlands, welcher früher sein Freund und Sekretär gewesen war, in den Kirchenbann, weil er in Sachen eines päpstlichen Dekrets an ein zukünftiges Konzil appelliert hatte. Man hat Gregor von Heimburg, welcher übrigens von Sixtus IV. vom Banne befreit wurde, unter die „Reformatoren vor der Reformation" gerechnet.

Wie schon bemerkt, erfüllte Pius II. die großen Hoffnungen, welche die Vertreter der Wissenschaften und Künste auf ihn setzten, nicht. Läßt sich deshalb ein Vorwurf gegen ihn erheben? Gewiß nicht. Die gesamte europäische Kultur war durch die Türken bedroht, und nichts lag ihm mehr am Herzen, als diese Gefahr wirksam zu bekämpfen. Kulturfeindlich war der Sinn des immerhin großen Mannes nicht. Wenn nur Europas Völker vor dem entsetzlichen Würgen und Verwüsten bewahrt blieben, was galt dagegen das Schmarotzertum eines elenden humanistischen Versemachers!

„Lernet für Verse zum Lohn nur Verse erhoffen, ihr Dichter!
Dichtung um Dichtung getauscht! Also will es mein Sinn."

Mit diesem Distichon wies er die Ansprüche der goldhungrigen Dichterlinge ab, wofür diese nicht ermangelten, ihn mit Schmähungen zu überschütten. Die Schar der apostolischen Geheimschreiber reduzierte er auf zwei, da er durch seine eigene Arbeitskraft ihre nicht allzu ersprießliche Tätigkeit zu ersetzen vermochte. Dennoch unterließ er nicht, für humanistisch gebildete Männer zu sorgen, ohne die Staatskasse zu belasten, indem er sie in die Zahl der Abbreviatoren seiner Kanzlei aufnahm. Diese empfingen ihre Bezahlung für die notwendige Ausarbeitung der päpstlichen Breves. Durch seine Auswahl derselben sorgte er dafür, daß der Stil der päpstlichen Akten nur noch ein korrekter und klassisch gerichteter wurde. Die großartigen für Rom geplanten Bauten blieben im Rückstand. Mit um so größerem Fleiß widmete er sich aber seinen eigenen literarischen Arbeiten, von welchen eine Geschichte Böhmens, eine Abhandlung über Erziehung und eine Kosmographie besondere Erwähnung verdienen. Durch seine Kommentare (dieses Wort ist im Sinne Cäsars zu verstehen) und seine Briefe ist er einer der wichtigsten Autoren der Geschichte seiner Zeit.

In hervorragendem Maße interessiert uns moderne Menschen

an diesem Manne eine Seite seines Wesens, nämlich seine Art, die Natur, insbesondere die Schönheit seiner heimatlichen Landschaft zu genießen und zu schildern. Von dieser besitzen wir im 3. Kapitel des 4. Abschnittes von J. Burckhardts bekanntem Werk eine so meisterhafte Darstellung, daß wir, im Bewußtsein ihrer Unübertrefflichkeit, einige Sätze derselben hier einschalten wollen:

„Jetzt wenigstens (d. h. als Papst) hat der längst podagrische Mann die Mittel, sich auf dem Tragsessel über Berg und Tal bringen zu lassen, und wenn man die Genüsse der folgenden Päpste damit vergleicht, so erscheint Pius, dessen höchste Freude Natur, Altertum und mäßige, aber edelzierliche Bauten waren, wie ein halber Heiliger . . .

Sein Auge erscheint so vielseitig gebildet, wie das irgendeines modernen Menschen. Er genießt mit Entzücken die große panoramatische Pracht der Aussicht vom höchsten Gipfel des Albanergebirges, dem Monte Cavo, von wo er das Gestade der Küste von Terracina von dem Vorgebirge der Circe bis nach Monte Argentaro überschaut und das weite Land mit all den Ruinenstädten der Urzeit, mit den Bergzügen Mittelitaliens, mit dem Blick auf die Tiefe der ringsum grünenden Wälder und die nahe scheinenden Seen des Gebirges. Er empfindet die Schönheit der Lage von Todi, wie es thront über seinen Weinbergen und Ölhalden, mit dem Blick auf ferne Wälder und auf das Tibertal, wo die vielen Kastelle und Städtchen über den schlängelnden Fluß ragen. Das reizende Hügelland um Siena mit seinen Villen und Klöstern auf allen Höhen ist freilich seine Heimat, und seine Schilderung zeigt eine besondere Vorliebe. Aber auch das einzelne malerische Motiv im engeren Sinne beglückt ihn, wie z. B. jene in dem Bolsener See vortretende Landzunge, Capo di Monti: ‚Felstreppen, von Weinlaub beschattet, führen steil nieder auf das Gestade, wo zwischen den Klippen die immergrünen Eichen stehen, stets belebt vom Gesange der Drosseln.‘ Auf dem Wege rings um den See von Nemi, unter den Kastanien und anderen Fruchtbäumen, fühlt er, daß hier, wenn irgendwo das Gemüt eines Dichters erwachen müßte, hier in ‚Dianens Versteck‘. Oft und viel hat er Konsistorium und Segnatura gehalten und Gesandte angehört unter alten Riesenkastanien oder unter Ölbäumen, auf grüner Wiese, neben sprudelnden Gewässern. Einem Anblick, wie der einer sich verengenden Waldschlucht mit einer kühn gewölbten Brücke, gewinnt er sofort seine hohe

Bedeutung ab. Auch das einzelnste erfreut ihn dann wieder durch seine schöne oder vollständig ausgebildete oder charakteristische Erscheinung: die blauwogenden Flachsfelder, der gelbe Ginster, welcher die Hügel überzieht, selbst das wilde Gestrüpp jeder Art und ebenso einzelne prächtige Bäume und Quellen, die ihm als Naturwunder erscheinen.

Den Gipfel seines landschaftlichen Schwelgens bildet sein Aufenthalt auf dem Monte Amiata im Sommer 1462, als Pest und Gluthitze die Tieflande schrecklich machten. In der halben Höhe des Berges, in dem alten langobardischen Kloster San Salvatore schlug er mit der Kurie sein Quartier auf; dort, zwischen Kastanien über dem schroffen Abhang, überschaut man das ganze südliche Toskana und sieht in der Ferne die Türme von Siena. Die Ersteigung der höchsten Spitze überließ er seinen Begleitern, zu denen sich auch der venezianische Orator gesellte; sie fanden oben zwei mächtige Steinblöcke übereinander, vielleicht die Opferstätte eines Urvolkes und glaubten, über dem Meere auch Korsika und Sardinien zu entdecken. In der herrlichen Sommerkühle, zwischen den alten Eichen und Kastanien, auf dem grünen Rasen, wo kein Dorn den Fuß ritzte, kein Insekt und keine Schlange sich lästig oder gefährlich machte, genoß der Papst der glücklichsten Stimmung; für die Segnatura, welche an bestimmten Wochentagen stattfand, suchte er jedesmal neue schattige Plätze auf — ‚novos in convallibus fontes et novas inveniens umbras, quae dubiam facerent electionem' (neue Quellen und neue Schattenplätze in den Tälern findend, welche die Wahl schwankend machten). Dabei geschah es wohl, daß die Hunde einen gewaltigen Hirsch aus seinem nahen Lager aufjagten, den man mit Klauen und Geweih sich verteidigen und bergaufwärts fliehen sah. Des Abends pflegte der Papst vor dem Kloster zu sitzen an der Stelle, von wo man in das Tal der Paglia niederschaut, und mit den Kardinälen heitere Gespräche zu führen. Kurialen, die sich auf der Jagd abwärts wagten, fanden unten die Hitze unleidlich und alles verbrannt, eine wahre Hölle, während das Kloster in seiner grünen, kühlen Umgebung eine Wohnung der Seligen schien."

Die unüberbietbare Schönheit dieses Passus, welcher in gedrängter Kürze den Eindruck einiger Stellen aus den Kommentaren des Papstes zusammenfaßt, rechtfertigt zur Genüge unsere Anführung.

Wir haben uns länger mit der Erscheinung des Enea Silvio

beschäftigt, weil seine Gestalt so recht zur Ergänzung des Bildes dient, welches wir bisher durch die Betrachtung der italienischen Humanisten gewonnen haben. Wenn wir nun ein wenig zu einem Rückblick innehalten, so fühlen wir uns, nachdem wir auf soviel des Widerlichen und Abstoßenden geblickt, durch das Verweilen bei den zuletzt betrachteten Gestalten wieder in eine reinere Sphäre versetzt. Von einem Leonardo Bruni, dessen Gehässigkeit gegen Nicolò Niccoli wenigstens durch eine sittliche Verfehlung des letzteren verursacht war, und der eine häßliche Regung gegen Gianozzo Manetti diesem freiwillig öffentlich abbat, kommend, sanken wir bei Poggio, Valla und Filelfo in eine übel anmutende Region niedriger Ränke hinab. Mit diesen Charakteren gemessen steht ein Enea Silvio bei aller seinem Bilde ein zweifelhaftes Licht gebenden Verschlagenheit und Wandlungsfähigkeit unendlich hoch. Er wollte die Kirche und die päpstliche Autorität aufrecht erhalten, weil er wußte, daß die Einheit mächtiger ist, als die Spaltung. Der Kreuzzug gegen die Türken lag ihm mehr am Herzen, als alles andere, weil er die abendländische Kultur vom Untergange bedroht sah. Er arbeitete mit diplomatischer List, aber niemals mit den Waffen der Niedrigkeit. Sein Streben ging, im ganzen genommen, auf das Gute, und somit steht er nicht nur, was zweifellos ist, über einem Innocenz VIII. und Alexander VI., sondern auch vielleicht an sittlichem Ernst über einem Leo X.

Erbaulich im besten Sinne wird der Eindruck seines Lebensendes. Die Ärzte wollten ihm verheimlichen, daß sein Zustand hoffnungslos war; er aber brach in die Worte aus: „Wie beklagenswert ist doch das Geschick der Großen, daß sie nicht einmal im Augenblick des Todes die Wahrheit erfahren können!“ Ohne auf ihre Einwände zu hören, bereitete er sich unter dem Beistand des Kardinals von Pavia auf den Schritt in die Ewigkeit vor. Nachdem er kommuniziert hatte, rief er die Kardinäle zum brüderlichen Kuß und bat sie um Vergebung, falls er die Kirche schlecht regiert hätte. Dann verschied er in Frieden am 13. August 1464. Das Scheitern der Aktion gegen die Türken soll ihm das Herz gebrochen haben.

In das Kollegium seiner Abbreviatoren hatte Pius II. einen eigenartigen Mann aufgenommen, an welchem wir nicht achtlos vorübergehen dürfen. **Bartolomeo de' Sacchi** ist im Jahre 1421 zu Piadena im Gebiet von Cremona geboren und nannte sich nach seinem Geburtsort **Platina.** Er hatte zuerst das Waffenhandwerk ergriffen und diente im Heere des

Francesco Sforza. Später aber erfaßte ihn die Neigung zu wissenschaftlicher Bildung; mit großem Ernst widmete er sich den Studien und machte in kurzer Zeit bewunderungswürdige Fortschritte. Einige Zeit weilte er in Mantua und genoß die Gunst der Markgrafenfamilie Gonzaga. Er schrieb auch eine Geschichte des dortigen Staatswesens, welche aber wegen der übertriebenen Parteilichkeit für die genannten Fürsten so gut wie wertlos ist.

Von Mantua siedelte er nach Florenz über und erwarb sich dort die Freundschaft des älteren Lorenzo de' Medici, dessen Persönlichkeit ihn zu dem Dialog „De optimo cive" (Der vortreffliche Bürger) anregte. Sodann nahm ihn der Kardinal Giovanni Francesco Gonzaga mit sich nach Rom, wo ihm der hochberühmte Kardinal Bessarion eine Wohnung in seinem Palast anwies, und Pius II. ihn unter seine Abbreviatoren aufnahm. Diese Literaten hatten unter der Regierung des genannten humanistischen Papstes eine auskömmliche Einnahme, wußten sich aber auch unter Umständen unlautere Nebeneinkünfte zu verschaffen. Als dann Paul II., ein Mann ohne Verständnis für humanistische Bildung, den päpstlichen Thron bestieg, hatten die Abbreviatoren einen schlechten Stand. Er maßregelte und entließ sie schließlich, jedoch aus triftigen Gründen, nämlich wegen ihrer Anmaßung und Bestechlichkeit.

Ihr maßloses Selbstgefühl tut sich in ihrem Verhalten nach dem Einschreiten des Papstes kund. Sie rühmten sich als die Männer, in deren Händen die wichtigsten Angelegenheiten der Christenheit lägen, welche verfügten in Angelegenheiten des Glaubens, des Friedens, der Ketzerbekämpfung sowie der höchsten Diplomatie, und deren Gelehrsamkeit der Kurie ihren Glanz verliehe. Platina stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Zuerst versuchte er durch ein Schreiben voll Ergebenheit den Papst umzustimmen. Als dieser sich aber unerbittlich zeigte, versuchte er es mit der Drohung. Er kündigte dem Papste an, er werde sich im Namen aller seiner unterdrückten Kollegen an die Fürsten der Christenheit wenden und sie ersuchen, daß sie ein allgemeines Konzil einberiefen, welches in dieser Angelegenheit richten solle.

Kann es wohl eine größere Vermessenheit geben, als diesen Dünkel einer, wenn auch gelehrten Schreibergilde, die sich einbildete, ihre geringfügige Angelegenheit, in welcher dem Papste als ihrem Gebieter das Recht der freien Verfügung ohne jeden Zweifel zustand, sei wichtig genug, um die Monarchen

zu beschäftigen, und sei ein zureichender Grund für die Einberufung eines Konzils? Ein solcher Wahn konnte einzig und allein zur Zeit der italienischen Renaissance in Gelehrtenköpfen aufkommen. Ja, die Keckheit des ehemaligen Kriegsmannes ging so weit, daß er mit seinen erbitterten Kollegen eine Verschwörung anstiftete und es wagte, den Papst im Vatikan zu belagern. Der Ausgang war seine zweimalige Einkerkerung. War er bei der ersten durch den Einfluß seines Gönners, des Kardinals Gonzaga nach vier Monaten strenger Haft losgekommen, so rettete ihn bei dem zweiten Mal nichts vor einem furchtbaren Geschick. Er wurde wegen Ketzerei angeklagt und zugleich als der Rädelsführer einer Verschwörung, welche bezweckte, Paul II. aus dem Wege zu räumen und ihn selbst auf den päpstlichen Stuhl zu setzen. Man brachte ihn in ein schreckliches Gefängnis auf der Spitze eines Turmes, wo er jeder Unbill der Witterung ausgesetzt war; überdies wurde er grausam gefoltert.

Alle diese Martern überstand Platina mit großer Standhaftigkeit. Er fand, wie einst Boëthius, seinen Trost durch die Philosophie. Von der Gesinnung, welche ihn in dieser Prüfung aufrecht erhielt, hat er ein Denkmal hinterlassen, sein in Gesprächsform verfaßtes Buch „De falso et vero bono“ (Über das falsche und das wahre Gute), aus welchem wir im folgenden einen kleinen Auszug darbieten:

Alle Bande, welche die Glieder des Leibes einengen, sind nicht imstande, den Geist zu fesseln. Denn der Geist eilt mit der größten Geschwindigkeit durch alle Elemente, ja, durch die Himmelssphären dahin: alle Anstrengungen, alle Nachtwachen, alle Unruhe und Sorgen, mittels deren, gleichsam als durch Werkzeuge, er ein so hohes Glück erlangt hat, gelten ihm als Wonne. Sie sind es, die ihn frei erhalten von allem Ungemach, welches den Körper bedrückt. Die wahre Glückseligkeit ist einzig und allein der Seele eigen. Indem sie in dem Bestreben aufgeht, vielen zu helfen, niemandem zu Leide zu sein, für das Ersprießliche und Sittliche mutig Beschwerden zu ertragen, in allem Maß zu halten, die Begierde zu zügeln, genießt sie seliges Leben, meidet Müßiggang und Trägheit als das Verderben des Menschengeschlechtes, wirkt durch Lehre, Ermahnung, Zurechtweisung und läßt, soviel in ihrem Vermögen steht, bei niemand Irrtum zu. Bemerkt sie, daß jemand dem Schmerz, der Not, Bekümmernis oder falschen Hoffnung zur Beute fällt, so tröstet sie ihn und führt ihn auf

den rechten Weg. In diesem Vollbesitz der Tugend besteht auch ihre Freiheit; denn nur durch leidenschaftliche Begierde und durch niedrige Gesinnung geht die Seele ihrer Freiheit verlustig.

Dies ist der Inhalt des ersten Gesprächs; im zweiten wird die Religion als diejenige Macht eingeführt, welche dem Tugendideal der Philosophie Halt und Vollendung verleiht. Im dritten und letzten Gespräch werden die entgegengesetzten Anschauungen der Epikureer und der Zyniker in betreff der Glückseligkeit behandelt. Nach der ersteren besteht das Glück in Reichtum und Wohlleben; die letzteren finden sie in der Beschränkung auf die allernotwendigsten Bedürfnisse und schmeicheln sich, dem Ziele am nächsten zu sein, wenn sie dem Zustande der Tiere möglichst nahe gekommen sind. Platina empfiehlt den zwischen diesen beiden Extremen liegenden Mittelweg. Die Gaben der Natur sind mit Besonnenheit und Mäßigung zu gebrauchen, sollen aber nicht mit Roheit und Schamlosigkeit unter die Füße getreten werden. Anstand und Schamgefühl geben unserem ganzen Betragen einen angenehmen Schliff. Die Wohlanständigkeit der äußeren Handlungen ist das Kennzeichen der in unserem Innern herrschenden Harmonie und Ordnung.

Platinas standhafte Seelengröße, mit welcher er die furchtbaren Leiden seiner Kerkerhaft ertrug, beweist, daß er diese philosophischen Grundsätze nicht nur in schöner Schreibart zu Papier zu bringen, sondern auch zu betätigen wußte; sie ist geeignet, uns sein Wesen wieder sympathisch zu machen.

Nach langem Dulden ward ihm durch eine Fügung des Schicksals endlich eine Linderung seiner Leiden zuteil, als der Bischof von Calahorra, Roderigo Sancio, Befehlshaber der Engelsburg wurde. Dieser, ein Freund der Gelehrten und selber humanistisch gebildet, sorgte nicht nur dafür, daß Platina menschlich behandelt wurde, sondern trat auch mit ihm in geistigen Verkehr. Da dem letzteren nunmehr gestattet war, sich selbst zu beköstigen, fand sich ein anderer Wohltäter, der Kardinal Millino, welcher ihm jeden Monat heimlich drei Goldgulden zukommen ließ. Dankbar hat später Platina diesem Freunde durch eine Lebensbeschreibung ein Denkmal gesetzt. Endlich gelang es dem Kardinal von Pavia, Jacopo degli Ammanati, seinen Einfluß für die Befreiung des Unglücklichen geltend zu machen. Nach einem Jahr der Gefangenschaft erhielt Platina die ersehnte Freiheit wieder.

Als dann im Jahre 1471 Sixtus IV. den päpstlichen Thron bestieg, brach für seine letzten Lebensjahre eine Zeit des Glückes an. Der neue Papst entschädigte den ehemaligen Verschwörer reichlich für das, was er unter seinem Vorgänger erlitten hatte. Als er die Vatikanische Bibliothek einrichtete und durch kostbare Bände vermehren ließ, setzte er Platina zum Bibliothekar ein, welcher in dieser Stellung bis zu seinem im Jahre 1481 durch Erkrankung an der Pest erfolgten Tode verblieb. Sein Andenken wurde durch ein schönes von seinen Freunden begangenes Fest geehrt, bei welchem Pomponio Leto die Leichenrede hielt, und der Dichter Astreo aus Perugia eine Elegie rezitierte.

Platinas bedeutendstes Werk ist seine „Geschichte der römischen Päpste". Zu dieser Arbeit konnte er das ganze reiche Material verwenden, welches ihm die von ihm verwaltete Bibliothek darbot. Unverkennbar ist sein Bestreben, das ihm vorliegende historische Material zu durchforschen und zu prüfen. Dennoch ist es ihm nicht geglückt, überall das Richtige zu treffen, am wenigsten bei der Behandlung Pauls II. Hier überwog doch zu sehr sein Bedürfnis, an seinem Feinde noch nach dessen Tode Rache zu nehmen. Erschreckend ist das Bild, welches er von der hohen Geistlichkeit seiner Zeit entwirft. „Was aber", so lautet es in der Lebensbeschreibung des Papstes Marcellinus, „wird unserem Zeitalter bevorstehen, in welchem alle Laster bis zu dem Maße angewachsen sind, daß sie bei Gott kaum einen Raum für die Barmherzigkeit gelassen haben! Wie groß die Habgier der Priester und besonders derjenigen, welche Machthaber sind, wie groß der Hang zu Ausschweifungen, welchen auf jede Weise gefröhnt wird, wie groß die Ehrsucht und Prunksucht, wie groß der Stolz und die träge Schwelgerei, wie groß die Unkenntnis des eigenen Ich sowohl als besonders der christlichen Lehre, wie verkehrt die Ausübung der Frömmigkeit, und dazu mehr erheuchelt als aufrichtig, wie verderbt die Sitten sind, so daß sie sogar für Weltliche, welche sie Laien nennen, höchst unschicklich wären, ist gar nicht nötig zu schildern, da sie so offenkundig sündigen, als ob sie damit einen Ruhmestitel erwürben."

Ferner schrieb Platina eine bemerkenswerte Abhandlung „Über den wahren Adel", deren Inhalt sich in folgenden Sätzen kurz zusammenfassen läßt: Der Adel besteht in Wirklichkeit, wo die Beispiele der Vorfahren den Nachkommen zum Ansporn für rühmliche Taten dienen. Eitelkeit und Narrheit ist er hin-

gegen, wo er zu Nichtsnutzigkeit und Trägheit verleitet; zur Plage und zum Verderben aber wird er, wo er zum Anreiz zu schändlichen Handlungen ausartet.

Schließlich ist noch über eine Arbeit Platinas zu berichten, welche mißverständlicherweise als eine Abhandlung über die Kochkunst bezeichnet wurde, während sie in Wirklichkeit Vorschriften zur Erhaltung der Gesundheit gibt und dazu über Ackerbau, das Aufziehen von Küchengewächsen, über Jagd und Hauswesen handelt. Weil alle diese Dinge als Mittel zum anständigen Lebensgenuß dienen, gab er seinem Buche den Titel „De honesta voluptate" (Über den ehrbaren Lebensgenuß). Da er wegen seiner Beschäftigung mit derartigen Angelegenheiten von den lieben Zeitgenossen als Epikureer bezeichnet wurde, rechtfertigte er sich in dem Vorwort, welches er an den Kardinal Boverella richtete, folgendermaßen: „Den Wohlgeschmack der Speisen wird man zum Vorwand nehmen, mich als Feinschmecker und Schlemmer zu verdächtigen, welcher die Werkzeuge und Reizmittel für die unmäßigen und lasterhaften Menschen noch vermehrt. Wollte Gott, jene befleißigten sich der Mäßigkeit und Sparsamkeit, welche Platina sich zur Ehre anrechnet! Dann würden wir heutzutage in Rom nicht so viele Schlemmer, Wüstlinge, Schmarotzer und Speichellecker sehen, welche eifrig geheimen Leidenschaften und verworfenen Schlichen zur Befriedigung ihrer Leckerei und Habsucht fröhnen. Ich schrieb über das Zurichten der Speisen nach dem Vorbilde des wackeren Cato, des gelehrten Varro, des Columella und des Apicius, nicht um die Leser zur Schwelgerei zu verleiten, während ich doch in meinen Schriften bestrebt war, das Laster als verabscheuenswert bloßzustellen, sondern um dem anständigen Manne von gutem Herkommen, welcher weniger auf Üppigkeit, als auf Wohlbefinden und mäßigen Aufwand bedacht ist, förderlich zu sein."

Durch den Humanismus sollte endlich auch etwas Licht auf die so sehr vernachlässigten Naturwissenschaften fallen. **Nicolò Leoniceno,** geboren im Jahre 1428 zu Vicenza, ein humanistisch gebildeter Arzt, machte den Anfang, der überlieferten naturwissenschaftlichen und medizinischen Gelehrsamkeit mit den Mitteln der Kritik näher zu treten. Er war Professor der Medizin zu Ferrara, lehrte aber nicht nur unter großem Beifall seiner Schüler die Heilkunde, sondern auch Mathematik und die humanistischen Wissenschaften. Er übte an Avicenna und den für die damalige Zeit modernen Ärzten

Kritik, wofür er allgemeines Lob erntete. Der bedeutendste aller italienischen Humanisten, Angelo Poliziano, schrieb ihm: „Ich weiß kaum zu sagen, ob ich deine Ausführungen, in denen du die Unwissenheit des Avicenna widerlegst und zugleich dartust, in welchen Irrtümern sich die neueren Ärzte befinden, mehr freudig oder schmerzlich empfinden soll. Ich freue mich außerordentlich darüber, daß über die Dinge, von denen ganz besonders das Leben und die Gesundheit der Menschen abhängen, von einem Manne Licht verbreitet wird, dessen Talent und wissenschaftliche Bildung ich stets hochgeschätzt habe. Mit Schmerz hat mich anderseits das Geschick der Menschheit erfüllt, daß sie solange diese traurige Unwissenheit gegen sich wüten läßt und daß sie zuweilen die Lebenshoffnung für teures Geld von solchen kauft, von denen der gewisseste Tod ausgeht. Denn wer begreift nicht, daß vom Arzte größere Gefahr, als von der Krankheit zu gewärtigen ist."

Das Vorgehen Leoniceno gegen den barbarischen Avicenna und die neueren Anhänger der arabischen Medizin fand den Beifall des großen Humanisten. Anders aber ward die Sache, als jener auch an Plinius Kritik übte. Dieser oberflächliche dilettantische Schwätzer behauptet im Gegensatz zu den Astronomen des Altertums, der Mond sei größer als die Erde. Leoniceno widerlegte diesen Irrtum durch den Hinweis auf die totale Mondfinsternis, bei welcher der Erdschatten die Mondscheibe vollständig deckt; ebenso wies er eine größere Zahl anderer Irrtümer des Plinius auf dem Gebiet der Botanik nach. So groß war aber damals in Italien die fast abgöttische Verehrung für die antiken lateinischen Autoren, daß sich außer Polizian mehrere Humanisten fanden, welche für Plinius Partei nahmen, so Pandolfo Colenucci und der jüngere Ermolao Barbaro, welcher vielen Fleiß auf die Kommentierung dieses Autors verwendete. Leoniceno hielt aber standhaft die Ergebnisse seiner Kritik aufrecht; durch seine Mäßigung und besonders dadurch, daß er den Verfasser der „Naturalis historia" als ein Muster der Gelehrsamkeit trotz seiner Irrtümer lobte, blieb die Austragung dieser wissenschaftlichen Fehde in den Grenzen des Anstandes und der Höflichkeit, eine in Anbetracht der damaligen Erregbarkeit der Gemüter immerhin erfreuliche Tatsache.

Jedoch nicht nur mit Kritik, sondern auch mit eigenen wissenschaftlichen Untersuchungen befaßte sich Leoniceno. Er schrieb über einige Pflanzen und Schlangenarten; auch soll er der erste gewesen sein, welcher über die Syphilis, die seit

1494 in Italien auftrat, gehandelt hat. Zum besonderen Verdienst wird ihm angerechnet, daß er zuerst auf dem Gebiete der Medizin und Naturwissenschaften mit der alten barbarischen Schreibart brach und für die Behandlung dieser Fächer eine neue klassisch gerichtete Sprache einführte. Auch übersetzte er einige griechische Autoren in die Volkssprache, u. a. die Geschichte des Dion Cassius und die Dialoge des Lukian. Er erreichte ein Alter von 96 Jahren und behielt bis in seine letzten Lebensjahre den Vollbesitz seiner Sinne und seiner Verstandeskraft. Befragt, mit Hilfe welcher Arzneimittel er sich so vortrefflich erhalten habe, antwortete er: „Durch andauernde Reinheit meines Lebenswandels habe ich meine Geisteskraft und durch heitere Genügsamkeit die Gesundheit meines Körpers erhalten." Charakteristisch für den damaligen Betrieb ist es, daß er als Professor der Medizin jede ärztliche Praxis ausschlug, mit der Begründung, er leiste mehr, indem er andere zu Ärzten ausbilde.

Den Höhepunkt des italienischen Humanismus im besten Sinne sehen wir in der bedeutenden Erscheinung des **Angelo Poliziano.** In ihm ist diese Bewegung noch einmal in ihrer vollen Größe und Gesundheit verkörpert. Er ist geboren im Jahre 1454 zu Montepulciano, einer kleinen Stadt Toskanas; nach welcher er sich benannte; sein eigentlicher Familienname ist **Ambrogini.** Sein Vater, ein wenig bemittelter Rechtsgelehrter, war nicht imstande, für sein Fortkommen zu sorgen. Es ist eines der großen Verdienste des Lorenzo de' Medici, dem jungen Polizian die Möglichkeit zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung gegeben zu haben. In Florenz blühten damals mehr als je die humanistischen sowohl wie die philosophischen Studien, und Polizian genoß den Unterricht und die Freundschaft der berühmtesten Lehrer, wie Argyropulos und Cristoforo Landino. Seine glänzenden Fähigkeiten offenbarten sich in seinen Jugendjahren nicht so sehr in seiner humanistischen Gelehrsamkeit, als in einer so hervorragenden, besonders dichterischen Produktion in der Volkssprache, auf welche wir an einer anderen Stelle zurückkommen werden. In den alten Sprachen brachte er es zu einer selbst für sein klassisch gerichtetes Zeitalter bewunderungswürdigen Vollendung. Die lateinische Sprache handhabte er im Geiste der Autoren des goldenen und silbernen Zeitalters der römischen Literatur, aber freiherrschend ohne sklavische Abhängigkeit von einem einzelnen Schriftsteller. Seine Freiheit im Gebrauche einzelner, auch

selten vorkommender Ausdrücke erregte nicht nur bei den späteren pedantischen Ciceronianern, sondern auch schon bei einzelnen engherzigen Zeitgenossen Anstoß. „Ich nehme es nicht übel," schrieb er an den Florentiner Bartolomeo Scala, seinen späteren Widersacher, „daß dir meine Ausdrucksweise gesucht erscheint, da du als Staatsbeamter beim Diktieren von Briefen dich hauptsächlich derjenigen Schreibart bedienen mußt, welche von der landläufigen Redeweise am meisten absticht. Dir kann auch kein Vorwurf daraus entstehen, weil ja eure Schreiben zumeist an Ungelehrte gerichtet sind. Wir hingegen, die wir der Jugend die antike Literatur vortragen, haben uns eine Auswahl von Wörtern und Redewendungen angeeignet ... Ihr haltet nun wohl das für gesucht, worin gerade das Erhabene und Ehrwürdige der Sprache besteht." Dadurch, daß der Humanismus mit der edlen Freiheit eines Polizian brach und sich die engen Schranken des Ciceronianismus auferlegte, kam er von dem echten humanistischen Ideal einer lebendigen Neuentwicklung des antiken Idioms ab und mußte schließlich in kleinlicher Schulmeisterei verdorren.

In der griechischen Sprache brachte es Polizian zu solcher Meisterschaft, daß ihm, wie seine Epigramme zeigen, wohlgebildete Verse in den verschiedensten Maßen auch in dialektischer Sprachform gelangen. Diese Übung wird weniger als eine unfruchtbare Spielerei erscheinen, wenn man bedenkt, daß der Verfasser dieser Dichtungen mit Griechen in persönlichem Umgange stand, welche sich damals noch nicht wie die heutigen Griechen einer durch die Volkssprache umgestalteten Schreibart bedienten und, wenn sie in gebundener Sprache reden wollten, zu den antiken Versmaßen und den Dialekten der alten Dichter griffen.

Diese seine Fertigkeiten trugen ihm bald einen öffentlichen Lehrstuhl für die griechische und lateinische Beredsamkeit in Florenz ein. Sein Ruf war bald so groß, daß ihm nicht nur aus Italien, sondern auch aus Ländern jenseits der Alpen lernbegierige Schüler zuströmten. Er übertrug die acht Bücher der Geschichte des Herodian, das „Handbüchlein" des Epiktet, die naturwissenschaftlichen Probleme des Alexander Aphrodisias, die Aphorismen des Hippokrates, die Memorabilien des Xenophon, einige Dialoge Platons und andere Werke griechischer Autoren in das Lateinische. Er kommentierte den Homer und begann auch eine Übersetzung desselben in lateinische Hexameter, von welcher uns Buch II—V der Ilias erhalten

sind. Alle seine Übersetzungen sind korrekt und elegant; man kann sie als das Beste ansprechen, was jemals von Gelehrten auf diesem Gebiet geleistet worden ist. Wenn man seine Homer-Übersetzung liest, muß man ihm unbedingt den Ruhm zuerkennen, daß ein antiker Dichter sie nicht hätte besser machen können, und bedauern, daß er die Arbeit nicht vollenden konnte.

Was Polizians eigene lateinische Dichtungen anbetrifft, so war er glücklicher in seinen Elegien und Oden, als in seiner größeren Dichtung in Hexametern, den „Silvae", welche sich dem Stoffe nach an Hesiod und Virgil, sprachlich vielfach an Ovid und Tibull anschließen. In zwei Hymnen an die heilige Jungfrau weiß er in schöner Sprache ganz den naiven und doch ergreifenden Ton alter kirchlicher Hymnen zu treffen Am packendsten aber hat er seinen scharfen Geist und sein großes Sprachtalent in seinen Epigrammen entfaltet. Schade nur, daß viele derselben nicht nur der Ausdruck einer ungewöhnlichen Sprachkunst, sondern auch einer ungewöhnlichen Bosheit sind. Literarische Fehden waren ja damals an der Tagesordnung, und wir würden kein vollständiges Bild von Polizian gewinnen, wollten wir nicht wenigstens seinen Zwist mit Bartolomeo Scala und dessen Schwiegersohn Michele Marullo berühren.

Bartolomeo Scala hatte sich aus den unscheinbarsten Verhältnissen — sein Vater war Müller gewesen — emporgearbeitet. Durch sein Talent und seinen Eifer für die humanistischen Wissenschaften hat er die Gunst der Familie Medici erworben. Bald rückte er im Florentiner Staatswesen zu den höchsten Ehrenstellen auf. Er wurde Geheimschreiber der Republik und erhielt im Jahre 1471 für sich und seine Nachkommen das Bürgerrecht. Zusammen mit anderen hervorragenden Männern wurde er im Jahre 1484 nach Rom gesandt, um dem neu gewählten Papste Innocenz VIII. die Huldigung der Republik darzubringen. Der Papst fand an ihm solches Wohlgefallen, daß er ihm die Ritterschaft und die Würde eines römischen Senators verlieh. Als dann Costanzo Sforza zum Feldhauptmann der Florentiner Heeresmacht ernannt wurde, hielt Scala bei der feierlichen Übergabe der Fahnen an den neuen Heerführer eine lateinische Rede mit solcher Bravour, daß das ganze Volk, trotzdem die wenigsten die Sprache verstanden, unwillkürlich in tosenden Beifall ausbrach. Endlich verlieh die Republik diesem Manne, gegen den sie sich an Ehrenbezeugungen nicht genug tun konnte, die höchste

Würde eines Bannerherrn. Es soll hier nicht untersucht werden, ob seine Verdienste wirklich so überragend waren; seine Autorschaft ist jedenfalls keine glänzende. An Selbstgefühl hat es ihm gewiß nicht gefehlt, wie Stellen aus seinen Briefen zur Genüge zeigen; jedoch schämte er sich seiner niederen Herkunft nicht und betonte, daß er mehr erreicht habe, als er jemals erhoffen durfte. An Feinden und Neidern fehlte es ihm nicht. Diese suchten ihn, als sich alle ihre übrigen Anschläge als machtlos erwiesen, schließlich durch eine Anklage wegen Unglaubens zu vernichten und erreichten auch, daß er vorübergehend in den Kirchenbann getan wurde. Scala aber ertrug standhaft alle Anfeindungen und ging siegreich aus dieser Prüfung hervor. Er starb im Jahre 1497 und wurde mit den größten Ehren in der Annunciata zu Florenz begraben.

Zu seinen grimmigsten Feinden gehörte auch Polizian. Welches der wahre Grund dieser Gehässigkeit war, ist schwer zu bestimmen. Wir sahen schon, daß Scala zu denen gehörte, welche an der lateinischen Ausdrucksweise des großen Humanisten Anstoß nahmen. Unbezweifelbar steht es fest, daß beide Männer zuerst in freundschaftlichem Verkehr standen — beide waren ja Freunde Lorenzos de' Medici — und daß Polizian an Scalas schöne Tochter Alessandra, welche auch Dichterin war, Liebeserklärungen ausdrückende griechische Epigramme richtete. Diese aber erwiderte nicht die Liebe des unansehnlichen Gelehrten und beschränkte sich darauf, seine Huldigungen durch gleichfalls in griechischer Sprache verfaßte Epigramme zu erwidern. Sie ward bald darauf die Gattin des Griechen Michele Marullo. Nun sehen wir Polizian sich in maßloser Feindschaft gegen diesen letzteren, dessen Gedichte er vorher in lateinischen Epigrammen sehr gelobt hatte, ergehen. Marullo blieb ihm die Antwort keineswegs schuldig, und nun überschütteten sich diese beiden gelehrten und sprachgewandten Männer mit Epigrammen, welche mit das Widerlichste darstellen, was auf diesem Gebiete je geleistet worden ist. Die Fehde wird nicht ehrenvoller dadurch, daß sie versteckterweise geführt ward: Polizian nennt seinen Gegner Mabilius.

Aber nicht nur gegen Marullo entband der verschmähte Liebhaber seinen Zorn, sondern auch gegen dessen Schwiegervater. Hier mußte die niedere Abkunft des Staatsmannes herhalten. Scala hatte sich außer einem schönen Landhause auch in Florenz einen stattlichen Palast erbauen lassen, an welchem er sein Wappen anbrachte, welches eine Leiter (scala)

mit dem Wappenspruch: gradatim (stufenweise) aufwies. Der erboste Polizian nahm dieses Wort zur Zielscheibe und richtete gegen Scala eine Ode, in welcher die niedere Regung des Neides unverhüllt zutage tritt; an deren Schluß prophezeit er, daß sein Gegner nicht von Stufe zu Stufe, d. h. mit einem Male, fallen würde. Seine Hoffnung blieb unerfüllt.

In einen Gelehrtenstreit wurde Polizian auch mit Giorgio Merula verwickelt, in dessen Verlauf er durch den Tod seines Gegners vor Heftigkeiten bewahrt blieb. Merula, ein verdienter Philologe, lebte zuletzt als Professor in Pavia und war ein überaus reizbarer und eitler Mann. Seine zahlreichen Arbeiten erstrecken sich auf Cicero, Plinius, Quintilian, Virgil, Juvenal, Martial, Statius, Plautus u. a. Polizian hatte in seinem philologischen Hauptwerke, den Miscellanea, in welchen er Sacherklärungen vieler Stellen der alten Klassiker bietet, Merula zwar vor dessen Rivalen Domizio Calderino im allgemeinen den Vorzug gegeben, in einigen Punkten aber in maßvoller Weise gegen ihn Stellung genommen. Dies verdroß den Merula derart, daß er mit großer Wut gegen Polizian losfuhr, ihn mit Schmähungen überhäufte, des Plagiates beschuldigte und ihm androhte, er werde Centurien von Zensuren gegen ihn loslassen. Polizian blieb aber ruhig und erwartete mit ironischem Lächeln den Ansturm dieser papierenen Centurien, welche aber wegen des im Jahre 1494 erfolgten Todes seines Gegners ausblieben.

Seine „Miscellanea", ein für die damalige Zeit außerordentliches Werk, waren vielen ein Dorn im Auge. Man beschuldigte ihn, den Nicolò Perotti aus Sassoferrato, welcher als Erzbischof von Siponto im Jahre 1480 starb, geplündert zu haben. Dieser hatte eine vorzügliche Übersetzung von Polybius geliefert und einen Kommentar zu Martial mit dem Titel „Cornu copiae" hinterlassen, ein bedeutendes Werk, welches sein Neffe später herausgab. Polizian konnte sich durch den Vergleich beider Werke unschwer rechtfertigen. Andere gegen ihn erhobene nichtige Anklagen übergehen wir füglich.

Hatte Polizian, wie jeder hervorragende Mann, Feinde und Neider, so fehlte es ihm doch nicht an treuen Freunden und Anhängern; zu diesen gehörten Lorenzo de' Medici, Marsilio Ficino und Pico della Mirandola. Er gehörte mit zu der platonischen Akademie, von welcher wir im weiteren zu handeln haben werden. Trotzdem war Polizian weder eigentlich Platoniker noch überhaupt im vollen Sinne des

Wortes Philosoph, weil seine Begabung eine mehr formalistische war. Wenn er sich dennoch mit der Philosophie beschäftigte, so war dies mehr eine Betätigung seines Strebens nach allgemeiner Bildung. Als Schlußstein dieser seiner allgemeinen wissenschaftlichen Bildung ist darum seine philosophische Schrift „Parepistomenon" zu betrachten. In dieser gibt er außer einer Skizze seiner philosophischen Anschauung den Versuch einer Klassifikation der Wissenschaften. Als die Mutter der letzteren, als mater artium, bezeichnet er die Philosophie und teilt sie in die spekulative, die aktuelle und die rationelle. Die spekulative Philosophie betrachtet die Dinge entweder in ihrer Verbindung mit der Materie oder so, wie sie sich in der Abstraktion unseres Geistes getrennt von jener darstellen, und zwar nach ihrer Substanz oder nach ihren beiläufigen Eigenschaften, im allgemeinen sowohl als im besonderen. Aus diesem Teile der Philosophie leiten sich mittelbar oder unmittelbar her die Metaphysik, Kosmologie, Physik, Medizin, Arithmetik, Geometrie, Mechanik, Optik, Astronomie und Musik. Die aktuelle Philosophie nimmt bezug auf die Sittlichkeit als die Richtschnur der Handlungen hinsichtlich sowohl der Individuen als auch der Gemeinwesen; aus ihr gehen mithin die Moral, die Ökonomie und die Staatswissenschaft hervor. Das Ziel der letzteren ist die Erhaltung und Verfeinerung der Gesellschaft. Der Erhaltung dienen Handwerk und mechanische Künste, d. h. Gewerbe; die Verfeinerung beruht auf den schönen Künsten und der Literatur. Die rationelle oder Verstandes-Philosophie hat zum Gegenstand nicht die Entdeckung von etwas Neuem, sondern die Durcharbeitung von Bekanntem oder Entdecktem. Daraus entspringen die Grammatik, die Dialektik, die Geschichte und die Poetik.

Von allen italienischen Humanisten war Polizian wohl der bedeutendste und auch der vielseitigste. Nicht nur seine lateinischen Dichtungen behalten bleibenden Wert; auch die italienische Literatur hat er durch Dichtungen von formvollendeter Schönheit bereichert, worauf wir im weiteren zurückkommen werden. Nicht nur seine Erforschung des klassischen Altertums, sondern auch seine Beleuchtung des römischen Rechtes hat dem Studium der Späteren die mannigfaltigste Anregung geboten. Erwähnenswert ist noch seine kleine historische Schrift über die Verschwörung der Pazzi. Seine in zwölf Büchern gesammelten Briefe sind eine Fundgrube für die Kenntnis der Geschichte und Kultur seiner Zeit. Er starb am 24. September 1494

noch vor Vollendung seines vierzigsten Lebensjahres an dem Tage, an welchem König Karl VIII. von Frankreich im Triumph in Florenz einzog. Auch an seinen Tod knüpft sich eine Legende: er soll aus Liebe zu einem schönen Knaben in eine wahnsinnige Erregung verfallen sein, so daß er in ein hitziges Fieber verfiel und liebeglühende Verse singend eines schimpflichen Todes starb. So wenigstens berichtet der selbst sehr unsaubere Paolo Giovio. Unter seinen griechischen Epigrammen befinden sich allerdings auch solche, welche die Reize schöner Jünglinge preisen. Aus dieser Tatsache ist aber nicht unbedingt zu folgern, daß Polizian jenem widerlichen Laster ergeben war, da er die Anregung zu diesen Gedichten aus der antiken griechischen Literatur empfangen haben kann, anderseits auch sehr für schöne Mädchen schwärmte. Sicher ist, daß der im Jahre 1492 erfolgte Tod Lorenzos de' Medici ihn sehr niederbeugte, und das Unglück seines Vaterlandes auf seine Gesundheit den nachteiligsten Einfluß ausübte.

Es kann unmöglich unsere Absicht sein, eine Geschichte des italienischen Humanismus zu geben. Viele verdiente Männer müssen wir darum übergehen. Wir streifen nur mit kurzem Blick den **Filippo Beroaldo** von Bologna, welcher durch den Einfluß seiner Gattin Camilla Paleotti aus einem wenig tugendhaften Menschen zu einem Muster aller Tugenden geworden sein soll. Er edierte und kommentierte mit ungeheurem Fleiß den Plautus, Virgil, Properz, Lukan, Cicero, Juvenal, Cäsar, Columella, beide Plinius, Florus, Aulus Gellius, Apulejus u. a. m., in besonders wertvoller Weise aber den Sueton. Wegen seiner Charaktereigentümlichkeiten nennen wir noch **Antonio Urceo**, welcher sich **Codrus Urceus** nannte. Er lehrte zu Forlì, und einst soll ihn sein Gönner, der Stadttyrann Pino Ordelaffi, auf der Straße höflich begrüßt haben, worauf Urceo mit dem Ausruf dankte: „Sehet, ihr Götter, wie gut es steht: Jupiter empfiehlt sich dem Codrus!" Von diesem Tage an soll er den Namen „Codrus" geführt haben. Von seinem wahnwitzigen Dünkel zeugt das Wort, welches er stets bereit hatte, wenn von anderen, selbst den größten Gelehrten die Rede war: „Sibi scire videntur" (Sie vermeinen, etwas zu wissen).

Bisher lernten wir die Gelehrten, deren Leben und Wirken wir betrachteten, zumeist nur als Professoren an Universitäten oder anderen öffentlichen Lehranstalten oder als Beamte kennen, welche ihre Mußestunden humanistischen Wissen-

schaften widmeten. Nicht alle Männer aber, welche für das klassische Ideal begeistert waren, fanden ihre Befriedigung in einer immerhin gebundenen öffentlichen Lehrtätigkeit. Das 15. Jahrhundert ist das Zeitalter, in welchem sich in Italien die Geister zu freien Vereinigungen zusammenfanden, um gemeinsam in anspruchsloser Geselligkeit der Gedankenwelt, welche ihrem besonderen Kreise eigentümlich war, zu leben. Zur Bezeichnung dieser Gemeinschaften griff man auf den Namen zurück, mit welchem die Örtlichkeit bezeichnet ward, an der die Zusammenkünfte der Schule des großen Platon stattfanden. Wir wenden unseren Blick in diesem Kapitel auf die **humanistischen Akademien.**

Die erste dieser Vereinigungen finden wir in Neapel am Hofe des hochherzigen Königs Alfons I., welcher von einem edlen Eifer für die schönen Wissenschaften beseelt war und eine Bibliothek anlegte, deren Umfang und Schönheit für die damalige Zeit staunenerregend war. Während seines unfreiwilligen Aufenthaltes als Kriegsgefangener in Mailand lernte er einen Gelehrten kennen, dessen Person für seine Bestrebungen bedeutungsvoll werden sollte.

Antonio Beccadelli stammte aus einer adligen Bologneser Familie, war aber (1394) zu Palermo geboren und nannte sich nach seiner Geburtsstadt **Panormita.** Er studierte Jurisprudenz und schöne Wissenschaften an verschiedenen Universitäten Italiens, zuletzt in Pavia. Die Kunde von seinen bedeutenden Kenntnissen und Talenten war bald zum Herzog Filippo Maria Visconti gedrungen, welcher ihn mit reichlichem Gehalt als Lehrer in Mailand und Pavia anstellte und sich sogar selbst von ihm in der Geschichte unterrichten ließ. Als im Jahre 1433 der Kaiser Sigismund in die Lombardei kam, krönte er den Beccadelli feierlich zum Dichter. Von dessen Dichtungen ist jedoch nichts Rühmliches zu berichten; sie sind recht obszön und wurden von ihm selbst in späteren Jahren verworfen. Des Königs Alfons Einladung, ihm nach Neapel zu folgen, nahm Antonio mit Freuden an. Dort stieg er bald zu den höchsten Ehren auf. Der König erhob ihn in den neapolitanischen Adelsstand und machte ihn zu seinem Rat — wir würden heute Minister sagen — und ständigen Begleiter; ja, es bestand zwischen dem Monarchen und seinem Untergebenen ein Verhältnis inniger Freundschaft. Daß Beccadelli auch zu wichtigen Gesandtschaften verwendet wurde, ist kaum nötig zu bemerken. In jenem Jahrhundert war ja,

wie wir zur Genüge sahen, der humanistische Redner, wenn er eine Hofstellung einnahm, stets auch Diplomat. Beccadelli war für die klassischen Wissenschaften von einem leidenschaftlichen Eifer beseelt; er wußte diesen aber auch bei seinem Gebieter in das rechte Licht zu stellen. Einst verkaufte er ein Landgut, um eine Handschrift des Livius zu erwerben, versäumte aber nicht, dies sogleich dem König in einem Briefe zu melden. „Auch dies möchte ich von deiner Weisheit erfahren, wer von uns beiden, ich oder Poggio, besser gehandelt hat: jener nämlich hat einen Livius, welchen er eigenhändig sehr schön abgeschrieben hatte, verkauft, um ein Landhaus bei Florenz zu kaufen; ich aber habe, um einen Livius zu kaufen, ein Landgut öffentlich ausgeboten." Der gute Beccadelli konnte den Verlust verschmerzen; denn der König stattete ihn reichlich mit Geld und Geldeswert aus. Er besaß ein Haus in der Stadt und ein schönes bei Resina am Golf von Neapel gelegenes Landhaus, welches er „Pliniana" nannte, genoß Steuerfreiheit und alle erdenklichen Vergünstigungen. Seinem Gönner stattete er den schuldigen Dank ab durch sein „Von den Reden und Taten des Königs Alfons" betiteltes Werk, welches unsere Hauptquelle über die wissenschaftlichen Bestrebungen dieses Herrschers ist. Antonio Panormita starb am 6. Januar 1471.

König Alfons pflegte sowohl in seinem Schloß als auch in seiner Bibliothek zu Castel Nuovo alle an seinem Hofe weilenden Gelehrten um sich zu versammeln, um mit ihnen über Gegenstände der klassischen Literatur, aber auch über philosophische und theologische Fragen in vertrautem Gespräch zu verhandeln. Zumeist wurde aus einem klassischen Autor vorgelesen, und jedem der Anwesenden war es gestattet, durch seine Bemerkungen eine Erörterung über bestimmte Punkte herbeizuführen. Zutritt zu diesen Sitzungen erhielten auch jüngere Studierende, ganz gleich, welchem Stande sie angehörten, damit sie diese Gelegenheit, sich zu bilden, ausnützen könnten; hingegen war er Höflingen verwehrt, welche keinen anderen Vorzug aufzuweisen hatten, als ihre adlige Geburt.

Nach des Königs Tode wurden diese Zusammenkünfte im Hause des Antonio Beccadelli in der Via dei Tribunali, zuweilen auch in seinem Landhause „Pliniana" fortgesetzt. Der Hauptgegenstand der Erörterungen war die Grammatik, „die vorzüglichste aller Wissenschaften". Allerdings kam, was man damals als Grammatik bezeichnete, ungefähr dem gleich, was

man heute klassische Philologie nennt. Man sprach aber ferner über Geschichte, Philosophie und Naturwissenschaft, wenn auch hauptsächlich auf klassischer Grundlage. Oftmals weilten die Versammelten unter dem Porticus vor dem Hause, nach dem Haupte der Gemeinde „Portico Antoniano" genannt, und zogen nach sokratischer Art Vorübergehende in das Gespräch.

Diese Akademie fuhr fort, sich im gleichen Sinne zu betätigen, als nach Beccadellis Tode **Giovanni Pontano** den Vorsitz übernahm. Dieser war im Jahre 1429 zu Cerato in Umbrien geboren. Das Schicksal seiner frühen Jugend schien wenig Aussicht zu bieten, daß er jemals zu großer Gelehrsamkeit gelangen würde. Seine ersten Lehrer der Grammatik waren so unwissend, daß sie nur Spott herausfordern konnten. Dann fand sein Vater in den heimatlichen Parteistreitigkeiten einen frühen Tod. Der junge Giovanni verließ die Stätte des Grauens und floh im Schnee über die Berge, bis er zum Heerlager des Königs Alfons kam, welcher damals gerade gegen die Florentiner Krieg führte. Er trat in dessen Heer ein und ging mit diesem nach Beendigung des Krieges nach Neapel, wo er das Glück hatte, mit dem einflußreichen Antonio Panormita bekannt zu werden. Dieser fand Gefallen an dem lebhaften Geiste des Jünglings, verschaffte ihm die Möglichkeit, die lateinische und griechische Sprache gründlich zu erlernen, und empfahl ihn dem Wohlwollen des Königs, welches ihm auch im reichsten Maße zuteil ward. Er wurde zum Erzieher des königlichen Prinzen, des späteren Königs Alfons II., bestimmt und stieg allmählich zu den höchsten Würden des Königreiches auf; ja, der König ernannte ihn sogar zu seinem Statthalter. In dem Kriege, welchen Alfons gegen den Thronprätendenten Johann von Anjou führen mußte, stand Pontano dem König stets zur Seite. Als er das Unglück hatte, in feindliche Gefangenschaft zu fallen, wurde er vom Feinde mit der größten Hochachtung behandelt und mit vielen Ehrenbezeugungen entlassen. Soviel vermochte damals Gelehrtenruf!

Im Jahre 1486 übernahm Pontano die Aufgabe, in Rom bei dem Papste Innocenz VIII. die Verhandlungen für den König Ferdinand zu führen, und erreichte, daß dem letzteren alle seine Staaten, welche er durch einen Aufstand seiner Barone schon fast verloren hatte, erhalten blieben. Als Belohnung erwartete er vom Könige eine Baronie und rächte sich, als er sie nicht erhielt, durch einen satirischen Dialog „Über die Undankbarkeit" voll deutlicher Anspielungen. Undankbar

im höchsten Maße zeigte er sich selbst, als im Jahre 1495 Karl VIII. von Frankreich nach Vertreibung Alfons' II. sich Neapels bemächtigte. Aller Bande vergessend, welche so viele Jahre lang zwischen ihm und seinem Schüler bestanden hatten, drückte er dem französischen König in einer feierlichen Rede die Huldigung des neapolitanischen Volkes aus. Nicht nur dieser Makel, sondern auch der Vorwurf der Laszivität lastet auf Pontanos Charakter; letztere bricht vielfach in seinen Werken durch.

Pontano galt seiner Zeit besonders als der eleganteste lateinische Dichter, und es ist unbestreitbar, daß seine Dichtungen an Wohlklang und hinreißendem Fluß alles übertreffen, was vor ihm von Humanisten geleistet worden ist. Vor Polizian hat er die größere Leichtigkeit voraus, steht ihm aber an Gedankenreichtum nach; denn vielfach findet man bei ihm ein Überquellen der schönen Form auf Kosten des Gedankeninhaltes. Er schrieb u. a. eine Dichtung in Distichen „Von der ehelichen Liebe", eine „Meteore" betitelte, in welcher er seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse ausbreitet, eine andere „Urania" benannte, welche die astronomischen Vorstellungen seiner Zeit vorführt, und in der er richtig die Milchstraße als eine Anhäufung kleinerer Sterne beschreibt. Wir ersparen uns, alle Titel anzuführen, und wählen statt dessen eines seiner Epigramme aus, dessen Stoff sich einer deutschen Übersetzung nicht verschließt:

„Schmücke das Antlitz nicht, Telesina, und färbe das Haar nicht!
Schön genug bist du, sofern mir deine Schönheit gefällt.
Halt' auf natürliche Zier, Telesina, und meide die Putzsucht!
Schmuckheit allein erweckt zärtliches Liebesgefühl.
Putzsucht verdirbt die Gestalt; auf der Scham beruhet die Schönheit,
Schamhaftigkeit allein ist schon herrlicher Schmuck.
Unschuld kleidet am schönsten; mein Augenlicht, meide den Putz nur!
Deine Unschuld allein ist mir Schönheit genug."

Auch eine Reihe von Prosawerken hat Pontano hinterlassen. Wie er in seinen Dichtungen original sein wollte, so befaßte er sich in der Prosa ebenfalls nicht mit Übersetzungen, wenn er auch die Nachahmung nicht vermeiden konnte. So schrieb er fünf „Gespräche Verstorbener" nach dem Muster des Lukian. Besonders nimmt er die Verdorbenheit des Klerus

zur Zielscheibe seiner Satire. Dem Schatten eines Weisen legt er die bezeichnenden Worte in den Mund: „Als ich Gott erkannt hatte, verschloß ich meine Ohren den Lügen der Priester.“ Das gleiche Ziel verfolgt er in seinen beiden „Gesprächen Lebender“. Hier lautet eine besonders kühne Stelle: „Weißt du nicht, daß es nur den Priestern und den Dienern Gottes erlaubt ist, den Himmel feilzubieten?“

Wir werfen nunmehr einen kurzen Blick auf zwei philosophische Werke Pontanos, weil sie uns einen vorzüglichen Einblick in die Gedankenrichtung gewähren, welche die Neapolitaner Akademie beherrschte. Das erste ist betitelt: „Vom Gehorsam“.

Der Gedankengang geht von dem Satze aus, daß jegliche Philosophie, die alte sowohl wie die neue, darauf ausgeht, die Gemütsbewegungen der Vernunft zu unterwerfen, damit sie nicht von nachteiligen sowohl von der eigenen Person, als auch von Fremden ausgehenden Einflüssen abhängig seien. Wäre der Wille vollkommen der Gewalt jener überlassen, so würde er bald zu den verderblichsten Ausschreitungen übergehen. Die Vernunft erzeugt die Gerechtigkeit, welche die Richtschnur vorschreibt, innerhalb deren unsere Neigungen sich zu halten haben. Die Gerechtigkeit wird die Mutter des Gehorsams; denn das Einschränken der Leidenschaften innerhalb der Richtlinie der Gerechtigkeit bedeutet Gehorchen. Der Ursprung des Gehorsams ist auf die Übersiedelung der Menschen aus den Wäldern in die Städte zurückzuführen, d. h. auf den Übergang aus dem Zustande der Wildheit zur Zivilisation, zu deren Aufrechterhaltung Gehorsam erheischende Gesetze nötig sind. An diese Anleitung schließt der Verfasser eine Erörterung über die göttlichen und menschlichen Gesetze und Einrichtungen, insbesondere der Ehe und der väterlichen Gewalt, und zeigt, wieviel diese zum Frieden und zur Ordnung des gesellschaftlichen Lebens beitragen. Dann geht er zu einigen besonderen Fragen über, beispielsweise, ob der frei geborene Mensch zum Gehorsam gegen einen anderen Menschen verpflichtet sei. Diese Frage findet ihre Entscheidung durch die Betrachtung, daß die Gesellschaftsordnung unbedingt die uneingeschränkte Freiheit des Urzustandes ausschließt, und daß dieser unbedeutende Verlust durch eine größere Sicherheit und einen vollkommeneren Zustand ersetzt wird. Ferner geht er an die Erörterung des großen Problems, welche Regierungsform dem menschlichen Geschlechte am zuträglichsten sei, und deutet die Lösung durch den Hinweis

auf die väterliche Gewalt an. In gelehrten Ausführungen ergeht er sich dann über die Erziehung und die militärische Disziplin. Die ganze Abhandlung schließt mit der Darlegung, daß die Grundlage aller Gerechtigkeit die Religion ist. In grandioser Deklamation ruft der vordem aufklärerische Spötter aus: „Wohin führt die Verblendung, die Religion und den Gottesdienst zu verachten, anders, als zum Verwerfen der Gerechtigkeit? Diese kann nicht bestehen, wo Gott, welchem wir alles verdanken, gering geschätzt wird. Die erste und höchste Gerechtigkeit ist daher die Religion."

Die andere Abhandlung ist das Gespräch „Von der Tapferkeit".

Der Mensch wird zum Handeln geboren. Ohne Tätigkeit kann er weder Glückseligkeit noch Trefflichkeit erlangen. Nicht umsonst hat ihm die Natur die Gemütsbewegungen eingegeben; diese sind gleichsam Triebfedern, welche den Willen zum Handeln antreiben. Ihre Regungen würden aber durch ihre Maßlosigkeit dem Menschen verderblich werden, wenn die Vernunft sie nicht in das rechte Gleichgewicht brächte. Die Aufgabe der Vernunft besteht darin, die Gemütsbewegungen auf der Mittelstraße zu halten, welche nach Aristoteles die wahre Trefflichkeit bedeutet. Von diesem Satze ausgehend, bestimmt Pontano die Tapferkeit als zwischen Vertrauen und Furcht die Mitte haltend. Diese beiden Affekte wurden von der göttlichen Vorsehung dem menschlichen Gemüte eingegeben, um für die Erhaltung und die Ruhe des Individuums zu wachen. Die Furcht warnt uns vor den Gefahren, das Vertrauen gibt uns die Ruhe wieder. Die Tapferkeit besteht in der Vermittlung der beiden Affekte und in der Herstellung des rechten Gleichgewichtes zwischen ihnen. Das erste Buch handelt von der kriegerischen, das zweite von der besonderen oder privaten Tapferkeit; im letzteren lernen wir diese Tugend als das Mittel zur Überwindung jeglichen Mißgeschickes kennen.

Auch in anderen moralischen Abhandlungen geht Pontano von dem Grundsatz der rechten Mitte aus, welchen er auf die Freigebigkeit, die Großmütigkeit, die Klugheit und andere Tugenden, ja sogar auf die Dichtkunst und die bildenden Künste anwendet. Eine Stelle aus der Abhandlung über die Tapferkeit ist interessant genug, um angeführt zu werden: „Dies (nämlich das Einhalten der rechten Mitte) lehren vor allen die Maler, die Bildhauer (eigentlich Ziseleure) und die sogenannten Architekten; auch die Schriftsteller und Dichter vermeiden vor allem zweierlei: einerseits nämlich alles Übertriebene und

Geschwollene der Schreibart, anderseits allzu matten und gewöhnlichen Stil. Mithin gehen sie hauptsächlich auf das zwischen diesen Gegensätzen Gelegene aus. Dies kann aber nur die Mitte sein, da es von beiden Extremen gleich weit entfernt ist, was ja das Wesen der Mitte ausmacht. Folglich entspringen der Vorzug und die Trefflichkeit des Dichters aus dem Innehalten der rechten Mitte."

Auch über „Das Wesen der Rede" hat Pontano eine Abhandlung geschrieben. In dieser geht er auf alle möglichen Arten von Sprechern ein, als da sind Wüstlinge, Schmeichler, Streitsüchtige, Bettler, Prahler, Heuchler, Wahrheitliebende, Verleumder, Kaufleute u. a. m. Aus dieser Mannigfaltigkeit von Sprechern erkennt man, daß in gleicher Weise wie das Handeln auch das Reden seine Tugenden und seine Laster hat. Das Schöne und Gute der Rede liegt nach dem Verfasser gleichfalls in der bewußten rechten Mitte. Auch über den Witz verbreitet er sich. An einer Reihe von Beispielen zeigt er, daß die meisten Witze kalt und schal sind. Der gute Witz ist eine Seltenheit. Viel verliert derselbe auch von seinem Reiz, wenn die äußeren Umstände, unter denen er fiel, nicht mehr vorhanden sind. Ein Scherzwort schreibt er dem Antonio Panormita zu; dieser soll gesagt haben, zu einer guten Ehe gehöre ein tauber Gatte und eine blinde Frau.

Aus dem Angeführten gewinnen wir den Eindruck, daß die Verhandlungen der Neapolitanischen Akademie auch die gute Mittelstraße eingehalten haben werden; denn die Mitglieder werden kaum geistvoller gewesen sein, als das Oberhaupt. Die fehlende Genialität ersetzte man durch klassisch anmutende Äußerlichkeiten. Zu diesen gehört das Antikisieren der Namen, welches seit jener Zeit immer mehr zur Mode wurde. So formte Pontano seinen Vornamen Giovanni in Jovianus um, behielt aber seinen christlichen Namen trotzdem bei, wie seine selbstverfaßte Grabschrift zeigt: „Ich bin Johannes Jovianus Pontanus, den die holden Musen liebten, wackere Männer hochschätzten und Könige ehrten. Du weißt nun, wer ich bin, oder vielmehr, wer ich war. Ich aber kann dich, Fremdling, in der Dunkelheit nicht erkennen; mein Wunsch jedoch ist, daß du dich selbst erkennen mögest." Pontano starb im Jahre 1503 im Alter von 77 Jahren. Er schrieb auch eine Neapolitanische Geschichte.

Die andere berühmte humanistische Akademie ist die des **Pomponio Leto.** Dieser Mann hieß eigentlich Pietro Sanse-

verino und war ein natürlicher Sproß dieser neapolitanischen fürstlichen Familie, von welcher er sich vollkommen lossagte. Geboren im Jahre 1428 lebte er ungefähr seit 1450 zu Rom als Privatmann. Er hatte sich ein bescheidenes Häuschen mit einem Garten auf dem Esquilin gekauft, und sein Freund Platina trat ihm ein Grundstück auf dem Quirinal nahe dem Lorbeerhain ab, aus welchem die Kränze entnommen wurden, wenn die Akademiker sich am Feste der Namensänderung eines neu aufgenommenen Mitgliedes zum feierlichen Gastmahl bekränzten. Die Antikisierung des Namens hatte für Pomponio Leto und seine Anhänger eine noch höhere Bedeutung, als für die neapolitanischen Akademiker. Nicht zufrieden mit den beiden antiken Namen Pomponius Laetus nannte er sich auch Fortunatus und Sabinus.

Als er in jungen Jahren nach Rom gekommen war, fühlte er sogleich in seinem Gemüt eine hohe Begeisterung für die Gedankenwelt und das bürgerliche Leben des alten Römertums entbrennen. Aus diesen Studien gingen seine gelehrten Abhandlungen über das altrömische Beamtenwesen, die Priesterschaften, die Rechtsgelehrten, die Gesetze und die römischen Altertümer hervor. Notwendigerweise mußten mit diesen auch eingehende Studien über die klassische Literatur Hand in Hand gehen. Textverbesserungen und Erläuterungen zu Sallust, Columella, Varro, Festus, Virgil, Quintilian und anderen Autoren, waren die Früchte seines Fleißes. In seinem Hause auf dem Quirinal hatte er eine stattliche Bibliothek angesammelt, welche seinen Freunden stets zugänglich war.

Bei Pomponio Leto hatte der humanistische Gedanke einen ganz besonderen Ausdruck angenommen. Dieser Gelehrte war des Griechischen nicht unkundig, aber er fühlte sich vor allem als Lateiner. Die einfache Schönheit der reinen lateinischen Prosa entzückte und begeisterte ihn derart, daß es sein höchstes Ziel war, diese kristallklar herauszuarbeiten. Er mied darum in seiner Schreibart allen Schwulst und tadelte diejenigen, welche in den Prosastil dichterische Wendungen einführten. Sein Streben ging darauf aus, die lateinische Sprache dem italienischen Volke als Landessprache, und zwar durch Vermittlung der Behörden, welche sich ihrer ausschließlich bedienen sollten, wiederzugeben. Es war die Zeit, da alles, was nicht antik war, geringschätzig beiseite geschoben wurde.

Mitglieder seiner Gemeinschaft waren der uns schon bekannte Bartolomeo Platina, Filippo Buonaccorsi, Demetrio

Marzo u. a. Ihr gemeinsames Ziel war ihre Durchbildung nach antiken Mustern in der Philosophie, der Literatur und dem stilistischen Geschmack. Wir können unschwer aus der wissenschaftlichen Richtung des Meisters entnehmen, daß die Verhandlungen bei den Zusammenkünften sich hauptsächlich auf philologische und antiquarische Gegenstände bezogen haben werden. Pomponio Leto war ein schlichter aufrichtiger Charakter. Wie in seinem Stil, vermied er auch in seinem Äußeren alles Anspruchsvolle und Aufgeblasene und liebte dieses auch bei anderen nicht; vor allem aber haßte er die Schmeichelei. So soll er einen Deutschen, welcher ihm allzu überschwenglich seine Freude darüber ausdrückte, ihn sehen zu dürfen, kurz abgefertigt und ihm den Rücken gekehrt haben. Ebensowenig trug er Begehr nach Reichtum und beschränkte seinen Lebensbedarf auf das Notwendigste. Er stand in dem Rufe, mehr der antiken, als der christlichen Religion zugetan gewesen zu sein. Sein Lebensende war aber durchaus christlich, und wenn die Zeugnisse seiner Freunde und Schüler recht haben, so war das Heidentum an ihm nur eine Äußerlichkeit.

Er unternahm auch weite Reisen und soll sogar nach dem Orient gekommen sein. Während er sich einst in Venedig befand, war er dem Papste Paul II. als Ketzer und Verschwörer denunziert worden. Dieser, welcher gegen Platina zu so harten Maßnahmen griff, ließ sich leicht einflüstern, die ganze Akademie des Pomponio sei eine Gesellschaft von Verschwörern gegen die Religion und besonders gegen seine Herrschaft. Er gab darum den Befehl, die Akademiker einzukerkern, und so wurde Pomponio in Ketten durch ganz Italien nach Rom geschleppt. In der Anklage wurde er beschuldigt, den Platina in einem Briefe mit „heiligster Vater" angeredet zu haben. Pomponio rechtfertigte sich durch die Antwort, er habe diesen Superlativ in seiner Anrede nur aus Achtung vor dem höheren Lebensalter und der geistlichen Würde des Platina gebraucht. Als man ihm vorhielt, er habe die Namen der Mitglieder seiner Akademie willkürlich geändert, erklärte er, jenen nur deshalb die Namen berühmter Männer des Altertums beigelegt zu haben, um ihnen deren Tugenden besonders zur Nachahmung vorzustellen. Seine Richter ließen sich von seiner Schuldlosigkeit überzeugen und entließen ihn aus der Haft; seine Lehrtätigkeit durfte er unbehindert wieder aufnehmen. Bei den späteren Päpsten Sixtus IV. und Innocenz VIII. stand er sogar in hoher Gunst und bekleidete unter ihnen auch eine Pro-

fessur an der römischen Universität. Er hatte einen großen Zulauf von Hörern und erfreute sich großer Beliebtheit. Giovio berichtet, daß er oftmals vor Tagesanbruch mit einer Laterne in der Hand vom Quirinal herabkam, um sich zur Vorlesung zu begeben; er weiß auch von den frugalen Mahlzeiten zu erzählen, welche im Hause des Pomponio stattfanden, wo die Freunde in der Küche mit Hand anlegen mußten, was zu vielen hübschen Scherzreden Anlaß gab. Als er am 9. Juni 1498 starb, fand seine Beisetzung mit den höchsten Ehren — vierzig Bischöfe und die Hofleute des Papstes Alexander VI. wohnten ihr bei — in der Kirche Araceli statt.

Die Akademie des Pomponio Leto war eine durchaus freie Vereinigung; nur einige Äußerlichkeiten, wie das Tragen von Lorbeerkränzen, das Eintragen der antiken Namen auf Tafeln gab der Gesellschaft ein gewisses Gepräge. Auch waren ihre Gastmähler, dem Charakter des Meisters entsprechend, gewiß in bescheidenen Grenzen gehalten. Nur bei besonderen Gelegenheiten, wie z. B. bei der für den verstorbenen Platina abgehaltenen Gedächtnisfeier machte man Ausnahmen. Zu den besonderen Eigentümlichkeiten dieser Akademie, welche ja die Erneuerung altrömischen Lebens bezweckte, gehörte auch das Aufführen antiker, besonders plautinischer, Komödien sowie nach dem Muster der Atellanen verfaßten Schwänke. Einen allzu hohen Wert darf man diesen Bestrebungen nicht beimessen; denn alle Versuche, antike Stücke, wie auch die Tragödien des Seneca und Übersetzungen griechischer Dramen, auf die Bühne zu bringen, waren schließlich nur vorübergehende Erscheinungen eines humanistisch beeinflußten Zeitalters, eine Art Bildungsprotzentum. Es ist leicht einzusehen, daß die Mitwirkenden und Regisseure wohl von Begeisterung getragen waren, die meisten Zuschauer aber nur, um nicht als ungebildet zu gelten, ihre Langeweile verbargen. Nach dem Tode des Meisters bestand die Akademie noch bis zur Zeit der Plünderung Roms im Jahre 1527.

Der Platonismus.

Wenn die Männer, welche wir bisher betrachtet haben, sich mit griechischer Sprache und Literatur, einschließlich der philosophischen, beschäftigten, so galt ihr Interesse im allgemeinen zunächst der schönen Form, und wenn sie selber philosophierten, so war dies Dilettantismus oder das Streben, auf

philosophischer Grundlage eine Weltanschauung und einen sittlichen Halt für das Leben zu gewinnen. Zu diesem Zweck boten ihnen die Gedanken der Stoa, welche sie bei den römischen Autoren vorfanden, schon hinreichendes Material. Als einen wirklichen Philosophen kann man selbst Leonardo Bruni nicht bezeichnen, wenn er auch einige platonische Dialoge und die Ethik und Politik des Aristoteles aus dem Griechischen in das Lateinische übersetzt und damit die philosophischen Bestrebungen in Italien beträchtlich gefördert hat. Anders die platonische Bewegung! Sie ward von den Griechen nach Italien getragen und begann mit einem wenig schönen Vorspiel, in welchem als Handelnde die Größen der griechischen Wissenschaft auftraten. Bevor dieses Volk für lange Zeit politisch und geistig in den Abgrund des Nichts hinabsank, brachte es noch einige zwar nicht durchaus ursprüngliche, jedoch wissenschaftlich bedeutende und tatkräftige Männer hervor.

Eine für die damalige Zeit gewaltige Persönlichkeit war der berühmte **Georgios Gemistos Plethon,** machtvoll durch die Wucht und die Begeisterung, mit welcher er, unermüdlich kämpfend, rückhaltlos für die Gedanken, die er auf seine Fahne geschrieben hatte, eintrat. Er stammte aus Konstantinopel. Sein Geburtsjahr ist nicht genau festzustellen; auf jeden Fall liegt es vor 1385. Er fühlte sich ganz als Hellene. Seinen Beinamen Gemistos (der Vollgewichtige) sah er lieber in Plethon geändert, weil dieses Wort attischer ist und an Platon anklingt. Er besaß eine umfassende Gelehrsamkeit. Obwohl Platoniker, hatte er sich hinreichend mit Aristoteles beschäftigt und auch einige logische Schriften dieses Philosophen kommentiert. Seinem Idealismus war es aber zuwider, daß die Einzeldinge die ersten Substanzen, und die Allgemeinbegriffe von jenen als Gedankendinge abgezogen sein sollten. War ihm schon der Stagirite Aristoteles nicht sympathisch, so verachtete er den arabischen und den durch diesen beeinflußten abendländischen Aristotelismus als barbarisch. Trotzdem nahm er einen orientalischen Ursprung der platonischen Lehre an; er ist es nämlich, der das Dogma von einer philosophischen Tradition, welche sich von dem angeblichen Hermes Trismegistos und Zoroaster über Platon als ihren Hauptvertreter in Griechenland bis auf die letzten Neuplatoniker gesponnen haben soll, nach Italien gebracht hat. So kam es, daß der Platonismus der italienischen Renaissance eine Gestalt annahm, welche von Platons wirklicher Lehre sich himmelweit entfernte.

Der Schlüssel zu Platons Lehre, welche dieser keineswegs in einem geschlossenen System niedergelegt, sondern stückweise während einer langen Lebenszeit in einer großen Zahl von Dialogen in sehr verschiedener Form zum Ausdruck gebracht hat, bietet seine Ideenlehre. Aber auch diese läßt sich aus seinen uns erhaltenen echten Dialogen nicht mit absoluter Sicherheit feststellen, da er seinem engeren Schülerkreise eine uns nicht genügend bekannte Geheimlehre mitteilte und auch wahrscheinlich seine Anschauung in seinem späteren Lebensalter etwas änderte. Hat doch ein heute lebender Philosoph der Ideenlehre eine von früheren Auffassungen völlig abweichende Deutung gegeben, welche für unsere kurze Bemerkung allerdings nicht in Betracht kommt!

Das Wissen, lehrt Platon, kann nicht ohne einen ewigen und unbeweglichen Gegenstand bestehen: dieser Gegenstand ist die Idee. Sie allein ist erkennbar; die Gegenstände der sinnlichen Welt sind es nur unvollkommenerweise, und zwar durch ihre Teilnahme an den Ideen. Diese sind die ewigen Prinzipien, denen die vergänglichen Dinge ihr bescheidenes Maß von Wirklichkeit verdanken. Jede Art derselben hat ihre Idee, und diese ist zugleich die allgemeine Wesenheit der Einzeldinge, welche in ihrer Gesamtheit die Gattung bilden. Die Beziehung der Einzeldinge zu den Ideen wird je nachdem Teilnahme oder Nachahmung genannt. Die Ideen in ihrer Gesamtheit bilden eine übersinnliche Welt, eine Art von Hierarchie, an deren Spitze die Idee des Guten steht. Diese ist gleichbedeutend mit dem Gottesbegriff. Unsere Erkenntnis der Ideen ist eine Erinnerung, weil die menschliche Seele vor ihrem Erdendasein in der übersinnlichen oder intelligiblen Welt gelebt hat und in ihren jetzigen Zustand durch einen Fall gekommen ist. Der Körper ist demnach als der Kerker der Seele zu betrachten. In diesem vermag sie die Wahrheit nicht unmittelbar zu erkennen, sondern muß sich allmählich durch die Erinnerung von den niederen zu immer höheren, d. h. allgemeineren, Ideen aufschwingen. Die wahre Bestimmung des Menschen ist mithin die Reinigung seiner Seele, das Streben, Gott ähnlich zu werden. Es ist leicht zu erkennen, daß die platonische Lehre eine gewisse Ähnlichkeit, wenigstens dem äußeren Anschein nach, mit der christlichen besitzt. Ein besonderes Merkmal derselben ist aber ihr schroffer Dualismus von Ideenwelt und Materie. Diese besteht von Ewigkeit her, ist form- und wesenlos und wird durch die Ideen

gestaltet, ohne jemals mit ihnen eine dauernde Verbindung einzugehen.

Diesen Dualismus bildete der Neuplatonismus, dessen erster großer Vertreter und eigentlicher Begründer der im dritten nachchristlichen Jahrhundert lebende Philosoph Plotin war, zu einem dynamischen Monismus um. Seine Lehre hebt die Idee des Guten, d. h. Gott, hoch über die Ideenwelt hinaus als das Eine, welches überhaupt durch kein positives Prädikat zu bestimmen ist, und von welchem stufenweise alles Seiende ausstrahlt. Die erste Ausstrahlung ist die Ideenwelt, in ihrer Gesamtheit Nûs (Geist, Vernunft) genannt. Von dieser geht als niedere Stufe die Seele aus, zunächst als die allgemeine, d. h. die Weltseele, von welcher wiederum die Einzelseelen ausgehen. Das Substrat der Erscheinungswelt, die Materie, ist die letzte Ausstrahlung des Ureinen; sie ist eigentlich ein Nichtseiendes und zugleich das Böse. Wie das Licht am äußersten Rande seines Strahlenkreises in Finsternis übergeht, verhält sich die Materie zum Einen. Es besteht also in diesem System kein ursprünglicher und absoluter Gegensatz, sondern ein stufenweiser Abstieg vom Höheren zum Niederen. Ein vermittelndes Glied zwischen der Seele ist die Natur, eine Unterstufe der Weltseele. Auch hier ist die menschliche Seele durch einen Fall in den Körper gelangt, und ihr eigentliches Ziel ist ihre Erhebung zu Gott: diese letztere bis zur Vereinigung, welche Plotin als „Vereinfachung" bezeichnet, und welche sie in diesem Leben durch die Stufen des wissenschaftlichen Denkens, der übersinnlichen Betrachtung und schließlich der Ekstase erreichen kann. Die menschliche Freiheit hat in diesem System, in dem die göttliche Vorsehung alles mit Notwendigkeit hervorgehen läßt, eigentlich keinen Raum; dennoch hält der Neuplatonismus die Willensfreiheit als einen unveräußerlichen Bestandteil fest.

Gemistos Plethon war nun ganz dieser Lehre ergeben, so daß er Platon im Sinne der Neuplatoniker verstand und diese Philosophen — die bedeutendsten sind Plotin, Porphyr, Jamblichos und Proklos — für das hielt, was sie selbst zu sein vermeinten, nämlich nicht Umbildner, sondern Fortsetzer und Erklärer von Platons System; ja, es wird sogar angenommen, daß er diese Philosophie höher stellte als die christliche Religion, und daß er im tiefsten Grunde zu dem Dogma der griechischen Kirche nur deshalb mit großer Strenge hielt, weil in diesem sowohl wie in den griechischen Kirchenvätern soviel vom pla-

tonischen Geiste herrschte. Seine Gegner schrieben ihm sogar die Äußerung zu, die eine Religion, zu der sich schließlich die Menschheit bekennen werde, sei weder die christliche noch die mohammedanische, sondern würde von dem antiken Heidentum nicht verschieden sein. Es ist wohl möglich, daß er einen ähnlichen Ausspruch getan hat, aber er meinte damit sicher kein krasses Heidentum, sondern eine philosophische Religion im Sinne Platons und der Neuplatoniker, deren Lehren ja religionsphilosophische Systeme sind.

Im Jahre 1438 hatte der Papst Eugen IV. ein Unionskonzil nach Ferrara einberufen. Zu diesem begab sich der Kaiser Johannes VII. Palaiologos mit großem Gefolge; unter seiner Hofgeistlichkeit befand sich auch Gemistos Plethon. Die Schwierigkeiten, welche der Einigung entgegenstanden, schienen unüberwindlich, und nicht zum wenigsten war es Plethon, welchem das Nachgeben widerstrebte. Die aristotelische Scholastik der abendländischen Theologen, welche in seinen Augen samt und sonders Barbaren waren, stieß ihn unendlich ab. Im folgenden Jahre wurde das bis dahin ergebnislos verlaufene Konzil nach Florenz verlegt. Hier kam es dann endlich soweit, daß am 6. Juli 1439 in der Kirche S. Maria del Fiore im Beisein des Papstes und des griechischen Kaisers die Vereinigung gefeiert werden konnte. Nur die drohende Türkengefahr hatte den griechischen Hof bestimmt, einer Fassung der Unionsformel zuzustimmen, welche ganz dem Sinne des römischen Dogma entsprach, und die griechischen Theologen hatten, den Staatsrücksichten sich unterordnend, mit Ausnahme des Bischofs von Ephesus Markos Eugenikos sich angeschlossen. Daß die Union keinen Bestand hatte, ist allgemein bekannt.

In Florenz hatte Gemistos Plethon nicht verabsäumt, mit feuriger Beredsamkeit für seinen Platonismus Propaganda zu machen. Einen tiefen Eindruck machte er auf Cosimo de' Medici, welcher ihn an Florenz zu fesseln hoffte. Beide Männer planten nichts Geringeres als die Errichtung einer platonischen Akademie im großen Stile. Die Menschen unserer Zeit stehen diesen Strömungen zu fern, um sich eine rechte Vorstellung von der Bedeutung eines solchen Unternehmens zu machen. Es galt dabei, mit dem ganzen Aristotelismus jeder Schattierung, welcher auf allen Universitäten und vor allem in der Theologie herrschend war, den Kampf aufzunehmen, um ihn niederzuringen und durch die platonische Philosophie, so wie

sie Gemistos verstand, zu ersetzen. Es war ein ungeheurer Plan; denn die Bestrebungen des begeisterten, man kann fast sagen, fanatischen Griechen, hatten nach dem, was uns von seiner Schrift „Die Gesetze" erhalten ist, wirklich einige Ähnlichkeit mit dem Paganismus des Julianus Apostata. Die Zeitlage war aber der Ausführung dieses Planes nicht günstig, und die Akademie, deren Anfänge in den letzten Lebensjahren des Cosimo unter dem Vorsitz des jungen Marsilio Ficino zustande kam, trug entsprechend den bescheidenen und friedfertigen Charaktereigenschaften dieses Mannes ganz andere Züge.

Für tiefere platonische Studien war man damals in Italien noch nicht empfänglich; dazu war die Beschäftigung eines Leonardo Bruni, welcher sich später mehr dem Aristoteles zuwandte, und anderer mit Platon zu oberflächlich gewesen. Überdies erstanden dem Platonismus im Kreise der gelehrten Griechen grimmige Feinde, und es entspann sich eine erbitterte Fehde zwischen ihnen und der Partei des Gemistos Plethon.

Der erste Grieche, welcher gegen diesen auftrat, war **Georg von Trapezunt.** Er stammte zwar aus Kreta, wollte aber wegen des bekannten Makels der Lügenhaftigkeit, welcher seit dem Altertum den Bewohnern dieser Insel angehangen wurde, kein Kreter sein und benannte sich nach der Stadt, aus der angeblich seine Vorfahren stammten. Er lehrte in Rom, Neapel und Venedig. Eine Übersetzung der „Gesetze" Platons widmete er mit einer Lobrede auf Platon, besonders aber auf die Vorzüge seiner eigenen Arbeit, der Republik Venedig. Der Kardinal Bessarion[1]), ein geborener Grieche und Anhänger Plethons, wies jedoch eine Anzahl von Fehlern in seiner Übersetzung nach. Dies sowohl wie die Tatsache, daß die Übersetzungen des Theodoros Gaza den seinigen im allgemeinen vorgezogen wurden, versetzte den Trapezuntier in solche Wut, daß er nunmehr nicht allein Platon, sondern auch alle Platoniker mit allen Mitteln bekämpfte. Um seinem Unwillen Luft zu machen, verfaßte er eine wütende Streitschrift, welche er „Vergleich

[1]) Bessarion aus Trapezunt vom Orden des hl. Basilios hatte auf dem Florentiner Konzil für die Union gewirkt, war dann zur römischen Kirche übergetreten und zur Kardinalswürde erhoben worden; er war ein Schüler des Plethon, befleißigte sich aber der größten Mäßigung, nahm gegen die Heftigkeit seines Meisters und anderer Platoniker Stellung und verband mit seiner Vorliebe für Platon die höchste Achtung für Aristoteles.

zwischen den Philosophen Platon und Aristoteles" betitelte. Gegen diesen Angriff erhoben sich sowohl Gemistos Plethon wie Bessarion, ersterer mit seiner kleinen Schrift „Über den Unterschied der platonischen und der aristotelischen Philosophie", letzterer mit einer eingehenden und maßvollen Verteidigungsschrift in vier Büchern „Gegen den Verleumder Platons". Wegen seiner Feindseligkeit gegen den hochgeachteten Bessarion mußte Georg von Trapezunt damals Rom verlassen und siedelte nach Neapel über. Bald darauf fand er in Venedig eine Anstellung als Lehrer und vollendete dort seine Übersetzung der Gesetze, welche aber nirgends geschätzt wurde. Er starb im Jahre 1484 in Rom, wo er unter Sixtus IV. wieder Eingang gefunden hatte.

Ein noch heftigerer und gefährlicherer Gegner erwuchs dem Plethon in Georgios Scholarios mit dem Beinamen Gennadios (der Adlige), welcher auf dem Florentiner Konzil als sein Gesinnungsgenosse gegen die Union gewirkt hatte. Nach der Eroberung Konstantinopels war er durch die Gunst Mohammeds II. Patriarch von Konstantinopel geworden. Als solcher nahm er in einer Schrift „Gegen die von Plethon an Aristoteles geübte Kritik" Stellung in dem Streit und ließ Plethons soeben angeführte Schrift verbrennen. Dieser ließ sich jedoch durch alle diese Anfeindungen nicht beirren. Wohl schon in Florenz hatte er eine Lehrschrift verfaßt, welche er „Zusammenfassung zoroastrischer und platonischer Lehren" benannte und führte dann die in dieser niedergelegten Anschauungen in zwei weiteren Arbeiten eingehender dar. Hochbetagt starb der für die Sache seines Platonismus unermüdlich wirkende Mann im Jahre 1464 im Peloponnes.

Zweifellos ist er als der eigentliche Begründer des Platonismus in Italien anzusehen, welcher allzu deutlich das von ihm ausgehende Gepräge zur Schau trägt. Sein System ist ganz das neuplatonische, und das Schema der Stufenfolge von der göttlichen Einheit bis herab zur Materie bleibt das unveräußerliche Eigentum der Schule, welche auf seiner Grundlage baute. Eine Stütze fand der gegen ihn erhobene Vorwurf des Polytheismus in seiner den Neuplatonikern entlehnten Ausdrucksweise. So bezeichnet er die Geister der Ideenwelt, der zweiten Stufe des Seins, als niedere Götter. „Göttlich" ist ja für Platon alles Geistige; nennt er doch die Gestirngeister sichtbare und gewordene Götter". Es kann in der Welt nichts Zufälliges geben, sagt Plethon, wenn Gott als die erste Ursache

der Welt zu gelten hat. Was wir zufällig nennen, entspringt aus dem Zusammentreffen mehrerer Ursachen. Die Götter können, was sie einmal beschlossen haben, nicht ändern; sie würden sonst, wenn sie das Beste beschlossen haben, zum Schlechteren übergehen müssen. Ohne Vorherbestimmung ist keine Anordnung Gottes oder der Götter denkbar. Durch die Freiheit des Menschen wird die Vorsehung, das Fatum, nicht aufgehoben, sondern kommt in ihr erst zustande. Es war zweifellos kein niederer Paganismus, den Plethon anstrebte. Steht aber eine geistige Religion nicht höher, als eine niedere Abart des Christentums mit abergläubischem Heiligen- und Reliquienkult, und was ist der erstere anders, als ein Kompromiß mit dem antiken volkstümlichen Paganismus?

Platon oder Aristoteles, hieß es nunmehr in den hochgebildeten Kreisen Italiens, welche dem Verlauf dieses Streites zu folgen imstande waren. Platon und Aristoteles, entschieden die besonneneren und edel empfindenden Gemüter, nur daß sich die einzelnen mehr nach dieser oder jener Richtung neigten. In Florenz sollte Plethons Saat aufgehen; denn Cosimo de' Medici hatte wohl den Gedanken des großen Griechen unter der Ungunst der Umstände einstweilen beiseite legen müssen, ihn aber darum doch nicht vergessen. Nach Plethons Scheiden von Florenz war keine Möglichkeit gegeben, daselbst eine platonische Akademie zu stiften, weil es an Teilnehmern für eine solche fehlte. Die griechischen Studien lagen in dieser Stadt eine Zeitlang danieder, und die einheimischen Gelehrten waren mehr dem Aristoteles geneigt, dessen Schriften zweifellos einen höheren praktischen Wert haben, als die platonischen.

Der erste bedeutendere Mann, welcher wieder mit einigem Verständnis für den platonischen Gedanken begabt war, **Cristoforo Landino,** ist im Jahre 1424 zu Prato geboren. Er studierte zu Volterra die humanistischen Wissenschaften und Jurisprudenz und erlangte schon im Alter von 15 Jahren den juristischen Magistergrad. In Florenz erlernte er von Leonardo Bruni das Griechische. Durch die Fürsorge Cosimos de' Medici war er der Sorge um das tägliche Brot, um derenwillen er das juristische Studium ergriffen hatte, enthoben und erhielt endlich im Jahre 1457 die Professur der Beredsamkeit an der Florentiner Universität. Der Liebe zu einem schönen Mädchen, Namens Alessandra, welche ihm in seiner Jugend viele Qual bereitet hatte, entsagte er und heiratete Lucrezia degli Alberti, durch welche er Vater einer zahlreichen Familie wurde. Später

legte er seine Professur nieder, um das Amt eines Staatssekretärs der Florentiner Republik zu übernehmen. Im Jahre 1497 trat er in den Ruhestand und lebte in seinen letzten Lebensjahren nur noch seinen geliebten Wissenschaften. Seine Hauptwerke sind sein berühmter Dantekommentar und die „Quaestiones Camaldulenses", auf welche wir noch zurückkommen werden.

Landino war kein Philosoph im eigentlichen Sinne, sondern gehört zu der Klasse von Männern, welche wie Bruni und Polizian mehr die schöne Form schätzten und als philosophische Dilettanten zu betrachten sind. Die eigentliche Triebfeder seines Philosophierens war der Unwille über die zersetzende Wirkung des Averroismus, welcher von Padua, seiner Hochburg, aus nach Bologna gelangt war und sich über ganz Oberitalien verbreitete. Gegen Averroës und Epikur tritt er in einer ungedruckt gebliebenen Abhandlung in Gesprächsform „Vom Adel der Seele" für die Geistigkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele ein. Seine Beweisgründe sowie seine Methode sind Platons Dialogen, besonders dem „Phaidon", welchen er ja durch Bruni kennen gelernt hatte, entnommen.

Damit nun der Platonismus mit voller Kraft zur Geltung käme, bedurfte es einer Persönlichkeit, welche rückhaltlos ihre ganze Lebensarbeit an dieses Ziel setzte. Eine solche reifte gerade damals zu Florenz in dem jungen **Marsilio Ficino** heran. Dieser war am 19. Oktober 1433 zu Figline im Valdarno superiore als Sohn des Maestro Diotifeci, eines Chirurgen von großem Ruf und Leibarztes des Cosimo de' Medici, geboren. Seine humanistischen Studien hatte er von 1445 bis 1451 in Florenz und Pisa betrieben und während derselben eine große Vorliebe für Platons Philosophie gewonnen, welche er aber mangels griechischer Sprachkenntnisse hauptsächlich aus Ciceros philosophischen Schriften und allenfalls aus Brunis Übersetzungen einiger Dialoge dieses Philosophen kannte. Eine größere systematische Arbeit über die platonische Philosophie, welche er im Jahre 1456 dem Landino widmete, belobte zwar dieser vortreffliche Mann, legte sie auch dem Cosimo vor, gab aber dem jungen Enthusiasten den wohlerwogenen Rat, er möge das Werk noch nicht der Öffentlichkeit übergeben, sondern vorerst die griechische Sprache gründlich erlernen, um es auf Grund von Originalstudien noch einmal durchzuarbeiten. Marsilio konnte noch nicht sogleich diesen Rat befolgen; denn er mußte auf den Wunsch seines Vaters im Jahre 1458 das

medizinische Studium beginnen. Dieses war jedoch nicht von langer Dauer. Schon im folgenden Jahre trat der greise Cosimo de' Medici handelnd in das Schicksal des jungen Philosophen ein. Er hatte wohl inzwischen die Überzeugung gewonnen, daß Marsilio mit seiner edlen Begeisterung die geeignete Persönlichkeit war, um den fallengelassenen platonischen Plan durchzuführen. Es ist ein bekanntes, viel zitiertes Wort, welches er zu Maestro Diotifeci gesprochen haben soll: „Du bist uns vom Himmel zur Heilung der Körper, dein Marsilius aber zur Heilung der Seelen gegeben." Er hatte eine gute Wahl getroffen. Mit größerer Hingebung konnte niemand sich dieser Aufgabe widmen. Allerdings war Marsilio keine Kampfnatur und besaß nicht das an Fanatismus grenzende Feuer des Gemistos Plethon, welcher den Aristotelismus, mehr aber noch dessen Abarten, den Averroismus und die abendländische Scholastik am liebsten ausgerottet hätte, um seinen Platonismus als weltbeherrschende Geistesmacht triumphieren zu sehen. Marsilio Ficino war ein bescheidener und liebenswürdiger Gelehrter von universaler Bildung. Er verachtete trotz seiner Begeisterung für Platon weder den Aristoteles noch die Scholastik; er wußte das wissenschaftliche Gut, welches in ihnen enthalten war, zu schätzen. Der greise Mäzen hatte das erlösende Wort gesprochen, und Diotifeci konnte den philosophischen Bestrebungen seines Sohnes kein Hemmnis mehr entgegensetzen. Die materielle Unterstützung für diese war gewährleistet. Nun galt es, die fehlenden griechischen Sprachkenntnisse zu erwerben.

Seit dem Jahre 1454 weilte in Florenz der Grieche Johannes Argyropulos und erhielt daselbst im Jahre 1456 die öffentliche Professur der griechischen Sprache. Er war gleich Theodoros Gaza Aristoteliker und hielt dieselbe Richtung ein wie dieser, welcher zwar den Plethon bekämpfte, mit dem gemäßigten Bessarion aber Freundschaft hielt und die Anschauung vertrat, daß sich Platons und Aristoteles Lehren im letzten Grunde wohl vereinigen ließen. Argyropulos rühmte und erklärte sogar auch Platons Schriften und lehrte, Aristoteles habe niemals gegen die wirkliche Lehre Platons Stellung genommen, sondern gegen das, was von der unwissenden Menge fälschlich dafür gehalten wurde. Mit dieser seiner Lehrtätigkeit bereitete er, obwohl selbst Aristoteliker, in Florenz dem Platonismus glücklich den Boden vor.

Nun läge wohl die Annahme nahe, daß Marsilio die Ge-

legenheit ergriffen hätte, bei Argyropulos die ihm fehlenden Kenntnisse zu erwerben. Nichtsdestoweniger spricht kein Anzeichen dafür, daß er es getan hat. Da wir aber genau wissen, daß er die auf 1459 folgenden Jahre fleißig zu Übungen im Übersetzen aus dem Griechischen benutzte, ist man zu der Mutmaßung gekommen, daß er bei dem gerade damals vorübergehend in Florenz weilenden Platina Unterricht in der griechischen Sprache genommen hat. Im Jahre 1463 erhielt er von Cosimo de' Medici den Auftrag, eine lateinische Übersetzung sämtlicher Werke Platons herzustellen. Weil er zugunsten seiner Geschwister auf sein Erbteil verzichtet hatte, bedurfte er einer hinreichenden Unterstützung. Um ihm dauernd die zu seiner Arbeit notwendige Ruhe zu verschaffen, schenkte ihm Cosimo ein Landhaus mit einem kleinen Landgut zu Careggi und ein Haus in Florenz. Von nun an verbrachte Marsilio den größten Teil seiner Tage in Careggi; das dortige Landhaus war sein Tuskulum und seine Akademie. Dort schrieb er seine Hauptwerke: die „Platonische Theologie", das Buch „Über die christliche Religion" und alle seine Übersetzungen und Kommentare. In diesem Landhaus empfing er seine Freunde und Anhänger, um entweder in traulichem Gespräch mit ihnen die tiefen Fragen des Platonismus zu erörtern oder auch ihnen von einem Rednerpult aus längere Vorträge zu halten. Der kostbarste Schmuck seines Studierzimmers war eine Büste Platons, welche ihm Lorenzo de' Medici geschenkt hatte.

Über das Wesen der Florentiner platonischen Akademie sind die verschiedensten irrtümlichen Ansichten verbreitet gewesen. Man stellte sich darunter ein Institut mit festen Satzungen oder nach Art einer modernen Akademie der Wissenschaften oder eine Gemeinschaft mit bestimmten Lebensregeln, wie sie die alten Pythagoreer führten, oder eine Lehranstalt zur Ausbildung junger Leute vor, welche mit der Universität in Wettbewerb stand. Nichts von alledem trifft zu; vielmehr war der einzige strenge Platoniker Marsilio Ficino selbst. Er hatte sich derart in seine Gedankenwelt hineingelebt, daß es seine größte Freude und sein höchstes Ziel war, Platon ähnlich zu sein. Seine kleine schwächliche Gestalt war der majestätischen Erscheinung Platons höchst unähnlich. Jedoch soll des großen Atheners Nacken einen geringen Schönheitsfehler gehabt haben; Ficino war ein wenig verwachsen. Platons Stimme soll schwach gewesen sein; Ficino stieß beim Aussprechen des S mit der Zunge an. Platon war Melancholiker;

Ficino gleichfalls. Platon verbrannte seine dichterischen Jugenderzeugnisse; Ficino überlieferte einen Kommentar zu der Dichtung des Lukrez den Flammen. Kurz, er fühlte sich nicht nur auf Grund seiner Geistesgemeinschaft als ein „zweiter Platon", wie ihn sein Freund, der Dichter Naldo Naldi genannt hatte. War er selbst ein zweiter Platon, so war sein Landsitz zu Careggi eine zweite Akademie. Bäume gab es dort, wenn es auch Fichten waren und keine Platanen, und ein Bächlein, die Terzolla, vertrat die Stelle des Kephissos. An den Wänden seines Studierzimmers standen folgende Sprüche: „Alles strebt vom Guten zum Guten." „Sei zufrieden für die Gegenwart, schätze nicht das Vermögen und erstrebe keine Würde!" „Meide das Übermaß (die Ausschweifung), meide die Geschäfte, bleibe zufrieden für die Gegenwart (d. h. begnüge dich mit dem, was du hast)!"

Schon Jahrzehnte vor der platonischen Akademie des Marsilio Ficino hatte es in Florenz freie Vereinigungen gegeben, welche teils schöngeistigen, teils wissenschaftlichen Zwecken dienten. So führt uns Giovanni da Prato in einer romanhaften, jedoch in den wesentlichsten Zügen wohl der Wirklichkeit entsprechenden Darstellung das Treiben einer hochgebildeten, sowohl gelehrten wie schöngeistigen Gesellschaft, an welcher auch Frauen teilnahmen, vom Jahre 1389 vor Augen. Es ist der sogenannte „Paradiso degli Alberti", auf den wir noch zurückkommen werden. An dieser Geselligkeit nehmen u. a. auch Coluccio Salutati, der Philosoph und Mathematiker Biagio Pelacani und der Theologe Luigi Marsili, aber auch andere nicht gelehrte Personen, darunter geistreiche Frauen, teil. Man spricht dort über alles: Theologie, Philosophie, Geschichte, schöne Literatur und Frauenfrage.

In dem Augustinerkloster sammelte der eben erwähnte Luigi Marsili eine Gesellschaft von Freunden um sich, in welcher wissenschaftliche, d. h. theologische und philosophische, aber auch schöngeistige Fragen methodisch erörtert wurden, und zu der auch Damen Zutritt hatten. Letzteres erregte aber das Mißfallen strenger Gesinnter. Der Geist dieser Zusammenkünfte kann aber kein schlechter und unbedeutender gewesen sein; denn sie blieben auch nach dem im Jahre 1394 erfolgten Tode des Meisters bis 1421 erhalten.

Wir übergehen andere Vereinigungen und erwähnen nur noch die bedeutendste aller, abgesehen von der platonischen Akademie, nämlich die „Achademia Florentina", welche gegen

Ende des Jahres 1454 auf Betreiben des Alamanno Rinuccini zusammentrat, und der Männer wie Pietro und Donato Acciajuoli angehörten. Der Zweck dieser Akademie war ein mehr rhetorischer, als philosophischer. Sie wurde bald in Zwistigkeiten verwickelt, nach einigen Jahren aber als „Chorus Achademiae Florentinae" erneuert. Unter der Leitung des Donato Acciajuoli nahm sie eine rein aristotelische Richtung; mit dessen im Jahre 1478 erfolgtem Tode erlosch dann sowohl der „Chorus" wie der Florentiner Aristotelismus. Florenz stand somit ganz im Zeichen Platons. Wir würden aber fehlgehen, wollten wir annehmen, daß sich die Bestrebungen dieser Vereinigungen feindlich gegenübergestanden hätten. Marsilio Ficino war eine durchaus konziliante Natur, und der Florentiner Aristotelismus nahm, von Argyropulos beeinflußt, Platon gegenüber durchaus keine ablehnende Haltung ein. So kam es, daß Persönlichkeiten wie Cristoforo Landino beiden Gesellschaften angehörten und die Medizeer Piero di Cosimo sowohl wie Lorenzo beiden ihre Gunst und ihre Unterstützung zuteil werden ließen. Die letztere bestand vor allem in der Zuwendung wertvoller Bücher. Marsilio Ficino gelangte auf diese Weise in den Besitz der gesamten umfangreichen platonischen und neuplatonischen Literatur einschließlich aller Kommentare, deren Wert für die damalige Zeit ein beträchtliches Vermögen betrug. Er übersetzte und kommentierte eine beträchtliche Zahl derselben.

Der Zutritt zu der platonischen Akademie stand allen gebildeten Personen offen. Mit der Zeit wuchs Ficinos Ruf derart, daß er Freunde nicht nur in allen Teilen Italiens, sondern auch in anderen Ländern zählte. Ein Deutscher, Martinus Uranius Preninger, Sekretär des Bischofs von Konstanz und später Professor des kanonischen Rechtes in Tübingen, verehrte den Florentiner Platoniker sehr und stand mit ihm in regem Briefwechsel. Zuweilen hielt Ficino auch von der Kanzel einer großen Kirche weiteren Kreisen des Volkes öffentliche Vorträge über platonische Themata. Im Jahre 1473 empfing Ficino die Priesterweihe und erhielt im Jahre 1474 den Kanonikat der Kirche von S. Cristofano in Novoli. Seine eigentliche Religion war mehr die Platons und Plotins, als das dogmatische katholische Christentum; seine Predigten waren ganz aus diesem Geiste diktiert.

Innig befreundet war Marsilio Ficino mit dem jüngeren Giovanni Cavalcanti, welcher sich in diplomatischen Missionen

hervortat. Dieser wurde wegen seiner schönen Erscheinung und seines männlichen Charakters von den Florentiner Platonikern „der Heros" genannt. Entsprechend seiner platonischen Denkrichtung faßte Ficino sein Verhältnis zu diesem Manne nach Art dessen auf, welches zwischen Sokrates und Alkibiades bestand. Zu Freunden hatte er auch die beiden Dantisten Bernardo del Nero und Antonio Manetti.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle Mitglieder, wenn man so sagen darf, der platonischen Akademie aufführen. Wir erwähnten schon Lorenzo de' Medici, den Erlauchten, und Cristoforo Landini. Wir nennen nur noch von vielen die Dichter Carlo Marsuppini, Naldo Naldi, Ugolino Verino und Giovanni Nesi, von welchen letzterer in der Volkssprache schrieb; ferner Francesco Bandini, den Bischof Antonio degli Agli, den gelehrten Kaufmann Tommaso Benci und Marsilios Vater Maestro Diotifeci.

Wir können besser keinen Einblick in das Florentiner geistige Leben zur Zeit des großen Medizeers Lorenzo gewinnen, als wenn wir einen Blick auf den Inhalt zweier Werke werfen, welche uns die bedeutendsten Männer dieser ewig denkwürdigen Jahre in ihrem philosophischen Lebenselement vorführen. Das eine sind die schon erwähnten „Quaestiones Camaldulenses" des Cristoforo Landino, das andere Ficinos Gespräch „Über die Liebe".

Wieweit Landinos Darstellung historische Wirklichkeit zugrunde liegt, läßt sich nicht zweifelsfrei feststellen; jedenfalls aber entspricht der Inhalt seiner Gespräche im ganzen vollkommen dem Denken und Fühlen der Männer, welche er redend einführt.

Im Hochsommer des Jahres 1460, so schreibt er, habe er der großen Hitze wegen in Prato vecchio Erholung gesucht. Eines Tages habe ihn die Lust angewandelt, die hochgelegene Camaldulenser-Einsiedelei zu besuchen. Dort angelangt, habe er daselbst die Brüder Lorenzo und Giuliano de' Medici, Alamanno Rinuccini, Pietro und Donato Acciajuoli, Marco Parenti und Antonio Casimiano angetroffen, welche das gleiche Verlangen nach Kühle dorthin geführt hatte; bald darauf sei auch der berühmte Leon Battista Alberti angekommen. Die gelehrte Gesellschaft habe beschlossen, in dieser köstlichen Einsamkeit vier Tage der Unterhaltung zu widmen. Jeden Morgen nach Erfüllung der religiösen Pflichten unternahmen sie gemeinsam Spaziergänge auf den Anhöhen und in den Wäldchen

der Einsiedelei. Wenn dann die zunehmende Glut der Sonne das Gehen beschwerlich machte, ließ man sich an schattigen Stellen unter Bäumen neben fließenden Gewässern nieder. Von den dort geführten Gesprächen berichtet Landino — dies ist wenigstens seine Einkleidung — einiges Wichtigere.

Das Gespräch des ersten Tages bewegt sich um die Bestimmung, welche dem Menschen vom Schöpfer der Natur zuteil ward. Dieser entspricht durchaus nicht, daß er sich dem Müßiggange oder der Lust hingebe; vielmehr soll er Kenntnis auf dem Gebiete des Göttlichen und des Menschlichen erwerben, und die Künste und Wissenschaften betreiben, welche die Gesellschaft erhalten und fördern. Von dem Begriff des Menschlichen ist das auszuschließen, was er mit den Tieren gemein hat, wie der Sinnengenuß. Die Aufgabe des Menschen ist, die Wahrheit zu erforschen und die Vernunft zu gebrauchen; zweierlei Lebensart gibt es für ihn: die tätige und die betrachtende. Aus diesen Voraussetzungen geht die Erörterung hervor, welche von diesen beiden Arten den Vorzug verdiene.

Alberti, der Hauptredner dieses Gespräches, entscheidet sich für die Betrachtung. Auf den Einwurf, Leben bedeute Bewegung, entgegnet er, auch der Geist habe seine Bewegung, und die Betrachtung sei es, welche sie ihm mitteile. Wenn unsere Seelen von Gott geschaffen sind und zu ihm zurückkehren sollen, ist es dann nicht klar, daß wir die menschlichen Dinge geringschätzen müssen, um ganz der Betrachtung zu leben, welche uns schon in diesem Leben die Vorausnahme des himmlischen gewährt? Auch wer sich mit der Regierung des Staates befassen will, muß sich zuvor lange Zeit durch die Betrachtung der ursprünglichen Ideen der Gerechtigkeit, und zwar an der Hand von Platons Lehren, vorbereiten. Man kann demnach kein sittliches und ehrenvolles Leben ohne Beihilfe der Betrachtung führen, während die letztere Lebensart allein sehr wohl ohne die tätige bestehen kann.

Das Gespräch des zweiten Tages behandelt das Problem der Glückseligkeit. Nach der Ausführung des Verfassers besteht diese einzig und allein in der Tugend. Er vertritt diesen Standpunkt mit solcher Strenge, daß er sogar das Streben nach Ruhm ausschließt. Alles Schlechte ist in sich selbst zerfallen, und allein unter den Tugenden herrschen Friede und Einigkeit.

Von ungleich geringerem Wert ist der Inhalt des dritten Gespräches, in welchem Landino seine unglückliche Sucht, einfache Worte allegorisch zu deuten, welche er auch in seinem

Dantekommentar bis zum Übermaß geübt hat, auf Virgil anwendet. Selbst den durch sich selbst deutlichsten Sinn weiß er mit geschraubter Weisheit zu verdrehen.

Ein tatsächliches Begebnis bildet die Einkleidung von Ficinos Gespräch „Über die Liebe". Bekanntlich führte Platon mit dem engeren Kreise seiner Schüler eine freundschaftliche Lebensgemeinschaft nach dem Vorbilde der Pythagoreer, wenn auch in weniger strenger Form. Regelmäßige frugale Festmahle wurden schon zu Lebzeiten des Meisters veranstaltet, und später wollte es der platonische Brauch, daß alljährlich der 7. November, an welchem nach der Überlieferung Platons Geburts- und Todestag zusammenfielen, mit einem Festmahl feierlich begangen wurde. Unter Begleitung von Saiteninstrumenten sang man Verse von Homer, Hesiod und Euripides, vor allem aber führte man Gespräche über Fragen der platonischen Philosophie. Nach den Zeiten Porphyrs (gestorben ca. 304 n. Chr.) erlosch dieser Gebrauch, welchen zu erneuern, Ficinos Herzenswunsch war. Im Jahre 1474 bot Lorenzo de' Medici seine Hand zur Verwirklichung dieses Planes. In seiner prächtigen Villa zu Careggi ließ er ein prunkvolles Fest bereiten; zum Vorsitzenden hatte er Francesco Bandini bestimmt, einen Geistlichen von vornehmer Herkunft, welcher später am Hofe des Königs Matthias Corvinus von Ungarn lebte. Geladen waren zu diesem Gastmahl neun Platoniker: der Bischof von Fiesole Antonio degli Agli, Ficinos Vater Magister Diotifeci, Cristoforo Landino, der Rhetoriker Bernardo Nuzzi, Tomaso Benci, Giovanni Cavalcanti, Cristoforo und Carlo Marsuppini und Marsilio Ficino selbst. Nach Aufhebung der Tafel las Bernardo Nuzzi den Text von Platons Gastmahl den Anwesenden vor und ersuchte diese, jeder von ihnen möchte eine der in diesem Dialog enthaltenen Reden auslegen. Man ließ das Los entscheiden und so fiel die Rede des Phaidros dem Giovanni Cavalcanti, die des Pausanias dem Bischof, die des Eryximachos Ficinos Vater, die des Aristophanes dem Landino, die des Agathon dem Carlo Marsuppini, die des Sokrates dem Tomaso Benci, und endlich die des Alkibiades dem Cristoforo Marsuppini zu. Da aber der Bischof und der Arzt abberufen wurden, übernahm Cavalcanti auch die zweite und die dritte Rede.

Die Veranstaltung dieses Gastmahles ist eine historische Tatsache; auch die Namen der Teilnehmer hat Ficino richtig angegeben. Im übrigen herrscht in seiner Darstellung die freie

Erfindung; dies zeigt schon der eigenartige Ausfall des Loses, welches beispielsweise dem Arzte Diotifeci die Rede des Arztes Eryximachos zuteilt. Die von ihm berichteten Reden sind ganz sein eigenes Werk. Allerdings werden wohl ähnliche Reden gehalten worden sein; denn er hatte schon einige Jahre vorher einen Kommentar zu Platons Gastmahl ausgearbeitet, welchen wir nicht mehr besitzen, der aber im großen ganzen den gleichen Inhalt haben wird, wie der vom Verfasser veröffentlichte. Dieser Text wird den Platonikern seines Kreises wohl bekannt gewesen sein, und im übrigen lebten sie ja ganz in Ficinos Gedankenwelt.

Um uns von der ganzen Richtung dieser Gedankenwelt und der Stellungnahme des Meisters gegen andere Richtungen eine zutreffende Vorstellung zu machen, müssen wir folgende Punkte im Auge behalten: Das Schema seines Systems ist mit kleinen Abweichungen im christlichen Sinne ganz das neuplatonische. Alles Seiende ist in fünf Stufen geordnet. Gott ist die unbewegliche, ewige und unendliche Einheit, zugleich die unendliche Macht und das absolute Bewußtsein, welchem freies Handeln und Wollen, Liebe und Vorsehung zukommt. Die zweite Stufe, die Ideenwelt oder den Nûs, nennt Ficino mit Vorliebe den Engel oder den Engelsgeist. Die dritte Stufe, die Seele, ist reine Form, vollkommene, unvergängliche, bewegliche Vielheit; zwar ist sie in ihrer Gesamtheit auch eine Einheit, aber eine Einheit in der Vielheit. Ihre Unterstufen sind: die Weltseele, die zwölf Sphären- und Elementarseelen, die Vielheit der Einzelseelen. Die fünfte Stufe ist die Qualität oder Form des Körpers, gleichbedeutend mit der Natur Plotins; sie zerfällt in die Vielheit der die Materie belebenden und gestaltenden Keimformen. Diese letztere bildet als das rein passive, unendlich teilbare Prinzip die fünfte Stufe. In diesem System nimmt die Seele die mittlere Stufe ein. Die absolut zentrale Stellung kommt aber der menschlichen Seele zu; denn sie nimmt teil an der höheren Welt sowohl wie auch an den Zuständen und Eigenschaften der Tier- und Elementarseelen. Das Kernstück der ganzen Philosophie Ficinos ist somit die Lehre von der Immaterialität und Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Mit dieser nahm er gegen die Averroisten und Alexandristen, welche der Seele des Menschen als solcher keine Unsterblichkeit, höchstens aber ihrer obersten Kraft, der Vernunft, nach dem Tode des Leibes ein Weiterleben in der allgemeinen Vernunft zuerkannten. Wie großen Wert er auf

diesen Punkt legte, zeigt uns die Tatsache, daß er sein Hauptwerk „Platonische Theologie von der Unsterblichkeit der Seelen" betitelte und darin zu allermeist über diese handelte.

Die menschliche Seele ist das Bindeglied der höheren und der niederen Welt, durch ihre höchste Funktion, die Vernunft, eint sie die untere Welt mit Gott und stellt die Einheit des Seins wieder her. Allein durch das natürliche Licht des Verstandes wäre sie aber zu dieser Erhebung nicht fähig, wenn ihr nicht das göttliche Licht der Gnade zu Hilfe käme, dessen sie eigentlich durch den Fall in die Körperwelt, bei Ficino identisch mit dem biblischen Sündenfall, verlustig gegangen ist. Dieses göttliche Gnadenlicht bedeutet das Schauen der göttlichen Einheit; denn „Gott ist das Licht und zugleich das Auge der menschlichen Betrachtung".

Aus dem Geiste dieses Systems heraus kommentiert Ficino Platons „Gastmahl", indem er diesem einen Sinn unterlegt, an welchen der Athener nicht gedacht hat. Wie er aber an geistiger Bedeutung alle philosophierenden Humanisten und Schöngeister einschließlich seiner Florentiner Akademiker himmelhoch überragt, so ist seine Umdeutung Platons, wenn auch ein grandioser Irrtum, nicht mit den Kindereien eines Landino bei seiner Virgilerklärung zu vergleichen; ja sein Gespräch „Über die Liebe" gehört zu den Perlen der Renaissanceliteratur. Ficino selbst hat es ziemlich gleichzeitig in der lateinischen und italienischen Sprache verfaßt. Werfen wir einen kurzen Blick auf dieses Werk!

Als Orpheus den Ursprung der Dinge besang, nahm er vor dem Anfang der Welt, vor Kronos, Zeus und allen Göttern das Chaos an, und in dieses Chaos versetzt er den Eros, die Liebe. Diese ist das bildende und erhaltende Prinzip des Alls, nach ihrer eigentlichsten Begriffsbestimmung das Verlangen nach Schönheit. Der Engelsgeist ist bei seinem Hervorgehen aus Gott formlos und finster; aus angeborenem Liebesdrang wendet er sich aber sogleich zu Gott hin und empfängt den göttlichen Lichtstrahl, und ebenso ergeht es den niederen Daseinsstufen. Gott ist Güte, Schönheit und Gerechtigkeit, Urgrund, Mitte und Endziel aller Dinge. Die göttliche Schönheit, welche die Liebe erzeugt, ist der Strahlenglanz der göttlichen Güte; sie durchleuchtet alle Dinge und wird in allen geliebt. Wie ein und derselbe Sonnenstrahl die vier Elemente der Körperwelt erhellt, so erleuchtet ein Lichtstrahl Gottes den Geist, die Seele, die Natur und die Materie. Der Mensch

ist die Seele, und die Seele ist unsterblich; diese wurde bei ihrer Erschaffung mit zwei Lichtern ausgestattet, ging aber — so deutet Ficino den Mythos der Rede des Aristophanes um — durch den Sündenfall des göttlichen Lichtes verloren und behielt nur das natürliche. Die Liebe aber macht die geteilte Seele wieder vollständig und führt die menschlichen Seelen in den Himmel zurück. Stufenweise erhebt die göttliche Begeisterung die Seelen zur Anschauung Gottes. Unter der wahren Liebe ist aber nur die geistige, die platonische Liebe zu verstehen; die gemeine tierische Liebe ist etwas Verwerfliches, eine Verderbnis des Blutes durch Faszination.

Marsilio Ficino gehört zu denjenigen Persönlichkeiten der italienischen Renaissance, in welchen sich Mittelalter und Antike gegenseitig durchdringen. Er ist begeisterter Platoniker, sein System aber ist scholastisch. Was er bekämpft, sind Auswüchse des Aristotelismus; Aristoteles selbst steht er anerkennend gegenüber, und nicht nur ihm, sondern auch der realistischen Scholastik, besonders dem Thomas von Aquino und Bonaventura. Er erfreute sich mit hohem Genuß der Schriften der antiken Platoniker; aber er stand ihnen völlig kritiklos gegenüber. Was ihm überliefert wurde, nahm er gläubig hin. Der Gedanke, ob der Bericht von der philosophischen Tradition, welche sich von Hermes Trismegistos und Zoroaster über Orpheus, Aglaophemos, Akusilaos, Hesiod und Pythagoras auf Platon und von diesem über Dionysios Areopagita, Numenios, Plotin und Porphyr auf Proklos und seine Nachfolger erstrecken sollte, auch wirklich in dieser Weise bestanden habe, kam ihm gar nicht. Lorenzo Valla hatte nachgewiesen, daß der angebliche Dionysios Areopagita kein Paulusschüler sein konnte. In Wirklichkeit war er ein Neuplatoniker des 5. Jahrhunderts. Ficino blieb von dieser Entdeckung unberührt. Auch Textkritik war nicht seine Sache; er war kein Philologe. Ebensowenig sah er mit besonderer Absicht auf die stilistische Schönheit der Form. Wenn trotzdem seine lateinische sowohl wie seine italienische Schreibart nicht der Anmut entbehren, so liegt das außer an einer angeborenen Gabe wohl zumeist an der Umgebung, in der er lebte. Der Freund eines Lorenzo de' Medici und eines Polizian konnte kein literarischer Barbar sein.

Ficinos inneres Leben blieb nicht frei von schweren Kämpfen. Paganistisch gefärbte philosophische Religion und Christentum rangen in ihm um die Oberhand. Das Erbe des Gemistos Plethon, welches er angetreten hatte, machte seine Rechte

geltend; dazu kam astrologischer Aberglaube, von welchem er ganz durchdrungen war. Zwei Astrologen hatten ihm aus seinem Horoskop geweissagt, daß er die antike Philosophie, unter welcher der Neuplatonismus mit seiner Theurgie und seinem Dämonenkultus zu verstehen ist, erneuern werde. Es gehörte die dämonische Natur eines Plethon dazu, um diesen Gedanken bis zu Ende zu denken und zur Ausführung bringen zu wollen. Der zarte Ficino schwelgte wohl in den trotz einer gewissen Monotonie schönen orphischen Hymnen, in dem Vollklang der Hesiodischen Theogonie, in Platons Dialogen, in den Mysterien eines Plotin und Proklos; aber er war doch zu sehr vom Geiste des Christentums durchdrungen, um als Hierophant und Theurg den Kampf mit der bestehenden Religion aufnehmen zu wollen. Er vollzog also den Kompromiß, welchen schon viele vor ihm seit den Tagen des Origenes und Pseudo-Dionysios bewußt oder unbewußt abgeschlossen hatten, welchem sogar Thomas von Aquino nicht ganz fern stand und welcher zum Teil die Grundlage des Systems des größten Philosophen des 15. Jahrhunderts, des Nikolaus von Kues ist, nämlich den Kompromiß zwischen Neuplatonismus und Christentum. Er richtete sich auf an dem Vorbilde des hl. Augustinus, welcher auch Platoniker gewesen war, bevor er Christ wurde, und auch als solcher dieser Philosophie nie ganz entsagte. Christus ist ihm der Arzt der Seelen, aber die eigentliche Gestalt seiner Religion ist die neuplatonische Mystik. Seine Seele seufzt, und Gott kommt zu ihr, seine geliebte Tochter zu trösten. Es entspinnt sich ein Zwiegespräch zwischen ihr und Gott, welchen sie so inbrünstig gesucht hat. Gott als das All oder der Allgeist kann nicht in ihr sein; denn das Einschließende muß größer sein, als das Eingeschlossene. Ist aber Gott außer ihr, so muß er, welcher das All umfaßt, etwas außer sich haben. Der Widerspruch wird gelöst durch den Satz, daß Gott gleichzeitig einschließen und eingeschlossen werden kann, da in ihm die Gegensätze der größten Beschränktheit und des größten Umfanges zusammenfallen, ein Gedanke des deutschen Kardinals von Kues! Und die Seele jauchzt auf im Bewußtsein ihres Einsseins mit Gott!

Mit Christus und Platon gegen Epikureer und Averroisten! das war nun Ficinos Losung. „Die philosophischen Naturen gelangen durch Platon zu Christus; bei Aurelius Augustinus traf es zu," lesen wir als Überschrift eines Briefes Ficinos an den jungen Grafen Pico della Mirandola, welchem es ge-

lungen war, einige Epikureer und Averroisten zum Platonismus zu bekehren, und welcher unermüdlich in dieser Propaganda fortfuhr. „Sei gegrüßt," lautet es in diesem interessanten Schreiben, „du Menschenfischer im wahren Sinne des Wortes! Denn wer nur die niederen Naturen bekehrt, fängt wohl Fische oder vielmehr Fischlein; diejenigen aber, welche außerordentliche Geister einnehmen, gelten als Menschenfischer. So ist wohl das Wort von den großen Fischen zu verstehen, durch welche das Netz zerrissen wird. Unser Netz aber, Mirandola, ist jetzt die platonische Lehre; diese reißt, kunstgerecht unter dem Schutze der christlichen Wahrheit angezogen, nicht, sondern bleibt, während sie sich anfüllt, ganz. Du hast gelesen, daß von den Philosophen allein die Platoniker einst das Christentum angenommen haben. Fange nun auch für Christus mit platonischen Netzen, um dies Bild beizubehalten, auch die erhabensten Geister. Wären doch wenigstens drei solche Fischer für die Religion vorhanden, daß bald keine großen Fische im Meere übrig blieben!" Das Erbe Plethons war damit fallen gelassen. Zum Glück! Denn die Erneuerung der antiken philosophischen Religion mit ihren Auswüchsen des Dämonenkult und der Theurgie ist ein tolles Spiel der Phantasie. Nur der geistige Kern dieser Gedankenwelt ist haltbar.

Giovanni Pico, Graf von Mirandola und Concordia, war am 24. Februar 1463 geboren. Schon in früher Jugend zeigte er bedeutende Fähigkeiten und erregte durch sein ungewöhnliches Gedächtnis Bewunderung. In seinem vierzehnten Lebensjahre bezog er die Universität Bologna zum Studium des kanonischen Rechtes. Im Jahre 1473 verließ er diese Stadt und führte eine Art Wanderleben, indem er an verschiedenen Universitäten Italiens studierte. Zuerst beschäftigte er sich besonders mit Aristoteles sowie der scholastischen Theologie und Philosophie. Seit dem Jahre 1482 aber widmete er sich in engerem Anschluß an Marsilio Ficino, eingedenk einer drei Jahre vorher von diesem empfangenen Mahnung, mit großem Eifer der platonischen Studien. Endlich erlernte er auch das Hebräische und vertiefte sich in Talmud und Kabbalah. Zu diesen Studien führte ihn die vorgefaßte Meinung, daß der Hauptinhalt der platonischen Philosophie auf ältere Quellen zurückzuführen sei; durch sie fand er dann auch die vermeintliche Bestätigung dieser Ansicht, und zwar sollte es die mosaische Offenbarung sein, in welcher, allerdings verschleiert, die höchste Weisheit verborgen war, von der alle Philosophen und Weisen

des Altertums nur Bruchstücke erlangt hätten. Mit Hilfe der Kabbalah glaubte er sowohl den unter dem Wortsinn verborgenen tieferen Sinn der mosaischen Bücher ergründen, wie die Wahrheit der christlichen Religion in besonderer Weise begründen, wie auch alle Weisheit im Himmel und auf Erden, namentlich der Philosophie erfassen zu können. Von diesem großartigen wenn auch phantastischen Standpunkt aus vermeinte er, daß sich vor allem die vollständige Einstimmigkeit nicht nur des Platon und Aristoteles, sondern auch aller wahrhaften Philosophen untereinander, wie auch mit der Offenbarung ohne jede Schwierigkeit dartun ließe.

Seine geistigen Errungenschaften machten den noch nicht neunundzwanzigjährigen Pico so kühn, daß er es wagte, am Ende des Jahres 1486 sich nach Rom zu begeben und dort 900 Thesen aus allen Gebieten der Theologie, Philosophie und Mathematik zu veröffentlichen, welche er gleichzeitig den berühmtesten Universitäten zusandte, mit dem Angebot, den fern wohnenden Gelehrten die Kosten der Reise nach Rom zu erstatten. Der Papst Innocenz VIII. hatte zwar den Anschlag der Thesen gestattet; nachdem aber eine geistliche Kommission dieselben geprüft, davon dreizehn als der Heterodoxie verdächtig befunden hatte, verbot er die Disputation. In zwanzig Nächten verfaßte Pico darauf eine umfangreiche Apologie — eine geradezu erstaunliche Leistung! —, in welcher er seine angefochtene Rechtgläubigkeit glänzend verteidigte. Da er aber einmal die Kurie gegen sich hatte, wurde ihm diese Verteidigung als Ungehorsam ausgelegt. Nach einem Jahr verließ er unverrichteter Sache Rom. Sogar der Aufenthalt in Frankreich wurde ihm verboten, und er mußte seinen Wohnsitz in aller Zurückgezogenheit in der Nähe von Florenz nehmen. Erst im Jahre 1493 erlangte er von Alexander VI. seinen Freispruch. Er starb aber schon am 17. November des folgenden Jahres

Die Besorgnis der Kurie vor den Folgen einer Disputation, wie sie Pico veranstalten wollte, war wirklich nicht unbegründet; denn es kamen außer kühnen philosophischen auch Fragen des Kultus, wie der Bilderverehrung, über Glauben und Wissen und über das Altarsakrament in Frage, und eine öffentliche Erörterung so heikler Fragen konnte unmöglich ohne nachhaltige Streitigkeiten abgehen. Picos eigentlicher Zweck war natürlich eine Verbreitung seiner eigenen Lehren zu bewirken, und zu diesem Endziel sollte der ungeheure Apparat einer vielleicht endlos werdenden Disputation der

lockende Aushang sein. Eine großartige Reklame-Idee des 15. Jahrhunderts!

Picos philosophisches System war im großen ganzen das neuplatonische mit einigen durch die Besonderheiten der Kabbalah verursachten Abweichungen. Es würde zu weit führen, wollten wir auf seine Lehren von Gott, von der Engelwelt, dem Empyreum und den neun anderen Himmeln, wie auch von der Materie und der Welt eingehen. Nur soviel sei bemerkt, daß er keineswegs alles übernommen hat, ohne es auf seine eigene Weise zu durchdenken. Von größter Bedeutung ist anerkanntermaßen das, was er über die Stellung des Menschen in der Schöpfung Gottes gelehrt hat. Wies schon Ficino der menschlichen Seele eine mittlere Stellung in der gesamten Weltordnung an, so erhebt Pico ihren Wert eigentlich noch höher, indem er sie an die Grenze der allerhöchsten Weltsphären setzt.

Hatten wir schon mehrfach gefunden, daß bei philosophierenden Humanisten das Problem der Glückseligkeit im Mittelpunkte des Interesses stand, so sehen wir, daß auch Picos Lehre vom Menschen großenteils auf seinem Erfassen dieses Problemes beruht. Er bestimmt wörtlich die Glückseligkeit als die Rückkehr eines jeden Dinges zu seinem Ursprung. Der Urgrund und Ursprung aller Dinge ist aber Gott; seine Einheit muß aller Vielheit vorausgehen. Als das von allen zu Erstrebende und Erstrebte nennen wir ihn das höchste Gut. Nun gibt es eine natürliche und eine übernatürliche Glückseligkeit.

Gott ist nämlich allen Wesen in höherem oder niederem Grade gegenwärtig, d. h. einwohnend; daher besitzen diese ein der ihnen eigentümlichen Vollkommenheit entsprechendes Maß von Glückseligkeit. Glückselig ist das Feuer allein darum, weil es ist; in höherem Maße sind es die Pflanzen, in noch höherem die Tiere; unter allen sterblichen Geschöpfen ist es am meisten der Mensch vermöge seiner Teilnahme an der Intelligenz (d. h. der Ideen- oder Engelwelt) und durch die Freiheit seines Willens; am meisten unter allen Geschöpfen überhaupt sind es die Engel, weil die Intelligenz die wesentliche Substanz ihrer Natur ist. Diese Glückseligkeit, welche gradweise auf alle Geschöpfe verteilt und mit der ungehemmten Betätigung ihrer natürlichen Kräfte verbunden ist, kann aber nur als die natürliche Glückseligkeit gelten. Zwar nimmt der Mensch schon hinsichtlich seiner Teilnahme an dieser die zweite Stufe in der Ordnung der endlichen Wesen ein; jedoch muß es um

seinetwillen noch eine höhere Glückseligkeit geben, nämlich die übernatürliche. Diese ist diejenige Glückseligkeit, welche in Gott selbst erlangt wird, während die natürliche den Dingen nur durch teilweise Mitteilung zukommt und dementsprechend einen Teil ihres eigenen Wesens ausmacht; sie haben dieselbe, insofern sie in sich selbst verbleiben, nicht aber durch die Rückkehr zu ihrem Ursprung. Der übernatürlichen Glückseligkeit sind nur Mensch und Engel fähig; beide können sie wohl erstreben, aber nur durch die göttliche Gnade erlangen. So kann der Dampf wohl aufwärts steigen, aber nur durch die Anziehung des Sonnenstrahles; dieser Strahl, diese göttliche Kraft, welche uns aufwärts zieht, ist die Gnade. Das Wesen dieser Vereinigung mit der Gottheit läßt sich ahnen, aber nicht beschreiben; denn sie ist ein Einswerden ohne Anderssein der Seele, d. h. mit Aufhebung der Individualität. Alles Denken wird aufhören; die menschliche Persönlichkeit wird in dem göttlichen Wesen aufgehen, wie ein Tropfen im Meere. Bei dieser reinen Anschauung wird es gleichviel bedeuten, ob die menschliche Seele Gott in sich oder sich selber als Gott anschaut.

In dieser grandiosen Mystik fällt uns vor allem die erhabene Stellung auf, welche der Verfasser dem Menschen in der Stufenfolge der Dinge anweist. Wie angelegentlich auch Pico äußerlich die kirchliche Autorität anerkannte, so fern stand seine Mystik jener in Wahrheit. Die Folgen des Sündenfalles malt er mit den grellsten Farben aus: das ganze Universum geriet durch ihn in Verfall. Aber gerade dadurch steigt die Bedeutung des Menschen in das Ungemessene. Hatte einerseits der Fall des Menschen das ganze All in das Verderben gezogen, so war anderseits die Menschwerdung Gottes von Anbeginn eine Notwendigkeit. Auch sündlos würde der Mensch die Stufe der Seligkeit nicht aus sich selbst erreicht haben, zu welcher er ursprünglich bestimmt war; folglich mußte Gott notwendig Mensch werden, um durch sein Erscheinen im Fleische die Menschheit und in ihr seine ganze Schöpfung zu vollenden. Durch diese Deutung wird die Erniedrigung des Menschen zum Faktor seiner eigenen und der Vollendung aller Wesen. Aber auch der Auferstehung des Fleisches ist Picos Lehre nicht günstig. Zu Gott kehrt nur, lehrt er, eine unsterbliche ewige Substanz zurück. Die träge körperliche Masse, welche eigentlich gar nicht zum Wesen des Menschen gehört, — denn die Seele ist ja ihm, wie Ficino, in Wirklichkeit der Mensch —

ist ebensowenig der Verklärung fähig, wie ein Stein durch die Sonnenstrahlen aufwärts gehoben werden kann.

Berühmt sind die Worte, mit welchen Pico den Schöpfer die Krone seiner Schöpfung, den Menschen, anreden läßt: „Weder einen bestimmten Wohnsitz noch ein eigentümliches Angesicht noch irgendeine besondere Gabe habe ich dir verliehen, o Adam, damit du alles dieses nach deinem eigenen Wunsch und Willen haben und besitzen mögest. Allen übrigen Wesen habe ich eine von bestimmten Gesetzen eingeschlossene Natur angewiesen; du bist keiner Schranke unterworfen und sollst dir diese nach deinem freien Willen, dessen Hand ich dich anvertraute, selbst bestimmen. Mitten in die Welt habe ich dich gestellt, auf daß du um so leichter um dich schauest auf alles, was in der Welt ist. Weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich habe ich dich geschaffen, damit du zu deiner Ehre, dein eigener freier Bildner und Former, zu der Gestalt, welche dir am meisten zusagt, dich bilden mögest. Du kannst zum Niederen, nämlich zur Tierheit entarten; du kannst aber auch zum Höheren, zur göttlichen Natur durch Wiedergeburt emporarten" . . . Die Tiere, fährt der Verfasser fort, bringen aus dem Mutterleibe mit, was ihnen bestimmt ist; die höheren Geister waren von Anbeginn oder wenig hernach das, was sie in alle Ewigkeit sein werden. Bei seiner Geburt teilte der Schöpfer dem Menschen Lebenskeime jeglicher Art mit: welche er pflegt, die werden reifen und in ihm Frucht tragen. Sind es Pflanzenkeime, so wird er zur Pflanze, sind es sinnliche Triebe, so wird er zum Tiere, sind es Verstandesregungen, so wird er zum himmlischen Lebewesen, sind es Ideen der Vernunft, so wird er zum Engel und zum Gottessohn; wenn er aber mit keinem Lose eines Geschöpfes sich begnügt und sich ganz in den Mittelpunkt seiner Einheit zurückzieht, so wird er als Geist eins mit Gott. Dann geht er ein in das einsame Dunkel des Vaters, welcher über allem steht, und wird allem voranstehen.

Pico von Mirandola war trotz seiner Absonderlichkeiten, zu welchen ihn seine große Begeisterung, alles einheitlich zu begreifen, wo wirklich große kaum überbrückbare Gegensätze bestehen, eine geniale Persönlichkeit. Neben einem solchen Manne treten trotz ihrer Verdienste die Poggio, Valla und Landino um mehrere Linien zurück. Er schrieb ein gutes Latein und dichtete auch in der Volkssprache; sein Geist war aber zu erhaben, als daß er an der Form allein hätte Befriedigung finden können. Er hatte die Nichtigkeit des übertriebenen

Humanismus erkannt. Für das Treiben derer, welchen Kleinigkeiten der antiken Mythologie zu höchst gewichtigen Streitfragen wurden, welche imstande waren, über die Mutter der Andromache und die Söhne der Niobe endlose Untersuchungen anzustellen, hatte er nur Verachtung. Ihm galten ein Albertus, ein Durandus, ein Gerson, ein Averroës und Maimonides wegen ihrer Gedankentiefe als vollwertig ohne Rücksicht auf die Form, in der sie schrieben. Ein anderes großes Verdienst ist seine Stellungnahme gegen die Astrologie. Die himmlischen Geister, meinte er, sind unsere Brüder, nicht unsere Herren. In einem umfangreichen Werke „Wider die Astrologen" widerlegte er alle Gründe, auf welche jene ihre Sache stützten und deckte alle ihre Widersprüche und falschen Prophezeiungen auf. Er hatte auch den Erfolg, den Glauben des Ficino an diese Aftergelehrsamkeit zu erschüttern. Zu jung ist dieser bedeutende und edel veranlagte Mann gestorben. Hätte er länger gelebt, wäre ihm vielleicht durch die Kraft seines hellen und regen Geistes Klarheit über seine Irrtümer geworden. Sein Neffe Giovanni Francesco Pico della Mirandola hat sein Leben beschrieben und einen schwachen Versuch gemacht, in seinem Geiste weiter zu denken.

Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts sollte auch die schöne platonische Gemeinschaft, welche durch hohe Gedanken und liebliche Musik ihr Dasein veredelte, verschwinden. Lorenzo de' Medici, der Dichter erhabener Hymnen und talentvolle Musiker, war im Jahre 1492 dahingegangen, ihm folgte Pico im Jahre 1494, und am 1. Oktober 1499 schloß Ficino die müden Augen; nur Landino erlebte das neue Jahrhundert. Verheerende Stürme waren über das Florentiner Geistesleben dahingegangen. Schlimmere brachte das 16. Jahrhundert. Mit jenen großen Männern erlosch auch die Lebenskraft des Platonismus als Philosophie. Am längsten lebte der Gedanke des platonischen Liebe fort.

Im bisherigen haben wir die treibenden Kräfte und den geistigen Kern der italienischen Renaissancebewegung kennen gelernt. Alles übrige ist aus der Verbindung dieser mit der künstlerischen Kraft des italienischen Volksgeistes hervorgegangen. Wir können dieses Kapitel nicht besser schließen, als wiederum mit einem Blick auf den größten, aber nachgeborenen Sproß des Florentiner platonischen Kreises, auf dessen Jugendtage noch der letzte Schein der Sonne des erlauchten Lorenzo fiel und dessen ganzes Schaffen, wenn auch in anderer Form der Ideenwelt angehört: **Michelangelo.**

Der Aufstieg zur Höhe auf anderen Gebieten.

Petrarcas Liebe zu Laura de Novès war, nach allem, was uns Anhaltspunkte für ein Urteil bietet, eine wirkliche, kein Gedankenprodukt. Wenn wir sonst gar nichts über sein Leben und über die Persönlichkeit der keuschen Gattin des Hugo de Sade wüßten, seine Sonette und Kanzonen sprechen mit überzeugender Beredsamkeit. Aber Petrarcas Seelenschilderung sich ergehen, hieße uns mit unnützen Worten aufhalten; mehr als hinreichend ist diese von anderen beleuchtet. Und dennoch, die Darstellung seines unerfüllten Liebessehnens wird zur Manier. Man vergleiche die Sonette:

14.

„Mir träufeln bittre Tränen von den Wangen
Und Seufzer stürmisch aus der Tiefe wehen,
Geschieht es, daß nach euch die Augen spähen,
Durch die allein ich von der Welt gegangen.

Wohl sänftigt sich mein glühendes Verlangen,
Sobald ich freundlich lächelnd euch gesehen,
Und wie aus Flammen fühl' ich mich erstehen,
Wenn meine Blicke staunend an euch hangen.

Doch bald zu Eis erstarren die Gedanken,
Seh' ich beim Scheiden, wie mit holder Sitte
Ihr von mir lenket meine Schicksalssterne.

Öffnen der Liebe Schlüssel dann die Schranken,
Entflieht die Seel', und aus des Herzens Mitte
Folgt sie gedankenvoll euch in die Ferne."

54.

„Die schönen Augen, die mich also trafen,
Daß sie nur selber heilen meine Wunde,
Nicht aber Steineskraft, nicht Zauberkunde,
Nicht Kräuter, die in Meerestiefe schlafen,

Verschlossen mir all andrer Liebe Hafen,
Daß ich an einem Bilde nur gesunde;
Und folgt die Zung' ihm, treu dem alten Bunde,
Darf Spott nur den Begleiter, sie nicht strafen.

Die schönen Augen sind's, die allerwegen
Lassen, was da mein Herr beginnt, gelingen,
Vor allem, was es gilt, mein Herz zu brechen.

Die schönen Augen sind's, die mir durchdringen
Allorts das Herz mit ihrer Flammen Segen,
Daß ich nie müde bin, davon zu sprechen."

94.

„Sechzehntes Jahr der Seufzer ist verronnen,
Entgegen ich fortan dem letzten gehe;
Und dennoch dünkt mich, wenn zurück ich sehe,
Daß nur vor kurzem solches Leid begonnen.

Unheil ist Heil mir, Bitterkeit bringt Wonnen,
Leben ist Last; daß es im Kampf bestehe,
Fleh' ich und fürchte, daß der Tod nicht ehe
Schließe den Blick, der Sprache mir gewonnen.

Hier müde nun, möcht' ich mich fern befinden;
Mehr wollt' ich wollen und will mehr doch nimmer
Und mehr nicht könnend, tu' ich nach Vermögen.

Und alter Sehnsucht neue Tränen künden,
Daß, wie vordem ich war, ich jetzt noch immer,
Und daß kein Ringen hilft, mich zu bewegn."
(Karl Förster.)

Deutlicher als durch das Vorführen dieser drei Sonette läßt sich nicht zeigen, daß sich etwas Müdes und Gequältes nicht nur in die Stimmung des Dichters, sondern auch in sein Dichten eingeschlichen hat. Nach Lauras Tode verklärt sich Petrarca ihre Person zur abstrakten Idee. Es ist ein Schimmer des Platonismus, ein Anlehnen an Dante und ein Hauch des Pessimismus, welche sich im folgenden Sonett zu einem Ganzen verweben:

252.

„Sie lebt' im Herzen, mir zum Heil ersehen,
Wie hohe Frau'n an niedrer Stätte walten:
Nun bin ich, sterblich nicht, nein, tot zu halten,
Sie aber selig durch ihr letztes Leben.

Der Geist, gestürzt von seines Glückes Höhen,
Amor, beraubt nun seiner Lichtgewalten,
Durch Mitleid könnten Felsen sie zerspalten;
Doch niemand schreibt und nennet ihre Wehen.

Denn innen weinen sie, wo taub die Ohren,
Nur meines nicht, dem solcher Gram beschieden,
Daß mir nichts mehr, als Seufzer stehet offen.

Wahrhaftig sind wir Schatten, Staub hienieden,
Wahrhaftig ist der Wille blind geboren,
Wahrhaftig trügerisch ist unser Hoffen."

(K. Förster.)

Kühler muten uns des Dichters „Trionfi", in denen über die Sterblichen Amore, die Liebe, über die Liebe Laura, die Keuschheit, über Laura der Tod, und über den Tod der Ruhm triumphiert. Die Nachahmung Dantes ist hier unverkennbar. Petrarcas Dichtungen in der Volkssprache sind zum Gemeingut der ganzen Kulturmenschheit geworden; von dem Zeitalter ihrer Entstehung tragen sie keinen Stempel an sich und bestätigen unsere Behauptung, daß Petrarcas Empfinden im wahren Sinne modern war.

An die Seite Dantes und Petrarcas stellte bald das italienische Volksbewußtsein als dritten Stern des sogenannten großen Dreigestirnes den im Jahre 1313 zu Paris geborenen Giovanni Boccaccio. Hatte Dante in seinem unvollendeten „Gastmahl" das erste Denkmal wissenschaftlicher Prosa in der Volkssprache dargeboten, so bildete Boccaccio vor allem die leichtere Form der Prosa zu einer Vollendung aus, welche als klassisch galt. Von seinen Jugenddichtungen dürfen wir ganz absehen und auch seine Hauptwerke kommen für unseren Überblick, welcher in erster Linie das Wiedererwachen der Antike im Auge hat, kaum in Betracht. Von diesen ist leider allzu bekannt sein „Decameron", weniger sind es die mit großer Kenntnis der weiblichen Seele beschriebenen Liebesleiden der „Fiammetta", sein hübscher Hirtenroman Ameto, dessen Nachahmung die ganze spätere Hirtenpoesie in das Leben gerufen hat, und seine kleine Novelle „Corbaccio" oder „Das Labyrinth der Liebe", in welcher er ein eigenes Abenteuer zwar in seiner Art, jedoch mit sympathischer Treuherzigkeit und einem Aufschwunge zu edler Regung schildert. Eine

Dame nämlich, welche er für keusch und geistigen Verständnisses für fähig gehalten, hatte seine Werbung verspottet. Dieser Mißerfolg schmetterte ihn völlig nieder. In seinem Vergleich des eigenen Wertes und des Unwertes jener fand er seinen Stolz und sein besseres Ich wieder. In einer Traumvision klärt ihn dann der verstorbene Gatte der Dame über die ganze Schändlichkeit ihres Charakters auf. Um Rache an ihr zu nehmen, veröffentlichte er die Novelle.

Über den Reiz, der von Boccaccios glänzender Erzählungs- und Darstellungskunst ausgeht, ein Wort beizubringen, wäre überflüssiges Beginnen. Nur das eine sei bemerkt: der Einfluß der lateinischen Rhetorik tritt in seiner Schreibart unverhüllt zutage, im Periodenbau sowohl wie im Prunk des Ausdruckes. Es ist wohl nicht auf diese, sondern auf seine Wahl und Behandlung des Stoffes zurückzuführen, wenn Boccaccio volkstümlich wurde. Leicht erklärlich ist es, daß seine Nachahmer in einen unerträglichen Schwulst verfallen mußten, welcher mit dem Niedergange der Volkssprache Hand in Hand ging.

Von größerem Interesse für uns ist der schon erwähnte Roman „Il Paradiso degli Alberti" des **Giovanni da Prato.** Wir begleiten den Verfasser auf seinen Wanderungen, welche zunächst den Besuch heiliger Orte bezweckten, und gelangen mit ihm zur reizvollen und fruchtbaren Ebene des Arno. Überall Naturschilderungen! Wir sehen die Stelle vor Augen, wo der Graf Carlo Guidi ein heiteres Mahl bereiten läßt „auf der kühlen Wiese oberhalb der Brücke, wo unser Arno zwischen kalten und belebt anmutenden Felsen, welche er bespült, mit anmutigem und freundlichem Murmeln hindurchfließt". Wir sehen vornehme Reisegesellschaften, hören Andrea Dandolo eine Siciliana singen von dem Unrecht und dem Leid unerwiderten Sehnens und dem Preise heißen gegenseitigen Liebens. Wir lauschen den Novellen, deren Erzählung den Reisenden die Zeit verkürzt und erfreuen unser Auge an den züchtigen Tänzen edler Frauen. Schließlich gelangen wir zu der „Paradiso" betitelten Villa des reichen adligen Kaufmannes Antonio degli Alberti. Hier versammelt sich die schon genannte vornehme Gesellschaft: Coluccio Salutati, Marsilio aus Padua, Biagio Pelacani aus Parma, der Theologe Luigi Marsigli und der blinde Musiker Francesco Landino, genannt degli Organi.

Schon am frühen Morgen kommt des Hausherr mit seinen Gästen zusammen. Man hört die Messe in der Hauskapelle;

dann nimmt man in dem herrlichen Garten auf mit prachtvollen Decken belegten Bänken Platz. Auf einem reich mit Silberzeug beladenen Anrichtetisch ist Wein und auserlesenes Konfekt für die Gäste bereitgestellt, dazu das herrlichste Obst. Francesco Landino spielt auf seiner kleinen Orgel so zart und mit so lieblicher Harmonie, daß alle wunderbar gerührt und von seinen Tönen bald berauscht werden. Eine Gesellschaft schöner Frauen und Mädchen von engelgleicher Anmut kommt in Begleitung hübscher junger Männer und erfreut die Anwesenden durch Gesang und Tanz. Doch genug von der Fülle dieser Schilderungen! Auch die Novellen, mit welchen die Gesellschaft sich unterhält, übergehen wir füglich. Nicht nur an leichter Unterhaltung findet man Gefallen; auch die ernstesten Gespräche werden geführt. Außer Augustinus und anderen Kirchenvätern sowie des Dantes Commedia liefern „das große Meer der Beredsamkeit des Livius aus Padua", die „Metamorphosen" des Ovidius und die Schriften des Apulejus den Stoff. Einer der Anwesenden wirft die Frage auf: „Welche Regierung ist die beste, die von einem oder die von mehreren ausgeübte?" Man führt das Beispiel der Römer an, welche groß waren unter der Republik, aber dem Verfall anheimfielen, als sie ihre Regierung in die Hände eines einzelnen gaben; man ist jedoch einig, daß ein guter Herrscher mehr leistet, als die Gesetze, weil diese nicht alle vorkommenden Fälle vorsehen können. Die Erzählung von einer gewissen Melissa, welche in einen Sperber verwandelt wurde, gibt Anlaß zu der tiefsinnigen Erörterung, daß unmöglich ein Mensch in ein Tier verwandelt werden kann, weil dieser nach dem Bilde Gottes geschaffen, und weil die Seele eine unvergängliche und unsterbliche Substanz ist. Auch die Frage wird erörtert, ob die Mutter oder der Vater im allgemeinen größere Liebe zum Sohne hege. Die Stellungnahme für die Liebe der Väter widerlegt eine Dame mit allen Kunstmitteln der Logik und Rhetorik, so daß ihre Gewandtheit Staunen erregt. Das Wesen der Liebe nimmt sie in jeder Hinsicht als Ruhmestitel der Frauen in Anspruch. Wieweit diese ganze Darstellung der stattgefundenen Wirklichkeit entspricht, läßt sich nicht feststellen. Die hervorragende Stellung der Frauen in der italienischen Renaissance ist eine bekannte Tatsache.

Der Florentiner Adelsfamilie der Alberti entstammte auch der erste sogenannte Universalmensch (uomo universale). Hart wurden verschiedene Zweige derselben in den mit unerbittlicher

Schärfe geführten Parteikämpfen der Stadt mitgenommen. So kam es, daß **Leon Battista Alberti** am 19. Februar 1404 zu Genua das Licht der Welt erblickte, weil sein Vater Lorenzo als Verbannter dort Unterkunft gefunden hatte. Sein Vater ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zuteil werden. Seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten waren erstaunlich. Es sei erlaubt, einige Zeilen aus Jacob Burckhardts berühmtem Werk, welche in gedrängter Kürze den biographischen Bericht zusammenfassen, anzuführen: „In allem, was Lob bringt, war Leon Battista von Kindheit an der erste. Von seinen allseitigen Leibesübungen und Turnkünsten wird Unglaubliches berichtet, wie er mit geschlossenen Füßen den Leuten über die Schultern hinwegsprang, wie er im Dom ein Geldstück emporwarf, bis man es oben an den fernen Gewölben anklingen hörte, wie die wildesten Pferde unter ihm schauderten und zitterten — denn in drei Dingen wollte er den Menschen untadelhaft erscheinen: im Gehen, im Reiten und im Reden. Die Musik lernte er ohne Meister, und doch wurden seine Kompositionen von Leuten des Faches bewundert. Unter dem Drucke der Dürftigkeit studierte er beide Rechte, viele Jahre hindurch, bis zu schwerer Krankheit durch Erschöpfung; und als er im 24. Jahre sein Wortgedächtnis geschwächt, seinen Sachensinn aber unversehrt fand, legte er sich auf Physik und Mathematik und lernte daneben alle Fertigkeiten der Welt, indem er Künstler, Gelehrte und Handwerker jeder Art bis auf den Schuster um ihre Geheimnisse und Erfahrungen befragte. Das Malen und Modellieren — namentlich äußerst kenntlicher Bildnisse, auch aus dem bloßen Gedächtnis — ging nebenher. Auch in praktischen Erfindungen bewährte er sich: Die Geheimschrift, deren sich die päpstliche Kurie bediente, rührte von ihm her. Besondere Bewunderung erregte der geheimnisvolle Guckkasten, in welchem er bald die Gestirne und den nächtlichen Mondaufgang über Felsengebirgen erscheinen ließ, bald weite Landschaften mit Bergen und Meeresbuchten bis in duftige Fernen hinein, mit heranfahrenden Flotten, im Sonnenglanz wie im Wolkenschatten. Aber auch, was andere schufen, erkannte er freudig an und hielt überhaupt jede menschliche Hervorbringung, die irgend dem Gesetze der Schönheit folgte, beinah für etwas Göttliches. Dazu kam eine schriftstellerische Tätigkeit zunächst über die Kunst selber, Markſteine und Haupterzeugnisse für die Renaissance der Form, zumal der Architektur. Dann lateinische Prosadichtungen, Novellen

u. dgl., von welchen man einzelnes für antik gehalten hat[1]), auch scherzhafte Tischreden, Elegien und Eklogen; moralphilosophische, historische Schriften, Reden, Gedichte, ja eine Leichenrede auf seinen Hund. Was man ihm alles zutraute, geht aus den Briefen eines Freundes hervor, der fast in demselben Atem sich über einen Traktat von der Kupferschmiedekunst verbreitet, eine Abhandlung über das Gießen verlangt, den Freund zur Abfassung einer Biographie des verstorbenen Ambrogio Traversari auffordert und ihm, dem auf Neuigkeiten Begierigen, politische Nachrichten aus Frankreich mitteilt. . . . Beim Anblick prächtiger Bäume und Erntefelder mußte er weinen; schöne würdevolle Greise verehrte er als eine „Wonne der Natur" und konnte sie nicht genug betrachten; auch Tiere von vollkommener Bildung genossen sein Wohlwollen, weil sie von der Natur besonders begnadigt seien. Mehr als einmal, wenn er krank war, hat ihn der Anblick einer schönen Gegend gesund gemacht. Kein Wunder, wenn die, welche ihn in so rätselhaft innigem Verkehr mit der Außenwelt kennen lernten, ihm auch die Gabe der Vorahnung zuschrieben. Eine blutige Krisis des Hauses Este, das Schicksal von Florenz und das der Päpste auf eine Reihe von Jahren hinaus soll er richtig geweissagt haben, wie ihm denn auch der Blick ins Innere des Menschen, die Physiognomie, jeden Moment zu Gebote stand. Es versteht sich von selbst, daß eine höchst intensive Willenskraft diese ganze Persönlichkeit durchdrang und zusammenhielt; wie die Größten der Renaissance sagte auch er: ‚Die Menschen können von sich aus alles, sobald sie wollen.'"

Alberti hatte die Erlaubnis erhalten, in Florenz seinen Wohnsitz zu nehmen; jedoch hatte er seinen Familienbesitz noch nicht wiedererlangt. Daher seine große Dürftigkeit, welche bei angestrengter Geistesarbeit dazu beitrug, daß seine Gesundheit untergraben wurde. Im 24. Lebensjahre verfiel er in eine schwere Krankheit. Sein Nervensystem war zerrüttet; beim Lesen bekam er Schwindelanfälle und Ohrenklingen. Den Rat, seine Studien überhaupt aufzugeben, befolgte er

[1]) Eine lateinische Komödie „Philodoxis", in Nachahmung aristophanischer Manier geschrieben, wurde ihm von einem Freunde heimlich fortgenommen und veröffentlicht. Sie fand großen Beifall, welcher sofort aufhörte, als Alberti sich als Verfasser bekannte. Man hatte sie für das Werk eines antiken Komikers gehalten.

nicht, sondern wechselte ihren Gegenstand. Weil sein Wortgedächtnis geschwächt war, beschäftigte er sich mit Mathematik und Physik, weil für diese Wissenschaften kein übergroßes Wortgedächtnis erforderlich ist. Nichts konnte ihn von der Arbeit abbringen; alles vielmehr ermunterte ihn zu dieser. Wenn er auf dem Spaziergange die Handwerker in ihren Werkstätten beschäftigt sah, sagte er zu sich selbst: „Diese da ermahnen dich, deine Arbeit wieder aufzunehmen.“ Beim Anblick blühender Anhöhen und fruchttragender Bäume fragte er sich: „Und du, Battista, welche den Menschen nützliche Frucht deiner Studien hast du aufzuweisen? Die leblosen Gegenstände halten uns, die wir eine vernünftige Seele haben, unsere Trägheit vor.“

Eine Spur von platonischem Geiste lange vor der Einführung des Platonismus in Italien kommt schon in zwei italienisch geschriebenen Jugendwerken Albertis „Hecatomphila“ und „Ephebia“ zum Ausdruck. In diesen gibt der Verfasser Anweisungen zu reiner Liebe, welche das Gemüt veredeln und den Geist bilden soll, ebenso Vorschriften, welche Art der Liebe zu pflegen und welche zu meiden sei. Es sind weniger bedeutende Schriften aus der umfangreichen Literatur über die Metaphysik der Liebe, welche die italienische Renaissance hervorgebracht hat.

Im 13. Jahrhundert hatte der gotische Stil in Italien Eingang gefunden. Die Dome von Florenz, von Siena und Orvieto sind für diese Tatsache gewaltig redende Zeugen. Der große Giotto hatte diesem Stil in der Malerei eine Vollendung verliehen, welche über alle seine Schwächen hinwegtäuscht. Der Nachklang des Byzantinischen ist bei ihm zu einem Hauch des Heiligen verklärt, welcher sich unmerklich über den gewaltig ergreifenden Ausdruck, den er den Mienen zu verleihen wußte, legt. Seine und des gleich großen Orcagna Werke sind das Höchste, was ohne die Rückkehr zur Antike erreichbar war. Unterdessen wuchs in Florenz derjenige heran, von dem die große Wendung ausgehen sollte, Filippo Brunellesco (1377—1446). Als Sohn eines angesehenen Notars, der auch als diplomatischer Geschäftsträger Verwendung fand, geboren, empfing er eine humanistische Bildung, welche es ihm ermöglichte, die antiken lateinischen Autoren zu verstehen. Die Begeisterung für das antike Römertum erzeugte in ihm eine tiefgehende Abneigung gegen alles „Barbarische“, ganz besonders in der Kunst. Ein Mißerfolg — sein Entwurf für die

beiden noch fehlenden Türen des Baptisterium wurde verworfen und der bessere Ghibertis angenommen — führte ihn dazu, sich einem besonders eingehenden Studium antiker Bildwerke zu widmen. Jahrelang beschäftigte er sich mit Messen und Zeichnen der Trümmer Roms und entdeckte durch diese mühevollen Arbeiten das Wesen der Perspektive. Als er 1417 nach Florenz zurückkehrte, war ihm ein großer Erfolg beschieden: die Vollendung der noch fehlenden Domkuppel wurde ihm auf Grund seines meisterhaften Gutachtens übertragen. Es war ein ungeheures Werk, welches er ausführte: die erste freigewölbte Kuppel, d. h. ohne Anwendung von Lehrgerüsten, und zwar mit doppelter Wölbung und dem Durchmesser von 130 Fuß. Seine perspektivischen Studien wirkten begreiflicherweise auf seine Zeitgenossen derart überzeugend, daß andere Künstler, wie Ghiberti, welcher in der Konkurrenz für die Türen des Baptisterium über ihn den Sieg davongetragen hatte, und Masaccio von ihm lernten.

Diesem Meister widmete Leon Battista Alberti seine „Abhandlung über die Malerei" mit der Bemerkung, ihm habe es geschienen, daß die erhabenen Künste und Wissenschaften, welche bei den Alten blühten, vollständig untergegangen seien, und er habe erst, aus der Verbannung zurückgekehrt, erfahren, daß in vielen, besonders aber in ihm, Brunellesco, und in Donatello ein den Alten verwandter Geist lebe. Den Ausführungen des ersten Buches stellt er einige geometrische Grundbegriffe voran, nämlich über die Linien, Winkel, Radien, Flächen, insofern sie zu den schönen Künsten in Beziehung stehen. Dann geht er auf die Farben und Lichtwirkungen ein, indem er die mannigfachen Arten und Lagen darlegt, in welchen die Lichtwirkungen auf die Farben Einfluß haben. Das zweite Buch beginnt mit den Ruhmestiteln der Malerei: einer Aufzählung der großen Männer, welche diese Kunst durch ihre Ausübung geadelt haben. Sodann teilt er die Malerei in drei Teile, nämlich die Zeichnung, die Komposition und die Farbengebung. Die Zeichnung beruht auf Fertigkeit, die Umrisse zu skizzieren; diese nennt er auch die Umschreibung, weil durch die Umrisse die Grenzen eines jeden abgezeichneten Gegenstandes auf einer unbegrenzten Fläche umschrieben werden. Die Meisterschaft des Zeichnens beruht auf dem Andeuten der genannten Grenzen mit sehr feinen und mit dem Auge nicht unterscheidbaren Linien. Diese wird besonders dem Apelles nachgerühmt, welcher darin mit Protogenes gewetteifert haben soll.

Durch dieses Verfahren erscheinen die Umrisse zart und ohne Härte; werden sie aber mit sehr deutlichen Linien ausgeführt, so erscheinen sie nicht als Ränder der Oberfläche, sondern wie Vertiefungen und Risse.

Die Komposition ist die Methode, mittels welcher in der gesamten Arbeit die einzelnen Teile verbunden werden. Die Figuren sind die Teile des dargestellten Gegenstandes. Die Glieder sind die Teile der Figuren, und die Flächen sind die Teile der Glieder. Aus der passenden Verbindung, d. i. der Komposition, der kleinen Flächen entspringen das einnehmende Aussehen und die Anmut, welche die Beschauer Schönheit nennen. Nur dem Antlitz, auf welchem die Flächen derart miteinander verbunden sind, daß die zarten Lichtwirkungen allmählich in sanfte Schatten übergehen, und an welchem keine Härte scharfer Ecken zu finden ist, wird man mit Recht Schönheit zusprechen; als häßlich wird hingegen ein solches Gesicht gelten, an welchem teils größere und teils kleinere Flächen zu bemerken sind, so daß diese an einer Stelle zu sehr hervorspringen, an der anderen zu sehr zurücktreten, wie es gewöhnlich an den natürlichen Gesichtern alter Frauen zu sehen ist. Auch die Bewegungen der Figuren bilden einen Teil der Komposition.

Bei der Behandlung der Farbengebung macht er viele Bemerkungen, besonders über die Vereinigung von Licht und Schatten, das sogenannte Helldunkel. Er behauptet, Zeuxis sei der erste gewesen, welcher mit Bewußtsein die Abstufung der Lichter und der Schatten auszuführen verstand. Hinsichtlich der übrigen Farbengebung empfiehlt er dem Maler die Mannigfaltigkeit, jedoch stets mit einer Steigerung im richtigen Verhältnis, woraus eine wohltuende Farbenharmonie entspringt.

Nach dieser Belehrung über die einzelnen Teile der Kunst gibt er dem Maler den Rat, niemals den Gebrauch des Spiegels zu unterlassen, weil in seinem zurückgestrahlten Licht die Fehler sichtbarer hervortreten. Schließlich ermahnt er den Künstler, Kenntnisse auf allen Gebieten des Wissens zu erwerben, wenn er in seiner Kunst als Meister gelten wolle. Die Geometrie wird ihn über die Regelmäßigkeit und die Proportion belehren; die Dichtkunst wird ihm viele auch der Malerei angehörende Ornamente aufzeigen; die Ethik wird ihm die Merkmale der Leidenschaften vor Augen führen, und die Geschichte wird ihm Stoffe für seine Darstellung liefern. Zum Beweise führt er

an, daß, wenn Apelles nicht im höchsten Maße gelehrt gewesen wäre, er nicht sein staunenswertes Gemälde der Verleumdung hätte erdenken können, welches uns allein in der Beschreibung des Lukian mit Bewunderung erfüllt. Alberti hat durch sein eigenes Beispiel zur Genüge dargetan, wie sehr erworbene Kenntnisse auf anderen Gebieten der praktischen Ausübung einer Kunst förderlich sind. Das Wesentliche der Kunst war ihm die Kenntnis und Darstellung des Menschen. An dieses Werk schließt sich ein kleines „Die Statue" betiteltes an, in welchem der Verfasser eine Statue geometrisch in der genauesten Proportion zu konstruieren lehrt, welche den Bildhauern als Vorbild gelten könne.

Praktisch zeichnete sich Alberti besonders in der Baukunst aus; seine Baukunst aber beruhte auf seiner Fertigkeit als Ingenieur. Die gotische Architektur Italiens war kein reiner Stil, sondern in ihrer Entartung vielmehr eine Stilmischung. Albertis auf die Antike gerichteter Blick sah in jener nur Barbarei; ihm schwebten die Einfachheit und das Ebenmaß der Bauwerke des Altertums vor. Vielen Fleiß verwandte er darum gleich Brunellesco auf die Betrachtung der römischen Altertümer, in welchen er die Herrschermacht Roms mit der edlen Anmut Athens vereinigt fand. Er forschte nach dem Ursprung dieser Kunst und ging mit großer Sorgfalt den Ursachen ihrer Fortschritte und ihres Verfalles nach. Nach langwierigen eingehenden Forschungen ordnete er die Ergebnisse in ein System ein, welches er in seinem Werke „De re aedificatoria" (Über die Baukunst) der Öffentlichkeit übergab.

Er hatte beobachtet, daß bei der Aufführung von Bauwerken die Schönheit aus einer besonderen Anordnung der Linien entspringt. Infolgedessen untersuchte er zunächst, worin das Wesen der Schönheit an sich bestehe, dann aber, welche Art der Schönheit zu jeder besonderen Art von Bauwerken gehöre. Dieser Grundgedanke liefert ihm, dementsprechend zerlegt, den Stoff zu den zehn Büchern seines Werkes. Das erste Buch behandelt die Grundrisse, das zweite das Material, das dritte die Ausführung, das vierte den Gesamtbau, das fünfte die Anordnung der Teile, das sechste die Ausstattung im allgemeinen, das siebente diejenige der Gotteshäuser, das achte die der öffentlichen Gebäude, das neunte die der Privathäuser, das zehnte die Wiederherstellung einer jeden Art von Gebäuden.

Zunächst weist er den Architekten darauf hin, daß er bei dem Plan eines Bauwerkes, welches er aufzuführen beabsichtigt, die Gesundheit und Bequemlichkeit, überhaupt den Zweck, welchem es dienen soll, dann die Dauerhaftigkeit, ja, wenn möglich die unvergängliche Dauer im Auge haben, endlich aber seinen Geschmack bei der schönen und anmutigen Ausstattung betätigen müsse. In der Folge erinnert er daran, daß große Gebäude weite Teile haben müssen, und daß dieser Grundsatz von den Alten peinlich genau befolgt wurde: diese stellten sogar für die öffentlichen Gebäude größere Mauersteine her, als für Privatbauten. Ferner solle der Baumeister die größte Sorgfalt auf die Ausschmückung des nach der belebten Gegend zugewendeten Teiles (die Fassade) verwenden und bei den übrigen Teilen das Überladene und Auffällige vermeiden, weil dort Zwanglosigkeit und Ruhe erforderlich ist. Mit einem Wort, der Baukünstler bedarf der Erfahrung und der Urteilskraft, um durch die Mittel der Kunst den im Geiste ersonnenen Plan zur Ausführung zu bringen.

Vor Alberti hatte noch niemand so eindringlich und mit so überzeugender Klarheit dargetan, daß, wie alle Kunst, auch die Baukunst für den Menschen da ist. Jede Art von Bauwerken soll eben den Menschen, für die sie bestimmt ist, förderlich sein und sie erfreuen. Nach diesem Grundsatz schufen die Alten; mittelalterliche Schnörkelei hatte diese gesunde Richtung verloren. Ein Gotteshaus soll durch seine monumentale Schönheit und Erhabenheit wirken; der Eintretende soll unwillkürlich mit andächtigem Schauer die Gegenwart des Höchsten empfinden.

Hatte Alberti seine Abhandlung über die Malerei in der Volkssprache geschrieben, so verfaßte er hingegen sein Werk über die Baukunst im besten Latein. Seine Anlehnung an Vitruvius ist unverkennbar, und seine Zeitgenossen nannten ihn den Florentiner Vitruv; jedoch ist er kein Nachahmer: seine Gedanken und seine Darstellung gehen in mehr als einer Hinsicht weit über den alten Römer hinaus. Es war schon allein eine bedeutende Leistung, den lateinischen Ausdruck bei der schwierigen und spröden Materie klar und korrekt zu handhaben.

In seinem dreißigsten Lebensjahre kam Alberti nach Rom und wurde durch Flavio Biondo am Hofe des Papstes Nikolaus V. eingeführt, welcher ihm seine Gunst zuwandte und ihm mehrere Aufträge erteilte. Das gleiche taten der Mark-

graf Lodovico Gonzaga von Mantua und der Fürst Sigismondo Pandolfo Malatesta von Rimini. Die Kirche S. Francesco in der letztgenannten Stadt ist als Albertis Meisterwerk anerkannt. Am bekanntesten sind wohl seine Loggien des Palazzo Rucellai zu Florenz. Hier wollte er an einem Beispiel dartun, daß die Architrave auf den Säulen, und die Bögen auf den Pilastern ruhen sollen. Auch zu Lorenzo de' Medici trat Alberti in nähere Beziehungen; mit Politzian, Ficino und Landino gehörte er zu dessen engerem Freundeskreise. Trotz aller seiner glänzenden Verbindungen hat er es niemals auf Reichtümer und äußere Ehren abgesehen. Er verkehrte mit den Fürsten und Großen als Gleichberechtigter; niemals aber schmeichelte er ihnen um klingenden Lohn.

Sein höchstes Ziel war die Erforschung der Wahrheit und die Nutzanwendung seiner Forschungen zum Wohle und für den Fortschritt der Menschheit; kleinliches Ausnützen seiner Arbeiten für das persönliche Interesse war ihm fremd. So kam es, daß er auf viele Erfindungen und Konstruktionen, welche ihm vermöge seiner Kenntnisse in der Mechanik gelangen, nur geringen Wert legte. Er hatte ein lebhaftes Temperament und war leicht erregbar; durch Selbstbeherrschung lernte er aber das übermächtige Feuer einzuschränken; ja er soll absichtlich die Gesellschaft anmaßender und dreister Menschen gesucht haben, um sich in der Selbstbeherrschung zu üben. Ebenso gewöhnte er sich an Entbehrungen, um im Falle der Not nicht allzusehr leiden zu müssen. Die Armut verglich er mit einem unebenen und steinigen Weg, welchen ein Mensch barfuß gehen muß. Zuerst dünkt er ihm hart und schwer; mit der Zeit aber werden seine Sohlen hart, und er fühlt die Beschwerden nicht mehr.

Viele Scherzworte, welche ihm gelegentlich entfielen, hat er selbst der Nachwelt mitgeteilt. Von einem Manne, der sich nur mit nichtigen Dingen beschäftigte, sagte er einst: „Dieser wird Nestors Alter erreichen." Nach dem Grunde befragt, antwortete er: „Weil er mit vierzig Jahren noch ein Kind ist." Als sich jemand mit Ausgaben fast zugrunde richtete, um sein Haus großartig auszuschmücken, meinte er: „Dieses Haus wird so voller Wind, daß eines schönen Tages der Besitzer fortgeweht sein wird." Als ihn einst ein Fremder auf der Straße fragte, wo man Gerechtigkeit fände, antwortete er, er wisse es nicht. Dabeistehende sagten zu ihm vorwurfsvoll, ob er denn das Gericht nicht kenne. Er antwortete: „Das wohl;

aber ich hatte ganz vergessen, daß man dort Gerechtigkeit findet." Nach einem arbeitsvollen und ehrbaren Leben starb Leon Battista Alberti zu Florenz im Jahre 1472.

Wir würden aber von dem Wesen dieses Mannes keine vollkommene Vorstellung haben, wenn wir an seinem berühmtesten Werk, welches von allen seinen Schriften die weiteste Verbreitung gefunden hat, vorübergingen, nämlich an seinem Buche „Della famiglia" (Vom Hauswesen). Der Einkleidung nach ist es die Unterweisung seines sterbenden Vaters Lorenzo an seine Söhne mit anschließendem Dialog der Familienmitglieder; in Wirklichkeit ist es ein Universalbuch, dessen reichhaltiger Stoff durch einen Überblick nicht wiederzugeben ist.

Dem dritten Buche stellt der Verfasser eine Vorrede voran, welche eine kleine Untersuchung über die Herkunft und den Wert der italienischen Volkssprache enthält, die aber passender als Vorrede oder als Anhang des ganzen Buches am Platze wäre. Er nimmt Stellung gegen die Meinung, die lateinische Schriftsprache wäre schon im Altertum eine reine Gelehrtensprache gewesen. Die Entstehung der italienischen Volkssprache führt er auf die Verderbnis des Lateinischen durch die eingedrungenen barbarischen Völker, als da sind Gallier, Goten, Vandalen u. a., zurück. Von einer natürlichen Veränderung der Sprachen nach bestimmten Lautgesetzen konnte er allerdings nichts wissen. Eine Lanze bricht er für das toskanische Idiom gegen seine Verächter, welche auch das in ihm vorzüglich Geschriebene für geringer halten möchten, als Latein.

Als den Angelpunkt des Ganzen darf man die Ausführungen über den Wert und das Wesen der virtù, der vielgerühmten Trefflichkeit, annehmen. Alles übrige kann nur als Wegweiser zu ihr gelten. Nichts bleibt weniger verborgen, als die Trefflichkeit. Sie steht über allen menschlichen Gütern leuchtend und hehr. Man sagt, der Mensch könne das, was er will. Nun wohl, wenn du alle deine Kräfte anspannst und alle deine Talente einsetzest, so mußt du unbedingt bei jeglicher Betätigung die höchste Stufe der Vollkommenheit und der Berühmtheit erreichen. Der vielseitig Tätige verdient den höchsten Preis, auch wenn er nicht überall vom Glücke begünstigt ist. Am fernsten steht der Trefflichkeit derjenige, welcher sich von vornherein aus Bequemlichkeit auf ein enges Gebiet beschränkt, das ihm zusagt. Wer aber eine für ihn passende Tätigkeit erwählt hat und nicht die höchste Stufe erreicht oder es zu gar nichts bringt, hat dies nur seiner Saumseligkeit

zuzuschreiben. Um Ruhm zu erwerben, ist Trefflichkeit erforderlich; um Trefflichkeit zu erlangen, muß man streben, das zu sein, wofür man gelten möchte. Der Trefflichkeit oder der Tugend steht das Laster feindlich gegenüber: es beraubt den Geist der Fähigkeit zu denken und zu handeln, aller Freiheit und Männlichkeit.

Darum beuge man die Seele nicht unter dieses Joch und tausche die Tugend nicht gegen Schätze ein; denn nach einem Worte Platons ist alles Gold unter der Erde, alles Gold auf der Erde, ja alles Gold der ganzen Welt nicht mit der Tugend zu vergleichen! Der Ursprung aller Laster aber ist der Müßiggang. Aus dem Müßiggang entspringt die Unzucht; aus der Unzucht entspringt die Verachtung der Gesetze; aus dem Ungehorsam gegen die Gesetze entspringen der Verfall und der Untergang der Staaten. Der Mensch ist nicht dazu geschaffen, auf der Faulbank zu verkommen, sondern aufrecht zu stehen und tätig zu sein. Alle geistigen Fähigkeiten, Verstand, Urteilskraft, Gedächtnis, Begehrungsvermögen, Zorn, Klugheit, durch welche der Mensch den Willen und die Wildheit eines jeden Tieres bezwingt, sind ihm zur Betätigung gegeben.

Die Erziehung der Knaben muß unbedingt eine humanistische sein; ein unwissender Edelmann wird nicht höher zu achten sein, als ein Bauer. Jedoch dürfen sich die Studien nicht allzu engherzig auf die klassische Literatur beschränken; auch andere Wissenschaften und das praktische Leben muß der Jüngling kennen lernen. Vor allem darf er nicht immer bei seinen Büchern eingeschlossen sein, sondern muß auch Gelegenheit zu körperlichen Übungen haben. Ein altes Sprichwort sagt: „Wie du Kinder haben willst, so wähle die Mutter!" Alberti hat, ebenso wie Francesco Barbaro, ein Buch über die Wahl der Gatten „De re uxoria" geschrieben. Aber auch in dem Buche über das Hauswesen verbreitet er sich über diese Materie. Die Gattin soll nicht zu fett und zu mager, dazu frisch und heiter sein. Braunhaarige sind den Schwarzen vorzuziehen. Sehr kleine sowie sehr große und schlanke Mädchen sind weniger geeignet. Der Zweck der Ehe ist das Zeugen von Söhnen. Dazu ist eine kräftige Körperbeschaffenheit der Frau erforderlich. Hat sie viele Brüder, so kann man daraus schließen, daß sie die geeignete erbliche Anlage haben wird. Am geeignetsten zur Ehe ist ein junges Mädchen, da eine junge Gattin dem Manne folgsamer sein wird. Die Schönheit und der Wert der Frau bestehen weniger in den Reizen des Antlitzes,

sondern in ihrer Fähigkeit, eine große Schar von Söhnen zu zeugen, und in ihrem Charakter. Am sichersten wird man in der Wahl gehen, wenn man auf die Eigenschaften ihrer Mutter und ihrer übrigen Verwandtschaft sieht[1]).

Überreichlich ist die Zahl der Dinge, auf welche Alberti eingeht. Er nimmt Stellung gegen die Verschwendung und die Prunksucht jeder Art, auch gegen das Schminken der Frauen. Er warnt vor übertriebenem politischem Ehrgeiz; jedoch soll der Bürger dem Staate dienen. Der Mensch ist für den Menschen da, und unser Leben gehört nicht nur unserer Familie, sondern auch dem Vaterlande. Die schönste Freude und Erholung bietet das Landhaus. Der Besitz eines Landhauses ermöglicht den ungetrübtesten, herrlichsten Naturgenuß, aber er bietet auch Nutzen durch die Verwertung der ländlichen Erzeugnisse.

Nach unermeßlichem Elend, welches die inneren Streitigkeiten hervorgerufen hatten, erlebte das Florentiner Staatswesen seine höchste Blüte unter der Herrschaft einer bürgerlichen Kaufmannsfamilie, deren Einfluß seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts trotz mehrfacher Niederlagen stetig gestiegen war. Seit der Rückkehr Cosimos aus der Verbannung im Jahre 1434 war seine Herrschaft fest begründet. Er war durchaus nicht frei von Unrecht; mit Engelsgüte wäre aber unter den dortigen Verhältnissen im 15. Jahrhundert gar nichts, am allerwenigsten eine politische Machtstellung, zu erreichen gewesen. Weder Cosimo noch einer seiner direkten Nachkommen hat einen Fürstentitel geführt. Über die politische Geschichte des Hauses Medici zu handeln, ist nicht unsere Aufgabe; aber auch das Mäzenatentum dieser Familie, welches wir mehrmals streiften,

---

[1]) Man vergleiche hiermit die Ratschläge, welche Michelangelo seinem Neffen in einem Briefe erteilte: „Richte dein Augenmerk nicht zu sehr auf die Schönheit, denn du bist auch nicht der hübscheste Bursche von Florenz! Es genügt, wenn sie nicht gerade hinkt oder ganz abstoßend ist. Stelle besondere Ansprüche nur hinsichtlich ihrer Familie, ihrer Gesundheit und Herzensgüte! Habe keinen Kummer darum, wenn sie auch arm ist! Dann wird sie sich nicht schämen, nach der Hauswirtschaft zu sehen, und wird dich in Frieden lassen, während ein reiches Mädchen dich zu Festen, zu Hochzeiten, zu Gastmählern und allerhand derartigen Torheiten schleppen und dich zum Sklaven machen wird. Endlich: ein armes Mädchen heiraten, ist eine Art von Almosengeben."

in seinem ganzen Umfange zu schildern, würde allein den Raum eines umfangreichen Werkes erfordern. Cosimos Errungenschaften waren unter der Herrschaft seines Sohnes, des schwachen Pietro, von großer Gefahr bedroht. Jedoch wurde das Verderben glücklich abgewendet. Die Verschwörung des Luca Pitti wurde entdeckt, und die Feinde der Medici mußten in die Verbannung gehen. Da brach die größte, aber leider so kurze Zeit für Florenz heran.

Lorenzo il Magnifico (der Erlauchte) führte seit dem am 2. Dezember 1469 erfolgten Tode Pietros zusammen mit seinem Bruder Giuliano die Herrschaft. Noch sehr jugendlich — er war geboren am 1. Januar 1448 — verstand er, mit fester Hand die Zügel des Staatswesens zu führen, vor allem aber in der glänzendsten Weise seinen Sinn für Kunst und Wissenschaft zu betätigen. Bekannt ist das furchtbare Geschick, welches beiden Brüdern von einer Gesellschaft mächtiger Verschwörer zugedacht war, zu welchen als Anstifter und Mitwisser der Papst Sixtus IV., ferner der Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, gehörten, deren Ausführung aber dem Francesco de' Pazzi und einigen seiner Verwandten übertragen war. Giuliano erlag dem Mordanschlag in der Kirche. Das Strafgericht über die Mordbuben, von welchem der Erzbischof nicht ausgenommen war, beschwor die Rache des Papstes herauf. Er sowohl wie der König Ferdinand von Neapel erklärten der Republik den Krieg. Als dieser einen unglücklichen Verlauf nahm, schlug die Stimmung des Volkes gegen Lorenzo in Feindschaft um. Er fühlte sich in der Heimat nicht mehr sicher und entschloß sich zu einer eigenartigen diplomatischen Handlung. Heimlich begab er sich an den Hof des Königs Ferdinand, um mit diesem zu unterhandeln. Der König, welcher seinen Feind hätte gefangen setzen können, empfing ihn in einer Regung von Edelmut höchst ehrenvoll und zeigte sich geneigt, auf Lorenzos Vorschläge einzugehen. Dieser bedurfte seiner ganzen Klugheit und Gewandtheit, um seine Rolle durchzuführen. Bei Tage zeigte er sich als heiterer Gesellschafter, verbrachte aber um so furchtbarere Nächte der bangsten Unruhe. Endlich glückte aber sein verborgener Plan. Durch heimliche Verbindungen seines Handels hatte er in Konstantinopel erreicht, daß die Türken einige Kriegsschiffe sandten, welche die Küsten der Romagna und des Königreichs Neapel zu bedrohen schienen. Durch diese Gefahr erschreckt, ließen sich der Papst und der König zu einem

für Florenz ehrenvollen Frieden bewegen; der erstere hob auch den über die Stadt ausgesprochenen Bann auf.

Durch das Glück seiner Diplomatie stieg Lorenzos Ansehen in Florenz außerordentlich. Er brachte es durch geschickte Maßnahmen fertig, daß die Regierungsgewalt in noch unumschränkterem Maße in seinen Händen lag, als früher. Allerdings wirtschaftete er nicht auf solider Grundlage. Durch seinen fürstlichen Aufwand, durch Unterstützung Unbemittelter und seine ungemessenen Ausgaben für Volksbelustigungen zerrüttete er sein Vermögen, welches sich nicht wieder ergänzte, da seine Handelsgeschäfte ganz in Verfall gerieten. Dennoch war die Zeit seiner Regierung die größte der Stadt und die herrlichste Blüte der italienischen Renaissance. Lorenzo war kein rein sittlicher Charakter, sondern ein, wenn auch feiner und nicht unedler, Genußmensch. Er genoß das Leben in allen seinen Gestalten: Kunst, Wissenschaft, Liebe und Prunk. Dabei wußte er wohl, daß das Glück des Heute nicht von Dauer war. Viel zitiert wird das Verschen, mit welchem sein „Trionfo di Bacco e d'Arianna" beginnt:

„Schön ist Jugend, frei von Sorgen,
Doch sie schwindet Tag um Tag;
Darum freue sich, wer mag,
Niemals sicher ist das Morgen."

Die drohende Sintflut hat er nicht erlebt; aber er sah sie wohl kommen. Es hieß: nicht daran denken und dem Leben die schönsten Seiten abgewinnen! Heiterkeit war das Merkmal seiner Gesellschaft. Lorenzo selbst war Dichter: seine poetischen Erzeugnisse sind in der Form vollendet, voll glänzender Gedanken und zeugen von einer lebhaften Phantasie; aber er ist im großen ganzen Nachahmer, besonders Petrarcas. Klagte dieser über die keusche Strenge seiner Laura, so nahm deren Stelle für Lorenzo Lucrezia Donati ein. Lorenzo hat seinen Platonismus in mehr als einer Dichtung zur Geltung gebracht; in seinem Canzoniere ist diese Liebe nach dem Vorbilde von Dantes „Neuem Leben" übersinnlich verklärt. Seine Gestaltung des Stoffes ist überaus fein, ja von ästhetischer Zartheit. An einem sonnenklaren Apriltage ward einst ein schönes Mädchen, welches in der Blüte der Jugend dahingegangen war — es war die einem Lungenleiden erlegene Simonetta Cattaneo, die Geliebte seines Bruders Giuliano — in einem offenen Sarge zur letzten Ruhestätte getragen. Das Gedenken an diese ge-

wesene Schönheit trug er lange in seinem Herzen. Da erblickte er an einem öffentlichen Feste eine Dame von so holdem und eigenartigem Reiz, welche an Schönheit und Anmut die Verstorbene noch weit übertraf. Nach der platonischen Lehre seines Meisters Ficino entspringt die Liebe aus der Übereinstimmung des dem Menschen angeborenen Idealbildes mit der Vorstellung, welche die wirkliche Person erweckt. Diesen Platonismus der Liebe bringt er in seiner Dichtung zum Ausdruck, und zum poetischen Rahmen dient die frei erfundene Einleitung. In Wirklichkeit verehrte er nämlich die Lucrezia Donati schon vor 1467, also lange vor dem Tode der Simonetta Cattaneo, welcher am 26. April 1476 eintrat. Hinsichtlich der metaphysischen Abstraktion geht Lorenzo weit über Petrarca hinaus, welcher in seinen Sonetten und Kanzonen die natürlichen Schranken der Lyrik eigentlich niemals überschritt, wenn auch seine Philosophie in seiner Dichtung Spuren hinterließ. Hier zeigt sich deutlich der Unterschied zwischen dem ursprünglichen Dichtergeiste und dem sinnenden Nachahmer. Lorenzo zeigt mehrfache Abhängigkeit: das metaphysische Leitmotiv entstammt der genannten Philosophenschule; seine Lebensschilderung hat zu Vorbildern Dante, Petrarca und die Lyriker des „süßen neuen Stiles". Trotzdem ist er ein Meister der Sprache und hinsichtlich der Gestaltung des Gedankens kein sklavischer Nachahmer. Das holde Bild, das er im Busen trägt, erhebt ihn zu der schönsten dichterischen Begeisterung, welche ihn für alle Regungen der Seele, für Bangen, Tränen und jubelnde Hoffnung, den ergreifendsten Ausdruck finden läßt. Es ist ein Kreislauf, welchen er schildert. Sein Gedankenbild, welches er in sich trägt, führt ihn wieder und wieder dazu, den Anblick der lebenden geliebten Person zu suchen, dann aber von diesem sich zurückzuwenden

„Zum holden Licht, zur grenzenlosen Wonne
Der Schönheit, durch die edle Herzen leben,
Wie jeder Stern sein Licht nimmt von der Sonne."

Ficinos „Gespräch über die Liebe" bildet einen Marksstein in der italienischen Literatur über die Liebe. Lorenzo lehnt sich offensichtlich an dieses an, folgt aber auch älteren Spuren, wie Dante und Guido Cavalcanti. „Liebe und ein edles Herz sind eins" ist ein Satz aus dem Canzoniere, welcher ihm auch als Sinnspruch voranstehen könnte. Überaus sympathischen

Ausdruck findet die Liebe zur Natur, welche stets in innigster Beziehung zu der Liebe seines Herzens steht.

„Wohin die schönen Augen meine Dame lenket,
Ohn' andre Sonne holde Blumen sprießen,
Das Schönste läßt hervor die Erde schießen
Von neuer Farbenpracht, in grünes Bett gesenket."

Wie groß die Freude der Männer des medizeischen Kreises am Naturgenuß ist, dafür zeugen Briefe Ficinos und anderer; ja sogar an allen Einzelheiten der Landwirtschaft nehmen Polizian und seine Freunde Interesse. Hier wirkt allerdings das Vorbild Virgils, in dessen Spuren sie wandeln. Das Landhaus ist der Gegenstand ihres Entzückens. Auch hier weiß Lorenzo die Liebe einzuflechten. Die Nymphe Ambra — dieser Name ist der Titel einer seiner Dichtungen in Stanzen — wird von dem Flußgott Ombrone, der sie liebt, verfolgt. Sie flieht über Felder und Höhen, bis sie durch den Arno gehindert wird, sich seiner Gewalt zu entziehen. Da bittet sie Diana, sie in Stein zu verwandeln. Ihre Bitte wird erfüllt, und so kann sie der keuschen Liebe ihres Schäfers Lauro treu bleiben. Lauro ist aber Lorenzo selbst, und Ambra seine Villa zu Cajano zwischen Florenz und Pistoja, welche Giuliano da San Gallo erbaut hatte.

Das mythologische Element spielt hinein in die dichterische Phantasmagorie mit platonischem Hintergrund „Die Liebeswälder". Im ersten Gesange feiert er den Tag, an welchem der Anblick der Geliebten ihn mit holdem Zauber fesselte. In einem vom Himmel herabsinkenden Blütenregen inmitten einem Reigen anmutiger Mädchen stand sie und forderte das Herz des Dichters; strahlende Heiterkeit erfüllte die ganze Natur. Mit unbeweglich auf sie gerichtetem Blick schaute er in ihr die hohe Schönheit, gleichwie die seligen Geister ohne Unterlaß das heilige Angesicht Gottes anschauen. Breiteren Raum nimmt die Mythologie im zweiten Gesange ein. Die Angebetete ist entschwunden; aber die Hoffnung stärkt das wunde Herz Lorenzos. Er sieht im Geiste bei ihrer Rückkehr die Erde grünen und sich mit buntflammenden Blumen schmücken, alle Kreatur, auch die Berg- und Flußgottheiten, zu ihrem Empfange bereit, wenn sie wiederkommt und nach Florenz allen Zauber der Anmut bringt. Jedoch in einem Winkel ihres Hauses wohnt die Eifersucht, von der eine allegorisch-mythologische Beschreibung gegeben wird. Aber alles ist Einbildung, von der Hoffnung

verursacht; im Gegensatz zu ihr erinnert das Gedächtnis an das verlorene Glück. Hier nimmt die Mythologie überhand. Die Schilderung der erlittenen Qualen veranlaßt den Dichter, die Gabe der Hoffnung mit dem Gefäß der Pandora zu vergleichen. Er wünscht, Amore möge ihn mit der Angebeteten in die alte Zeit des Glückes zurückversetzen oder wenigstens sie selbst zurückführen. Siehe, da lächelt ein neues Morgenrot der Kreatur, ein sanfter Zephyr weht, die Blumen sprießen, die Vögel singen: die Herrliche erscheint, begleitet von der Liebe und der Schönheit.

Es ist unmöglich, den Inhalt aller Dichtungen Lorenzos mitzuteilen. Auch religiöse Gedichte gelangen dem Sohne der frommen Lucrezia Tornabuoni. Satirische Dichtungen, ein komisches Bauerngedicht „Nencia di Barberino" von großer Sprachkunst, wohl ironischer Tendenz, und nicht zu vergessen seine „Canti carnascialeschi", sehr lockere, man kann sagen frivole, Karnevalsgesänge bilden ein Ganzes, dem zum wenigsten dichterische Universalität nicht abzusprechen ist.

Sein Mäzenatentum ist allbekannt. Verrocchio restaurierte in seinem Auftrage antike Bildwerke und schuf das Grabmal des Piero und des Giovanni di Cosimo. Giuliano da San Gallo erbaute außer seiner Villa in Cajano die Sakristei von S. Spirito; für ihn arbeiteten Antonio Pollajuola, Filippino Lippi und Sandro Botticelli, welcher den Darstellungskreis der Malerei durch Heranziehen der klassischen Mythologie und allegorischer Stoffe beträchtlich erweiterte. Polizian reiste für ihn nach Ferrara, Padua und Venedig, um Handschriften zu suchen. Johannes Laskaris bereiste in seinem Auftrage Griechenland, um Kunstwerke und Handschriften aufzukaufen. Eine Schule von Musikern hatte sich um ihn versammelt; Marsilio Ficino gesellte sich zu deren Kreise und trug Sorge, daß auch unter den Platonikern diese Kunst gepflegt wurde. Lorenzo liebte die großen Feste und nahm jede Gelegenheit wahr, sich hervorzutun und besonders dem Volke Vergnügen zu bieten.

Polizian dichtete seine „Festa di Orfeo" zur Unterhaltung der Hofgesellschaft und ihrer Gäste. Sein unvollendetes Meisterwerk, die Stanzen zum Preise der zu Ehren Giulianos veranstalteten Turniers, sollen ein episches Gedicht darstellen, bestehen aber, entsprechend dem Talente des Verfassers, mehr aus einer Reihe reizvoller lyrischer Schilderungen und Stimmungsbilder von wunderbarem sprachlichem Wohllaut. Was der Dichter vollendet hat, ist nur die Einleitung, die Be-

schreibung einer Jagd, auf welcher der Liebesgott den gefeierten Giuliano durch das Trugbild einer weißen Hindin durch den dichtesten Wald auf einen blumenreichen Plan lockte, wo er eine schöne Nymphe fand; gemeint ist Simonetta Cattaneo. Eine, für sich betrachtet, reizvolle Beschreibung des Reiches der Venus bildet eine Abschweifung von der Handlung. Diese wird wieder dadurch aufgenommen, daß die Göttin dem Giuliano in der Nacht einen Traum sendet, der ihm den Sieg im Turnier, aber auch den baldigen Tod der Geliebten verkündet. Mit einer sechs Stanzen langen Anrufung der Gottheiten Minerva, Amor und Gloria schließt das im ganzen 46 Stanzen lange Bruchstück. Der eigentliche Gegenstand, das Turnier, kommt nicht zur Darstellung. Offensichtlich ist der Zweck des Gedichtes die Verherrlichung der Mediceer, für welche der Verfasser sich den Claudian zum Vorbild genommen hat. Die Mythologie wird reichlich herbeigezogen, nicht immer in geschmackvoller Weise: so z. B. wenn Polizian die Mutter der Brüder Lorenzo und Giuliano, eine christlich fromme Dame, als etruskische Leda bezeichnet.

Jedoch nicht nur diese an seine klassischen Studien erinnernden, sondern auch leichte heitere Dichtungen gelangen dem gelehrten Humanisten. Während seines Landaufenthaltes lauschte er den fröhlichen Weisen des Volkes. Ein ziemlich bekanntes Verschen wollen auch wir anführen:

„Amore kommt mit Scherzen,
Mit Lilien und Rosenzweigen.
Öffnet ihm eure Herzen,
Ihr Schönen, in holdem Reigen!
Wer wird als erste sein eigen
Und reicht ihm die Blume vom Mai?"

Am Hofe Lorenzos lebten auch die drei Brüder **Pulci**, von denen der bekannteste Luigi, der Dichter des „Morgante maggiore" ist. Dieses wunderliche Werk ist ein Mischmasch grotesker Komik und ernster Anwandlungen. Anklänge an alle möglichen Dichtungsarten, selbst an Petrarca finden sich darin. Verspottung der veralteten Auswüchse des Ritterwesens ist wohl der Zweck der Dichtung. An Geschmacklosigkeiten fehlt es darin nicht. Mit einer gewissen Salbung, aber immerhin ergreifend, wird z. B. Rolands Tod geschildert, gleich darauf folgt ein kläglicher Scherz: ein Donnerschlag rührt von dem Knall der Paradiesespforte her. Ein edler Charakter war Luigi

Pulci nicht; das bezeugen seine niedrigen Angriffe auf Marsilio Ficino, welchem er den Beinamen eines „zweiten Plato" nicht gönnt. Trotz der mannigfachen Gegensätze hatte diese bunte Gesellschaft am Hofe Lorenzos Spielraum. Anregung und Zerstreuung gab es in Fülle. Hochzeitsfeste, Empfänge von Fürsten und was sonst zum Feiern sich irgend bot, machten Florenz zur Stätte eines großen Karnevals. Aber auf diesen Karneval folgte der Aschermittwoch.

Seit dem Jahre 1490 weilte in Florenz als Insasse des Dominikanerklosters von S. Marco **Girolamo Savonarola** aus Ferrara (geb. am 26. September 1452). Bald lenkte er durch seine Predigten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Gegen die Verderbnis der Kirche, insbesondere der hohen Geistlichkeit, war viel geredet und geschrieben worden. Hier aber stand kein alltäglicher Prediger, sondern ein Mann mit der Begeisterung und der Gewalt eines Propheten. „Die Kirche soll gezüchtigt und dann erneut werden," rief er aus, „bald wird es geschehen! Gott will innere Andacht und keine äußeren Handlungen. So beteten die Gläubigen der ersten Zeit der Kirche; sie bedurften keiner Orgeln und keiner Kunstgesänge." Er donnerte gegen das üppige Leben an den Höfen der Fürsten, der weltlichen sowohl wie der geistlichen, gegen den Prunk und gegen die Laster, aber auch gegen die humanistische Bildung. Platon und Aristoteles, Virgil, Horaz und Cicero waren ihm ebenso ein Greuel wie die lasterhaften Ausschweifungen. Nicht zum wenigsten nahm er zur Zielscheibe seiner Invektiven das Florentiner Leben und das Treiben des Mediceerhofes.

In der Fastenzeit des Jahres 1491 predigte er in der Kathedrale. Durch den Eindruck, welchen er auf das Volk machte, kühner geworden, erhob er sich mit großer Deutlichkeit gegen Lorenzo. Er weissagte dessen Tod, aber auch den des Papstes und des Königs von Neapel. Lorenzo erkrankte; an sein Sterbelager ließ er Savonarola kommen. Am 8. April 1492 starb er. Auch die beiden anderen Prophezeiungen des Mönches gingen in Erfüllung.

Die Regierung Pietros, des Sohnes Lorenzos, war schlecht; seine Ansprüche auf die Fürstenwürde und andere Mißgriffe machten ihn beim Volke verhaßt. Im Jahre 1494 wurde er aus der Stadt verbannt. Savonarola hatte in seinen Fastenpredigten ein furchtbares Strafgericht für Florenz angekündigt. Die Sintflut würde hereinbrechen, der König von Frankreich

gegen Italien ziehen. So geschah es, und der Prior von San Marco, der sein Kommen prophezeit hatte, empfing ihn im Namen der Signoria vor seiner Ankunft in Florenz zu Pisa. Seine Ermahnungen blieben eindruckslos; jedoch das feste Auftreten der Florentiner Regierung veranlaßte den Abzug des fremden Heeres.

Nun war Savonarolas Macht auf ihrem Gipfel. Er wollte eine Gottesherrschaft einführen als der Prophet des Höchsten, als ein zweiter Moses. Abgesehen von seiner eigenen übermenschlichen Stellung war die von ihm eingeführte Verfassung demokratisch. Nachdem er sein Ziel erreicht hatte, ging er an das Ausrotten des Luxus, der Ausschweifung, aber auch der Kultur. „Ihr Frauen, die ihr mit Schmuck und körperlicher Schönheit prangt, laßt euch sagen, ihr seid allesamt häßlich. Wollt ihr wahre Schönheit sehen, so betrachtet einen vom heiligen Geiste beseelten frommen Beter, wenn ihn das Geisteslicht der göttlichen Schönheit durchleuchtet!"

Einen völligen Umsturz alles Bestehenden erlebte Florenz unter dem Einfluß des Fanatikers. Neue Gesetze wurden zur Bestrafung des Lasters und zur Einführung strenger Zucht erlassen. Nicht nur die Buhldirnen wurden verjagt und die Karten- und Würfelspiele verboten, sondern auch alle Kunstwerke, welche Anstoß erregten, vernichtet, Musikinstrumente und Bücher verbrannt, insbesondere die Novellen des Boccaccio. Am Karneval des Jahres 1497 fand das große Feuergericht über alles statt, was Savonarola zu den Eitelkeiten rechnete. Die Jugend war aufgeboten worden, aus den Häusern alles herbeizuschleppen, was irgendwie nach des allmächtigen Mönches Urteil der Vernichtung verfallen war. Aller Frohsinn war aus der Stadt verbannt; höhere Geisteskultur war anstößig. Polizian starb geächtet. Pico della Mirandola war auf das tiefste von Savonarolas Bußpredigten ergriffen. Die harmlos heitere Gemeinschaft der Platoniker war gestört; viele ihrer Anhänger gingen in das Lager des Propheten über. In der Stadt bestanden zwei Parteien: das niedere Volk hielt zu Savonarola, während der Adel den Zerstörer der Kultur haßte. Endlich brach über diesen das Verhängnis herein. Er war in Rom wegen seiner Angriffe auf die Häupter der Kirche verklagt worden, und der Papst Alexander VI. forderte ihn vor sein Gericht. Savonarola gehorchte nicht, und die Regierung der Stadt verweigerte seine Auslieferung. Inzwischen waren aber seine Feinde zu den obrigkeitlichen Ämtern gelangt. Am

Himmelfahrtstage versuchte die jüngere Adelspartei, ihn durch einen Mordanschlag aus dem Wege zu räumen. Dieser mißlang, aber die Signoria verbot ihm das fernere Predigen. Dem Verbote zum Trotz bestieg Savonarola am Sonntag Septuagesima die Kanzel, um mit aller Macht gegen die Verderbnis der Kirche und der weltlichen Behörden zu predigen. Ein Gottesurteil, welchem sich ein Mönch aus seinem Kloster unterziehen wollte, kam nicht zustande, weil dieser bei dem Gange durch das Feuer eine konsekrierte Hostie mitzuführen beabsichtigte. Nunmehr wandte sich das Volk von dem Prior, auf welchem der Bannfluch des Papstes lastete, ab, und die Gegenpartei gewann die Oberhand. Der Ausgang ist allbekannt. Savonarola wurde gefangen genommen, gefoltert und als Ketzer hingerichtet. Dies geschah am 23. Mai 1498.

Die große Macht des ungewöhnlichen Mannes bestand in seiner gewaltigen Beredsamkeit. Seine Predigten sind kunstreich und voll pathetischer Lebendigkeit. Hören wir, wie er gegen seine Gegner Stellung nimmt! „Obwohl einige, die mich verspotten, und denen ich ein Anstoß bin, zu den Weisen dieser Welt gezählt werden, so wird doch jeder, welcher alles recht erwägt, erkennen, daß sie nicht weise, sondern Toren sind. Denn der Apostel sagt: ‚Die Weisheit dieser Welt ist Torheit bei Gott.' Betrachte das Leben der Weisen dieser Welt, und du wirst ihre Torheit sehen! Daher ist es nicht verwunderlich, daß sie die wahrhaft Weisen verhöhnen. Ein Zeichen, o mein Gott, daß ich zu deinen Weisen gehöre, ist, daß ich jenen ein Anstoß bin; nicht allein bin ich es, nein, du hast mich den Toren zum Anstoß gemacht. Dies ist das größte Zeichen meiner Erwählung; denn stets hast du so mit deinen Auserwählten gehandelt, daß du sie den Toren zum Anstoß gemacht hast. Mehr noch bestätigt mir meine Sendung, daß du mir Geduld verliehen hast, welche deine Gabe ist; sagt doch der Prophet: ‚Wie bist du meine Geduld, o Herr!' Ja, ein Zeichen ist die Geduld, die du mir verliehen hast, denn ich verstummte und habe nicht meinen Mund geöffnet. Stumm bin ich gewesen und öffnete nicht meinen Mund, nicht zornig war ich, als ich den Spott und Hohn der Toren vernahm; das tat ich aus Liebe zu dir und, um deine Leiden zu teilen. Ich weiß, daß du diese Prüfungen ergehen ließest, um mich in der Tugend zu stärken. Dennoch aber, o Herr, weil ich Fleisch und gebrechlich bin und sündigen könnte, werde ich sagen wie Hiob: ‚Welches ist meine Stärke, daß ich aushalte, und welches ist

mein Ende, daß ich in Geduld handle? Weder die Stärke der Felsen ist meine Stärke, noch ist mein Fleisch von Erz.' Ja, ich bin weder von Stein noch von Erz. Nimm ein wenig von mir deine Streiche, daß ich wieder aufatmen kann und mich stärken in deinem Geiste! Ich weiß wohl, daß du deinen Auserwählten diese Prüfungen sendest, um sie auf den rechten Weg zu lenken. Dennoch, o Herr, diese immerwährenden Züchtigungen und Geißelungen machen den Menschen kleinmütig und führen ihn in Verzweiflung. Ich bin ohnmächtig und verzweifelt geworden; aber ich danke dir, daß du mich nicht gänzlich verlassen hast; ja, du hast mich erhoben und erleuchtet, nämlich ‚wegen seiner Ungerechtigkeit hast du den Menschen gezüchtigt.'" In der Fortsetzung donnert er immer gewaltiger gegen die Sünder und verkündigt das Strafgericht über Florenz. So begründet alle seine Anklagen gegen die Verderbnis der Kirche und des Zeitalters waren, sein Wüten gegen die Kultur war der Wahnsinn eines irrenden Visionärs, und seine Erfolge beruhten auf der Not und der wankelmütigen Beschränktheit des Volkes. Derartige religiöse Schreckensherrschaften — ein ähnliches Beispiel bietet das Vorgehen Calvins in Genf — bessern die Menschen innerlich nicht im geringsten, sondern zeitigen zumeist Fanatismus und fromme Heuchelei.

Mit dem Tode Lorenzos de' Medici ist die große Zeit des Florentiner Staates vorbei. Fremdherrschaft und elende Nachkömmlinge der Mäzenatenfamilie lassen keine vollkommene Größe mehr aufkommen. Aber das Geschaffene ist dem Geiste Italiens und der Kulturwelt unauslöschlich eingeprägt. Es wirkt fort in Rom, in vielen Städten Italiens, in Frankreich, in Deutschland und über diese Länder hinaus.

Der Humanismus hat sein Werk vollbracht, die Wiedererweckung des klassischen Altertums. Auch er lebt fort, sogar noch lange Zeit; aber sein Wirken hat nicht mehr die frühere Bedeutung: es ist die Zeit der Ernte dessen, was die großen Männer, welche wir kennen lernten, gepflanzt hatten. Durch ihre Arbeit besaß man die wissenschaftlichen Hilfsmittel, die Klassikerausgaben, die Kommentare und Nachschlagewerke; man besaß die Glätte des Stiles in dem Maße, daß man sich erhaben über die großen Pioniere dünken konnte. Auf die Zeit der Ernte folgte der Verfall; die Kleinlichkeit des fanatischen Ciceronianismus leitete ihn ein. Das Große, welches der Humanismus gebracht hatte, lebte auf anderem Gebiet weiter in der bildenden Kunst.

Das Wiedererwachen des klassischen Altertums im eigentlichen Sinne war aus dem Werden zur Wirklichkeit geworden. Eine neue Zeit brach an. Die Männer des Mediceerkreises, ein Polizian, in Ficino, erlebten noch das Erscheinen ihrer Werke im Druck. Es muß ein eigenes Gefühl gewesen sein, das Bewußtsein, daß nunmehr das unendlich mühselige Abschreiben, bei welchem sich von einer Abschrift zur anderen die Fehler häuften, aufhören sollte, die Gewißheit des Autors, daß sein Werk in unbegrenzter Zahl von Exemplaren über den Erdkreis Verbreitung finden würde. Dennoch blieben noch lange die schön geschriebenen und verzierten Handschriften der Stolz der Bibliotheken. Ein Federigo Montefeltro, Herzog von Urbino (gest. 1482) hätte sich sogar geschämt, ein gedrucktes Buch zu besitzen. Unaufhaltsam aber arbeiteten die Buchdruckerpressen; man druckte in allen Sprachen und Lettern, so daß um die Wende des Jahrhunderts ganz Europa, man kann sagen, überschwemmt war mit Werken, nach deren Besitz ein Petrarca, ja noch ein Poggio und Valla sehnsuchtsvoll dürsteten.

Aber noch in anderer Hinsicht trat ein Wandel in der Weltanschauung der Menschen ein, welcher auch in Italien seinen Ursprung hatte: man lernte die wirkliche Gestalt der Erde kennen. Wer auch immer Cristoforo Colombo oder Cristobal Colon gewesen sein mag, sein Gedanke, daß die Erde umschiffbar sein müsse, entstammt den Köpfen Florentiner Astronomen, insbesondere dem Geiste des **Paolo Toscanelli.** Geboren im Jahre 1397 zu Florenz, erlernte er dort von seinem Vater Domenico die Heilkunde und von dem Architekten Filippo Brunellesco die Geometrie; diese führte ihn zum Studium der Astronomie. Er erweiterte und verbesserte die alfonsinischen Tafeln bezüglich einiger Sterne und besonders der Mondbewegungen. Sein berühmtestes Werk ist der große Gnomon (Sonnenmesser), welchen er auf der Kuppel der Florentiner Kathedrale errichtete. Zu seinen astronomischen kamen für die damalige Zeit bedeutende geographische Kenntnisse, so daß er auf dem Gebiete der Erdkunde für die größte Autorität galt. Daher beauftragte der König Alfons V. von Portugal, welcher über die Frage des Seeweges nach Indien Klarheit zu gewinnen wünschte, den Canonicus von Lissabon Fernando Martinez, den Toscanelli um ein Gutachten zu ersuchen. Dieser war überzeugt, daß die Erde umschiffbar sei, wenngleich er keine richtige Vorstellung von der Größe der Erdkugel hatte.

Von dem Vorhandensein des amerikanischen Kontinentes konnte er natürlich nichts wissen. In seiner Antwort legte er die Ausführbarkeit des Unternehmens mit allen ihm zur Verfügung stehenden Beweisgründen dar und empfahl dasselbe als sehr nutzbringend; zur größeren Deutlichkeit legte er seinem Gutachten eine eigenhändig entworfene Seekarte bei. Dieses Gutachten zugleich mit der Karte übermittelte er etwas später auch dem Colombo, als dieser sich an ihn in der gleichen Angelegenheit wandte. Ihm gebührt also der Ruhm der intellektuellen Urheberschaft, wenn auch nicht der Entdeckung Amerikas, so doch des Unternehmens, welches zu dieser führte. Toscanelli besaß eine umfassende humanistische Bildung und bediente sich auch mit großer Gewandtheit der Volkssprache. Er starb 85 Jahre alt im Jahre 1482. Zu seinen Ruhmestiteln gehört auch, daß er sich vom astrologischen Wahne frei hielt, während diesem alle übrigen berühmten Astronomen des 15. Jahrhunderts huldigten, so Lucio Bellanti, Lorenzo Buonincontri, Giovanni Bianchini und Domenico Maria Navarra, der Lehrer des Kopernikus.

Ein Florentiner war auch Amerigo Vespucci, der erste Kartograph Amerikas, welchen man früher zu Unrecht für einen Betrüger und Marktschreier hielt. Der Zufall wollte, daß ein deutscher Übersetzer den amerikanischen Kontinent nach seinem Vornamen benannte, wie A. v. Humboldt nachgewiesen hat.

Die Hochrenaissance.

Die italienische Hochrenaissance ist nicht mehr ein Wiedererwachen des klassischen Altertums; dieses war schon am Ende des 15. Jahrhunderts auf allen Gebieten zur Wirklichkeit geworden. Sie ist die reife Frucht der Arbeit jener Männer, welche mit unendlicher Mühe und aufopfernder Begeisterung die vergessenen und halb verdorbenen Handschriften suchten und die Texte emendierten, den Griechen ihre Weisheit ablauschten, die Trümmer des alten Rom durchforschten und beschrieben und mit Wort und Tat die Mitwelt zur Teilnahme an ihren Bestrebungen ermunterten. Anderseits ist die Hochrenaissance, wenn man nur auf das Gewordene, nicht auf das Werdende und das Werden sieht, die Renaissance. Die Aufgabe, welche wir uns gestellt, war nicht, den Schwerpunkt auf das große Endergebnis zu legen. Wir wollten den Geist der

neuen Zeit in seinem Emporringen aus dem Mittelalter verfolgen bis zu der Stufe, wo das Alte wirklich überwunden zurückliegt, wo sich ein Neues gebildet hat, welches nicht mehr Mittelalter, aber auch nicht die Antike ist — denn das Alte kehrt nie wieder, wie es war, und die Illusionen der humanistischen Akademiker waren Kinderträume —, sondern ein noch nie Gewesenes. Daß unser Gedanke der rechte ist, beweist uns die größte Erscheinung der ganzen italienischen Renaissance, ihre eigentliche Krone: **Michelangelo Buonarotti.**

Töricht wäre es, den Riesengeist dieses Mannes als ein reines Produkt der Verhältnisse, unter denen er sich heranbildete, hinzustellen. Seine urwüchsige Gewalt wäre auch zum Durchbruch gekommen, hätte er hundert oder mehr Jahre früher gelebt, aber in anderer Form. Ungeheures hat er in seiner Jugend durchlebt. Der Platonismus, welchen er am Mediceerhofe einsog, mußte sich unauslöschlich seiner Seele einprägen. Dann folgten das Schicksal der Stadt Florenz und die Tragödie Savonarolas. Das plastische Schönheitsideal suchte er zunächst in den Körperformen schöner Jünglinge: dies war die Nachwirkung der platonischen Gemeinschaft, welcher er angehörte. Man betrachte seine Jugendwerke, beispielsweise seine „Madonna an der Treppe" und stelle sich vor, die Einflüsse der Gemeinde von Platonikern hätten zehn Jahre länger auf ihn eingewirkt! In Michelangelos Seele herrschte der Zwiespalt; es war der Zwiespalt zwischen der Fülle der Ideen und den Schranken der Materie, welche sich dem schaffenden Geiste entgegentürmen, aber auch der Zwiespalt zwischen der Abstraktion des antiken Ideals und der die Seele in ihren Tiefen erschütternden Macht des christlichen Gefühls. Es ist bemerkt worden, Savonarola habe auf Michelangelos Kunst wohl keinen spürbaren Einfluß ausgeübt. Eines Geringeren Seele wäre wohl wie bildsames Wachs unter den Fingern des gewaltigen Bußpredigers sogleich umgebildet worden; er hätte dann alle seine künstlerischen Motive dem Gedankenkreise seines Propheten entnommen. Anders Michelangelo! Die Frage, ob der Gedanke seiner Pietà unter dem Eindruck von Savonarolas Ende entstanden ist oder nicht, ist völlig belanglos. Sein religiöses Erleben — um der Kürze halber diesen abgebrauchten Ausdruck anzuwenden — war reicher und tiefer geworden. Er hatte den Unterschied zwischen christlichem Gottesglauben und ekstatischer Erhebung zu der abstrakten Idee des Alleinen in seinem Inneren empfunden.

Es liegt uns fern, Michelangelos Kunst analysieren zu wollen. Wir müssen voraussetzen, daß der Leser von dieser wenigstens aus einem populären Werk eine Vorstellung gewonnen hat. Nur auf die Schöpfungsbilder der Sixtinischen Decke wollen wir hinweisen. Hier erkennen wir den platonischen Gedanken der Gestaltung des Chaos durch die Idee des Guten, die ewige Gottesmacht. Die göttliche Schönheit, der Strahlenglanz des Angesichts Gottes, erzeugt die Liebe, so lehrte Ficino. Gott ist Güte, Schönheit und Gerechtigkeit, Urgrund, Mitte und Endziel; die Liebe ist das beseelende Prinzip des Alls. Dies sind abstrakte Gedanken. Werfen wir einen Blick auf Michelangelos Gestaltung des Chaos! Es entspricht dem platonischen Motiv. Blicken wir nun auf die Erschaffung von Sonne und Mond! Wer kann sich dem Eindrucke entziehen, daß hier der Einfluß des in seiner Schlichtheit ergreifenden biblischen Schöpfungsberichtes mit dem klassischen Gedanken gerungen und die Oberhand gewonnen hat? Wir schauen wirklich den persönlichen Gottvater, nicht eine abstrakte Idee. Betrachten wir ferner die Segnung der Welt, die Beseelung Adams und nun die Erschaffung des Weibes! Hier ist der Ausdruck des Angesichtes Gottes Milde und Güte; Vatergüte sehen wir, nicht die Idee des Guten! Nirgends zeigt uns der Künstler in der ganzen Schöpfung einen olympischen Kroniden mit zackigem Blitze, welcher mit diesem Titanen zerschmettert und die übermütigen Menschlein zerschneidet, sondern den schmerzlich sorgenden Vater, der zwar das Unheil weiß, welches seinen Geschöpfen durch die gefährliche Gabe der Willensfreiheit droht, dessen Züge aber die ewige Barmherzigkeit offenbaren, welche auch die Vergebung und Erlösung vorausbestimmt hat.

Alle Versuche der Nachgeborenen, das Ringen der Mächte, welche im Seelenleben dieses Einzigartigen walteten, nachzufühlen und zu beschreiben, werden ihr Ziel nie ganz erreichen. Nur wer selbst innere Kämpfe durchlebt und Konflikte des Lebens durchgemacht, welche denen eines Michelangelo gleichen, könnte, wenn ihm Geisteskraft genug beschieden ist, mit berechtigter Hoffnung an die Aufgabe herantreten. Schöngeistige Betrachtungen können stets nur schwache Brillen darstellen, welche das kurzsichtige Auge des ratlosen Beschauers ein wenig stärken, ihm aber keinen vollen Einblick gewähren. Wer Michelangelo selbst sehen will, der schaue seinen Moses an! Aus den Zügen des vom heiligen Feuer des Zornes über die „Kloakenmenschen“ durchglühten Heros wird ihm das Wesen

seines Bildners entgegenleuchten. Dann merke er auf seine Worte:

„Ist marklos das Gebein, das Herz von Zunder,
Das Fleisch von Werg, die Seele lustbereit
Und führerlos in Zügellosigkeit
Und gar zu gierig nach der Liebe Wunder,

Bei blinder, lahmer, schwächlich-ungesunder
Vernunft, bei Fall'n und Schlingen weit und breit
Da ist natürlich die Gefahr nicht weit:
Im Nu, beim ersten Funken brennt der Plunder!

Durch schöne Kunst wird die Natur bemeistert,
Wenn stets der Mensch sich ernst um sie bemüht,
Die er vom Himmel durfte mit sich raffen.

Ward ich, nicht taub und blind für sie begeistert,
Für das geboren, was mein Herz durchglüht,
Trägt Der die Schuld, der mich zur Glut erschaffen."

(Walter Robert-tornow.)

Michelangelo war eine zornige Natur, aber keines niederen Hasses fähig. In der Liebe hat er wohl mehr als einen schweren Kampf durchgekämpft. Frauenliebe fand er spät, doch nie hat er sie voll genossen. Vittoria Colonna, eine keusche Frau und religiöse Dichterin, nahm die Seele des Alternden ein. Ihr schrieb er das Bekenntnis:

„Bald mich zur Rechten neigend, bald zur Linken,
Such ich nach meinem Heil, und meine Seele
Irrt müde zwischen Tugend hin und Fehle,
Wie einer, der vom rechten Wege weicht,
Weil ihm vom Himmel keine Sterne blinken.
Dir sei dies Blatt, das weiße, dargereicht,
Drauf schreibe du, den Zweifel mir zu lösen,
Was meiner Seele fruchte, gib ihr Licht,
Auf daß sie dann in letzter Stunde nicht
Noch einmal lenke in den Pfad des Bösen.
Sag, Edle du, ob vor dem Herrn der Welten
Die Guten nur, nicht auch Zerknirschte gelten."

(Herrmann Harrys.)

Die Grundlage der christlichen Religion ist das Bewußtsein der Sünde und der Glaube an die Erlösung. Von diesem Gefühl zeugen die angeführten Verse. Der Platonismus verheißt das Schauen der göttlichen Urschönheit, zu welcher, von Gott gesandt, der Liebesdrang uns hinwendet:

„Zur Schönheit meine Blicke suchend gleiten,
Es sucht die Seele Seligkeit zugleich;
Den Weg ins Himmelreich
Vermögen sie nur schauend zu beschreiten.
Aus höchsten Sternenweiten
Herniederglänzt ein Schimmer,
Den Trieb empor zu leiten;
Wir nennens Liebe! Nimmer
Wird andres zünden! Immer
Wird Glut und Klarheit edlen Herzen werden,
Durch Augen, die wie Sterne sind auf Erden!"

(W. Robert-tornow.)

Niemals ist auf Erden dem Genie das Glück der Zufriedenheit beschieden gewesen. Die Unseligkeit, nein, die unselige Seligkeit der genialen Natur, wer konnte sie ergreifender zum Ausdruck bringen, als Michelangelo? „Mir ist zu meiner Zeit die Nacht gegeben." Man sollte meinen, daß der gelehrte Schopenhauer ihn gar nicht gekannt hat. Bei seinem krampfhaften Suchen nach jedem Zeugen für seinen Pessimismus hätte er sonst unbedingt auf ihn verfallen müssen.

„Mein Lebenslauf gelangt durch Sturm und Wogen
Auf schwankem Boot nun zu dem großen Port,
Dahin wir alle steuern fort und fort,
Für alles Tun zur Rechenschaft gezogen.

Wohl merk' ich nun, wie sehr du mir gelogen,
O Phantasie, die du als Herrn und Hort
Die Kunst mir gabst, wie irrig Tat und Wort,
Und wie auch mich manch eitler Wunsch betrogen.

Was wird aus lang verflog'nem Liebesweben,
Wenn bald der Doppeltod mir nahen soll?
Nicht ahn' ich, was man bei dem zweiten leidet.

Mir kann nicht Stift noch Meißel Ruhe geben,
Nur Gottes Liebe noch, die mitleidvoll
Am Kreuz die Arme nach uns ausgebrettet."

(Bettina Jacobson.)

An der Schwelle des Greisenalters finden wir den Gewaltigen wieder in der Sixtinischen Kapelle. Im frühen Mannesalter hatte er dort die Schöpfungsgemälde geschaffen; nunmehr ist es das Ende des Zeitlichen, durch dessen Anblick er ergreifender, als Worte es auszudrücken vermögen, dem Beschauer die Nichtigkeit alles Irdischen, welches bestimmt ist, dahinzuschwinden, vor Augen führt. Doch was bietet sich unseren Blicken dar? Unter einer schier unermeßlich dünkenden Schar menschlicher Leiber nimmt die alles beherrschende Stellung eine Gestalt ein, für einen Apollon zu machtvoll gedrungen, für einen Zeus zu apollinisch im Gesichtsausdruck. Man möchte sich für einen jugendlichen Herakles entscheiden. Die Haltung der rechten Hand ist die eines Juppiter tonans, doch ist der Blitzstrahl unsichtbar. Zu seiner Rechten befindet sich, ganz in Gewänder gehüllt, in mehr sitzender Stellung — beide schweben auf einer Wolke — eine in Gewänder gehüllte weibliche Gestalt, welche mit dem Ausdruck des mitfühlenden Erbarmens nach unten schaut. Wer sind diese beiden? Christus, der Weltenrichter, und die Gottesmutter. Unter ihnen kündet eine Schar von Engeln durch Posaunenstöße den Tag des Gerichtes an. Um Christus und die Jungfrau Maria gruppieren sich die Gestalten der Apostel und Heiligen. Aufwärts schweben, aus Grabesschlummer erwacht, die Scharen der zur Seligkeit bestimmten Gerechten; niederwärts zerren höllische Dämonen die Verdammten, wo sie Charons Nachen dem Höllenrichter Minos zuführt. Groß ist der Kontrast zwischen dem Gesamtausdruck dieses Gemäldes und der mehr biblischen Treue der Schöpfung. Hier im Weltgericht triumphiert die Antike; hier ist reiner Platonismus, der Dualismus von Geist und Materie. Die Guten gehen ein in den Chor der Seligen, der Götter, und die Verdammten schweben nieder und schwinden hin im Nichtsein der Materie, welche zugleich das Urböse ist. Das ist wohl der einzige Schlüssel zum Verständnis dieser sonst so fremdartigen Schöpfung.

Schließen wir unsere Betrachtung dieses Einzigen mit dem Eindruck eines unendlich vielsagenden Vierzeilers! Auf seine

Statue der Nacht (Grabmal Giulianos de' Medici) dichtete Giovanni Strozzi:

„Die Nacht, so süß im Schlummer hier zu schauen,
Die schuf ein Engel (Angelo) aus dem Stein, dem spröden,
Sie schlummert und sie lebt, du darfst mir trauen,
Wo nicht, so wecke sie, und sie wird reden."

Michelangelos Antwort lautete:

Wohl, daß ich schlafe, daß ich Stein bin. Preise
Sich glücklich, wer nicht sieht und nicht empfindet,
Was uns an Schmach und Jammer jetzt umwindet;
Drum ja nicht wecke mich, sprich leise, leise!

(H. Harrys.)

Ist Michelangelos Tiefe der Menschheit ein ewiges Problem, so muß ihr als ein staunenswertes Wunder die gerade in unserer Zeit der Spezialitäten und des Fachsimpelns unbegreifliche Vielseitigkeit eines **Lionardo da Vinci** erscheinen, und zwar erscheint er desto staunenswerter, je mehr man ihn wirklich kennen lernt. Maler, Bildhauer, Ingenieur, Naturforscher, Philosoph, wer kann fassen, was alles dieses Mannes Geist bewegte? Dinge erdachte er, welche ihn kein Mensch seiner Zeit lehren konnte; aber auch die, welche gelehrt wurden, erlernte er nicht von den öffentlichen Lehrern, sondern aus sich selbst. Gleich Leon Battista Alberti, welcher von allen an Vielseitigkeit allein ihm zu vergleichen ist, aber nicht an ihn heranreicht, schrieb er eine Abhandlung über die Malerei. Entnehmen wir ihr kurz einige Sätze!

Der Maler soll sorgfältig nach der Natur alle Gestalten, Gebärden, Ereignisse, Umstände und Wirkungen von Licht und Schatten beobachten, desgleichen alle Bewegungen der Menschen in jeder Art ihrer Tätigkeit. Er darf sie aber nicht merken lassen, daß sie beobachtet werden, besonders wenn der Ausdruck der Leidenschaft in ihren Gesichtszügen ungewollt zutage tritt. An den Gegenständen soll er die ausgezeichnetsten Teile auswählen, um die ideale Schönheit zu schaffen. Er muß gewandt sein im Skizzieren des Ereignisses oder des Entwurfes, welchen er zur Darstellung bringen will. Mit großer Sorgfalt muß er dann aber die Skizze durcharbeiten, glätten und vollenden. Zum Vorbilde muß er sich die Wirklichkeit der Dinge nehmen, nicht etwa die Manier anderer Maler; denn sonst würde er als Enkel und nicht als Sohn der

Natur zu gelten haben. Einsam und tiefsinnig wird der Maler leben und häufig Selbstgespräche führen. Im Dunkel der Nacht wird er, bevor er sich dem Schlafe überläßt, alles, was er im Laufe des Tages beobachtet hat, in seinem Geiste vorüberziehen lassen; das gleiche wird er am Morgen nach seinem Erwachen tun.

Die Malerei zerfällt in zwei Teile: die Zeichnung der Umrisse, d. i. die Darstellung, und die Farbengebung. Die Darstellung zerfällt wiederum in zwei Teile: die Proportion und die Bewegung. Die Gestaltung muß in ihrer Bewegung diejenige Haltung einnehmen, aus der man ohne Schwierigkeit das Ziel erkennen kann, dem sie zustrebt. Bei der Haltung müssen die einzelnen Körperteile miteinander harmonieren, so daß man die Gemütsverfassung aus ihrer Stellung erkennen kann. Deshalb gebe der Maler auf die Gebärden der Stummen acht, weil diese lebhafter und ausdrucksvoller sind. Insbesondere muß der Gesichtsausdruck der Gemütsstimmung der dargestellten Person entsprechen, sei diese Freude, Schmerz, Ermüdung oder Ruhe. Vor allem muß der Maler den Körperbau, d. h. die Anatomie, studieren.

In der Farbengebung darf das Licht nicht zu schroff vom Schatten getrennt werden. In einer offenen Landschaft müssen sich selbstverständlich von der Sonne beleuchtete Gestalten befinden; jedoch sollen sie durch einige Wolkenschatten hie und da matter abgetönt sein. Von den letzteren müssen wiederum einige durchscheinend sein, damit die Umrisse der Figuren nur durch die Farbe des Feldes abgegrenzt sind, und keine dunklen Umrisse zwischen dem Felde und der Figur hervortreten. Die Muskeln dürfen nicht durch scharfe Vorsprünge markiert werden, vielmehr müssen die zarten Lichter in zart gehaltene und angenehm wirkende Schatten allmählich übergehen; hieraus entspringen Anmut und Schönheit. Mit Besonnenheit und Zartgefühl soll der Maler auf Anstand und Würde sehen. Gleich Leon Battista Alberti empfiehlt Lionardo dem Maler den Gebrauch des Spiegels, nur mit dem Unterschied, daß jener ihn zur Prüfung des Gemalten, er aber zur Beobachtung der Gegenstände selbst empfahl. Großen Wert legte er auf die pyramidenförmige Anordnung der Gruppen, durch welche der Blick des Beschauers vor Ablenkung und Zerstreuung bewahrt wird.

In wie hervorragendem Maße Lionardo sich selbst der Naturbeobachtung widmete, zeigen einerseits seine anatomischen

Studien — 235 anatomische Zeichnungen von seiner Hand befinden sich in der königlichen Handzeichnungssammlung zu London — und anderseits seine Grimassen (Biblioteca Ambrosiana in Mailand). Diese zeichnete er aus dem Gedächtnis, nachdem er mit Bauern Kurzweil getrieben und ihre durch übermäßiges Lachen verzerrten Gesichter beobachtet hatte.

Über Lionardos Kunst zu handeln, wäre hier für uns eitles Beginnen. Allbekannt ist seine „Gioconda", und über sein „Heiliges Abendmahl" hat Goethe Unübertreffliches geschrieben. Wir beschränken uns auf einige Bemerkungen über seinen Geist.

Baco von Verulam genoß lange Zeit den Ruhm, der erste gewesen zu sein, welcher auf die Notwendigkeit des naturwissenschaftlichen Experimentes hingewiesen hat. Lange vor ihm experimentierten Leon Battista Alberti und Lionardo in Wirklichkeit. Während Bacos eigene Experimente Kindereien waren, führte Lionardo Dinge aus, deren Möglichkeit ein anderer Baco (Roger Baco, 1214—1294) schon geahnt hatte. Auf allen Gebieten der Mechanik leistete er Erstaunliches; nicht in Kürze aufzählbar ist die Zahl seiner Erfindungen, sogar an einer Flugmaschine arbeitete er. Seine Kanal- und Hochbauten zu beschreiben, würde allein ein besonderes Werk füllen. Als Kriegsingenieur trat er in die Dienste eines Cesare Borgia. Dies ist der dämonische Zug des Renaissancegenies, welches ohne einen Mäzen seine Kräfte nicht betätigen konnte und ohne Gelegenheit der Betätigung, sei es im Guten oder Schlimmen, seine Kräfte dahinsiechen fühlte. Daß ihn die Optik fesselte, ist bei seiner Beschäftigung mit der Perspektive eigentlich selbstverständlich. Aus seinen zerstreuten Aufzeichnungen, welche man jetzt erst zu sammeln im Begriff ist, ersieht man, daß er sich mit den allgemeinsten und besondersten Fragen der Physik, der Erdkunde, der Astronomie, der Meteorologie u. a. m. befaßte. Über Wärme, Schwerkraft, Verbrennung, das Wesen der Himmelskörper, über die geologische Struktur der Erde machte er Beobachtungen und bildete er selbständige Gedanken. Am deutlichsten tritt die Tiefe und Schärfe seines Geistes in einigen seiner aphoristischen Aufzeichnungen hervor, deren wir einige folgen lassen:

„Armselig ist der Schüler, der seinen Meister nicht übertrifft.

Wer sich beim Disputieren auf Autorität beruft, gebraucht nicht seinen Geist, sondern vielmehr sein Gedächtnis.

Immer war die Wahrheit nur die Tochter der Zeit.

Die Natur ist voll zahlloser Ursachen, welche niemals in die Erscheinung traten (wörtlich: welche niemals in der Erfahrung waren).

Der Punkt ist das Ende des Seins oder des Dinges.

Das Nichts hat keine Mitte, und seine Enden sind nichts.

Die Schönheit sterblicher Dinge vergeht, nicht aber das Kunstschöne.

Meide das Studium, dessen Ergebnis mit dem stirbt, wodurch es bewirkt ward! (Die Rhetorik.)"

Den Beschluß unserer Betrachtung Lionardos bilde ein Passus, welcher in seiner eigenartigen Ausdrucksweise einen tiefen höchst beachtenswerten Blick in die Natur des Menschen zeigt:

„Von der Grausamkeit des Menschen.

Man wird Tiere auf der Erde sehen, welche immer untereinander kämpfen werden, und mit größtem Schaden und häufigem Sterben auf jeder der beiden Seiten; diese werden keine Grenzen haben in ihrer Bosheit; durch die wilden Gliedmaßen von ihnen wird ein großer Teil von den Bäumen der großen Wälder des Universums zu Boden herabkommen, und dann, wenn sie gesättigt sind, wird es die Speise ihrer Wünsche sein, Tod zu geben, und Leiden und Ungemach und Kriege und Wut, welcher lebendigen Sache immer; und in ihrem maßlosen Hochmut werden selbige sich zum Himmel hinaufheben wollen, doch die übermäßige Schwere ihrer Glieder wird sie drunten hinsetzen; nichts wird auf der Erde oder unter der Erde und im Wasser bleiben, was nicht verfolgt, aufgestöbert oder verdorben wird und von dem einen Land ins andere versetzt; und der Körper von selbigen wird sich zum Grabe und Durchgang machen für alle die bereits von ihnen getöteten belebten Körper. O Welt! wie ist es, daß du dich nicht öffnest, um sie in die tiefen Spalte deiner Schlünde und Höhlen hinabzuschleudern und nicht mehr dem Himmel ein so grausames und ruchloses Ungeheuer zu zeigen." (Marie Herzfeld.)

Welche Wandlungen hat der Ausdruck durchgemacht, den der Himmelstrieb der Liebe fand, seit das klassische Ideal sich mit dem italienischen Volksgeist verband! Welch ein Weg von dem konventionellen Aristotelismus Guido Cavalcantis über Dante, Petrarca, Ficino bis zur Schwelle des Cinquecento!

„Du, Liebe, lockte[s]t mich mit Sonnenflammen,
Zwei Augen, dran mein Herz zu schmelzen droht,
Mit Wangen, wie auf Schnee zwei Rosen rot,
Mit Tönen, die von holden Lippen stammen.

So glüh' ich nun, daß Strom und Meer zusammen
Die Glut nicht löschten, die mich ganz durchloht:
Doch ist mir wohl in meiner süßen Not,
Schon lodernd möcht' ich nur noch lichter flammen.

Wer war in süßre Bande je geschlagen,
Als die dein Arm um meinen Nacken schlingt?
Weh' um die Stunde, die mich ihm entringt!

Ich könnte viel von meinen Wonnen sagen;
Doch weil zu großes Glück Verderben bringt,
Will ich dich schweigend in Gedanken tragen."

(H. Harrys.)

Es sind **Rafaele Sanzios** Verse. Wer hat nicht bei diesem Erguß des Liebessehnens seine Madonnen vor Augen, welche so gar nichts von byzantinischen Reminiszenzen an sich tragen, in denen aber das Irdische durch höchste Kunst zum Himmlischen verklärt ist. Auch Rafael steht in nahester Beziehung zur Antike. Von Leo X. zum Oberaufseher der römischen Altertümer ernannt, leitete er die Ausgrabungen und die Restauration der aufgefundenen Denkmäler nach alten Beschreibungen. Vasari nimmt mit Bewunderung wahr, daß alle die an das Licht gezogenen Bildwerke des Altertums statt der ehemaligen Herbheit eine ungewöhnliche Anmut und Weichheit der Formen in der Darstellung der Künstler erzeugt haben.

Rafael schöpfte die höchste künstlerische Begeisterung aus den Werken Lionardos und Michelangelos; aber auch die Werke der früheren florentinischen Kunst wiesen ihm den Weg zum Studium der natürlichen Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit des Lebens. Die Weichheit des Empfindens war sein eigenes Naturell, aber auch das Erbe der Schule Peruginos, welche seinen Sinn für Lieblichkeit und Schönheit ausbilden half. Der Antike konnte er nicht mit unvermitteltem Gefühl gegenüberstehen. Seine Kunst erweckt nicht den Eindruck inneren Ringens; keine Härten und Gewaltsamkeiten erwecken ein Gefühl der Beklemmung, seliger Friede teilt sich dem Beschauer

mit. Rafael vereinte den Glauben des Mittelalters mit der Formvollendung der Antike ohne Kampf, ohne inneren Widerspruch. Dies zeigen seine Disputa del Sacramento aus der Camera della Segnatura, seine Transfiguration, seine Sixtinische Madonna und seine heiligen Familien. Seine Schöpfungen sind ein großes Neues in der Geschichte der Kunst, aber kein Neues, welches sich in einsamer Riesengröße abschließt, sondern sich freundlich mitteilt, den geistig Starken mit Rührung erfüllt und den geistig Armen tröstet und erhebt.

„O trübes, schmerzensvolles Menschenleben,
In welchem keine Freude jemals währt!
Wie immer nach des lichten Tags Verschweben
Sogleich die dunkle Nacht herniederfährt,
So hat es keine Freude je gegeben,
Die nicht durch Leidensmischung wird versehrt.
Nur kurz und flüchtig ist der Freude Schimmer,
Der Schmerz währt ewig und ermattet nimmer."

(J. D. Gries.)

Eine Stanze **Bojardos** aus seinem „Verliebten Roland" (I, 25, 52) kündet uns diese schwermutsvolle Weisheit, desselben Bojardo, der sein Epos mit Scherz und Ironie begann, dann aber immer mehr den Weg zum Ernst fand und noch einmal das Ideal der ritterlichen Romantik rettete. Aber der Geist der Skepsis, welcher unter der Hülle des arabischen Aristotelismus schon seit langem auf der Lauer lag, breitete sich nach Ficinos Tode immer kühner aus und drohte, alle Ideale, welche den Erdenwanderer durch das Leben tragen, zu zerfressen und zu stürzen.

Seit 1495 lehrte zu Padua Pietro Pomponazzi (geb. 1462 in Mantua), bekannt als **Petrus Pomponatius**, Philosophie, später bis zu seinem im Jahre 1525 erfolgten Tode zu Ferrara und Bologna. Im schroffen Gegensatz zu dem Idealismus Ficinos, war der Kern seiner Lehre die absolute Sterblichkeit der Seele. Das menschliche Wesen, lehrte er, besteht aus der sinnlichen und der geistigen Natur. Der menschliche Geist ist zwar befähigt, sich vom Einzelnen zum Allgemeinen zu erheben. Keineswegs aber ist er frei und unabhängig, vielmehr sind ihm viele Schranken gesetzt. So vermag er auch bei auf das höchste gesteigerter Abstraktion das Allgemeine, nämlich den Begriff, nicht an sich zu denken, sondern kann sich diesen

nur in Form einer Einzelvorstellung veranschaulichen. Folglich ist das menschliche Denken an zeitlich-räumliche Bedingungen gebunden, und der menschliche Geist in seiner Denk- und Willenstätigkeit von dem Körper, also dem Materiellen, abhängig. Jene zeitlich-räumlichen Bedingungen, welche das menschliche Denken überhaupt ermöglichen und welche für dasselbe unerläßlich sind, hebt aber der Tod auf, mithin verliert durch ihn der menschliche Geist seine Grundlage: er hört auf, als solcher, d. h. als Persönlichkeit, zu existieren. Es bleibt nur die Denkkraft, der Gedanke; Bewußtsein und Erinnerung müssen vergehen. Dazu kommt noch das Zeugnis der Erfahrung. Wie gleichen die meisten Menschen mehr tierischen, als vernünftigen Wesen! Selbst die vernünftigeren sind dies nur im Verhältnis zu noch tierischeren. Wie weit reicht in Wirklichkeit unsere Erkenntnis von Gott, der Natur und dem Menschen? Wie wenig Zeit wird überhaupt der geistigen Ausbildung gewidmet, wie viele hingegen verschlingen die Sorgen um das Leibliche! Wo findet man wirklich einen Schatten von Vernunft? Unter Tausenden ist nicht einer, welcher ganz der Tugend und der Wissenschaft lebt. Der Mensch ist eben mehr ein sinnliches, als ein geistiges, mehr ein sterbliches, als ein unsterbliches Wesen.

Die Furcht vor der Macht der kirchlichen Autorität zwang den Pomponatius zu der Unaufrichtigkeit der Lehre von der doppelten Wahrheit: er ließ die Unsterblichkeit der Seele bestehen als Gegenstand des religiösen Glaubens. Aber was nützte dieser Glaube, wenn er anderseits wieder die Grundlagen der bestehenden Religion untergrub? Er leugnete die Wunder und die Wirksamkeit des Gebetes, nicht etwa aus dem einzig plausiblen Grunde, daß Gott im Naturverlaufe dauernd wirkt, sondern weil Aristoteles lehrte, Gottes Wirken erstrecke sich nicht über die Mondsphäre hinaus, also nicht auf die sublunarischen Dinge. Die vermeintlichen Gebetserhörungen, welche den Reliquien der Heiligen zugeschrieben werden, beruhen nur auf dem Glauben der Betenden; würden diese in demselben festen Glauben vor den Knochen eines toten Hundes beten, wären die Wirkungen die gleichen. So recht ihm hierin auch das moderne religiöse Bewußtsein gibt, muß doch betont werden, daß sein Skeptizismus im letzten Grunde alle Religion erschütterte. Anderseits öffnete er dem Aberglauben Tür und Tor durch die Behauptung, daß alles, was auf Erden geschieht, möge es als natürlich oder als wunderbar

erscheinen, auf dem Einfluß der Gestirne beruhe. Wer ihre Konstellationen richtig zu deuten verstehe, sei der wahre Prophet.

In Pomponazzis Fußstapfen trat zunächst ein anderer Philosoph, **Agostino Nifo** (geb. ca. 1472), welcher mit großem Beifall an verschiedenen Universitäten Italiens lehrte, in Padua und Pisa, später zu Bologna, Salerno und Rom. Erst ganz dem Averroismus ergeben, wechselte er später seine Anschauung und wurde Platoniker. Auf des Papstes Leo X. Veranlassung schrieb er dann eine Abhandlung gegen Pomponatius. Er betätigte sich auch als Arzt und Astrolog, war dazu ein geschmeidiger Hofmann und Frauenverehrer. Leo X. war so von Bewunderung für ihn erfüllt, daß er ihm erlaubte, den Namen und das Wappen des Hauses Medici zu führen. Sein Leben war reich an galanten Abenteuern, und seine Schriften sind voller Obszönitäten.

Aus diesem Geiste des Skeptizismus und der Laszivität muß man die Hervorbringungen der italienischen Literatur dieses Zeitalters begreifen. **Ariostos** „Rasender Roland" wird uns keinen reinen Genuß gewähren.

Den hohen Mut, die Taten, kühn und weise,
Verkünd' ich euch, wenn ihr Gehör mir gebt
Und lassen wollt von euerm tiefen Denken,
Um meinem Lied ein wenig Raum zu schenken.

(J. D. Gries.)

Diese Worte der Einleitung deuten uns zur Genüge die Tendenz des Epos an. Es war der italienische Volksgeist, wie er bei Boccaccio sich schon einmal in klassischer Form kundgetan, welcher hier zu seinem Rechte gelangte, und der Ruhm bleibt dem Dichter, daß bei ihm dieser Volksgeist, welcher den Scherz und die Satire dem „tiefen Denken" vorzieht, zu hoher künstlicher Vollendung gelangt ist, mit welcher andere Produkte jener Zeit, wie die Komödien des Machiavelli, nicht wetteifern können, ganz abgesehen von den Obszönitäten eines Pietro Aretino.

Und dennoch, wie charakteristisch für das Wesen des italienischen Volksgeistes ist die Eigenart dieser beiden Männer! Wir würden kein vollkommenes Bild von der italienischen Renaissance gewinnen ohne einen Blick auf diese Gestalten, welche gleichsam den Hintergrund abgeben für die gigantische Erhabenheit eines Michelangelo und die ruhige Größe eines Rafaele Sanzio. Nicht, daß sie beide auf der gleichen Stufe

ständen! Turmhoch steht vielmehr der Florentiner Staatssekretär trotz seiner teilweisen Zweideutigkeit über der Gesinnungsgemeinheit des Schuhmachersohnes aus Arezzo. Beide aber sind keine reinen Charaktere.

Welcher Gebildete kennt wohl nicht wenigstens zwei Werke Machiavellis: sein „Buch vom Fürsten" und seine Komödie „Mandragola"? Wieviel Gedankenarbeit ist nicht im Laufe der Jahrhunderte darauf verwendet worden, jenes kleine Schriftchen, welches dennoch von so weittragender Bedeutung werden sollte, zu widerlegen, oder in mehr oder weniger wohlmeinender Weise die Absicht des Verfassers zu erklären! Mußte nicht vielen ein Mann, welcher so teuflische Ratschläge erteilen und obenein soviel Zynismus entwickeln konnte, wie der Dichter einer „Mandragola", als ein wahrer Beelzebub erscheinen? Und dennoch war er ein glühender Patriot, ein strenger Republikaner und in seinem Privatleben, wenn auch nicht ein Muster der Tugend, dennoch kein Mensch von hervorragender Schlechtigkeit. Wir stehen also vor einem psychologischen Problem.

Niccolò Machiavelli ist zu Florenz geboren am 3. Mai des Jahres 1463 als Sohn des Bernardo Machiavelli und dessen Gattin Bartolomea Nelli, Witwe des Niccolò Benizi. Er war adeligen Geschlechtes und führte den Ursprung seiner Familie auf die früheren Markgrafen von Toscana zurück. Seine Vorfahren waren Guelfen gewesen und mußten im Jahre 1260 die Stadt verlassen. Nachdem sie später dorthin zurückgekehrt, bekleideten dreizehn ihrer Mitglieder nacheinander die hohe Würde des Gonfaloniere di Giustizia. Sein Vater Bernardo war Rechtsgelehrter und Schatzmeister gewesen.

Machiavellis Bildungsgang ist uns in seinen Einzelheiten unbekannt; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß in seinem Elternhause die schönen Wissenschaften gepflegt wurden, da seine Mutter diesen zugetan war und sich selbst dichterisch betätigte. Von ihr hat sich auf den Sohn der Sinn für die Dichtung vererbt. Eine eigentliche humanistische Bildung hat Niccolò aber schwerlich genossen; des Griechischen war er unkundig. Er war durch und durch Politiker. Polybius und Livius sind seine Autoren: aus ihnen hat er sich die Grundzüge seiner politischen Wissenschaft herausdestilliert; anknüpfend an die Erzählungen der ersten Dekade des römischen Historikers entwickelt er in breiter Auseinandersetzung seine eigenen Anschauungen und staatswissenschaftlichen Lehren.

Im Alter von neunundzwanzig Jahren wurde er Staatssekretär, d. h. um es ausführlich zu bezeichnen, da über seinen Rang Irrtümliches verbreitet wurde: Cancelliere della seconda Cancelleria dei Signori und Mitglied des Rates der Zehn (Uffizio dei Dieci di Libertà e Pace). War sein Rang auch nicht der allerhöchste, so unterstanden ihm doch die wichtigsten Angelegenheiten des Staates, und seine staatsmännische Bedeutung geht deutlich aus der Tatsache hervor, daß er zu nicht weniger als 23 Gesandtschaften verwendet wurde: u. a. reiste er viermal an den Hof des Königs von Frankreich, zweimal an den des deutschen Kaisers, zweimal an den römischen Hof; auch zu Cesare Borgia führte ihn seine Staatsmission.

Als im Jahre 1512 die Mediceer nach Florenz zurückkehrten, wurde der willensschwache Gonfaloniere abgesetzt, und mit ihm fiel Machiavelli. Aller seiner Würden entkleidet, wurde er aus der Stadt verbannt und mußte im Florentiner Landgebiet seinen Wohnsitz nehmen. Bald aber verschlimmerte sich sein Geschick in noch viel empfindlicherer Weise. Er wurde angeklagt, an einer Verschwörung gegen den Kardinal Giovanni de' Medici, den späteren Papst Leo X. teilgenommen zu haben, eingekerkert und gefoltert. Der Mediceerfamilie, insbesondere dem inzwischen zum Papste gekrönten Giovanni, verdankte er aber seine Freilassung. Man wußte seine Verdienste und Fähigkeiten zu gut zu schätzen, als daß man sein Leben kleinlicher, vielleicht grundloser Rache geopfert hätte. Er durfte wieder in Florenz leben und gelangte nochmals zu bedeutendem politischem Einfluß.

Durch sein grausames Geschick war sein Geist gereift. Er verfaßte nunmehr sein allbekanntes Büchlein „Vom Fürsten", seine sieben Bücher „Über die Kriegskunst", seine „Florentiner Geschichte" in acht Büchern, seine „Abhandlungen über die erste Dekade des Titus Livius" in drei Büchern. Groß ist die Zahl seiner kleinen Schriften, welche aufzuzählen zu weit führen würde, wie die romanhafte Lebensbeschreibung des Castruccio Castracani von Lucca und seine kleineren politischen Gelegenheitsschriften. Ein wahres Archiv für die Geschichte seiner Zeit sind seine zahlreichen Gesandtschaftsberichte und sein Briefwechsel. Von seinen Komödien ist die bedeutendste die erwähnte „Mandragola". Anführen wollen wir noch seine zum Teil in Gesprächsform geschriebene Abhandlung, in welcher er untersuchen will, „ob die Sprache Dantes, Petrarcas, Boccaccios italienisch, toskanisch oder

florentinisch heißen müsse", und zu dem Ergebnis kommt, daß das Florentiner Idiom trotz Dantes Leugnen die eigentliche Sprache jenes Dreigestirnes ist.

Bezeichnend für den etwas leichtlebigen Florentiner Staatsmann ist auch seine kleine Novelle „Belfagor", welche wohl als Satire auf sein eigenes Eheleben aufzufassen ist. Den Richtern der Unterwelt sind die Klagen vieler armer Seelen zu Ohren gedrungen, die ihr ganzes Unglück hauptsächlich auf den Mißgriff zurückführen, eine Ehefrau genommen zu haben. Um die Berechtigung dieser Klagen zu ergründen, sendet Pluto den Erzteufel Belfagor auf die Erde, damit er, ausgestattet mit 100000 Dukaten, eine Gattin erwählen solle. Unter dem Namen Roderigo di Castiglia tat er dies in Florenz und hatte wirklich unter dem unerträglichen Hochmut seiner Gattin so viel zu leiden, daß er froh war, unter mancherlei Abenteuern entfliehen zu können, und schließlich durch den bloßen Schrecken, ihren Namen zu hören, bewogen ward, die Hölle aufzusuchen, um nur nicht die Übelstände des Ehelebens von neuem ertragen zu müssen.

Machiavelli war sicherlich kein Geist von unergründlicher Tiefe, aber ein feiner Kopf, welcher durch eindringendes Nachdenken über Gelesenes und die unvergleichlichen Erfahrungen seines Lebens zur größten Schärfe des Denkens und Beobachtens gelangt war. Von Jugend auf hatte er sich gewöhnt, alle seine Gedanken schriftlich auszuarbeiten, und diese Übung hauptsächlich hatte ihm zu der so vorzüglichen Klarheit und Vollendung seines Stiles verholfen. Er war in jeder Hinsicht frei und ungebunden in seinem Denken und Handeln, ein Kind seiner Zeit und seines Volkes, aber doch eine Persönlichkeit eigener Art. Bezeichnend ist seine Stellung zur Kirche. „Er sah in dem Ursprung unsrer Religion nichts Übernatürliches, und er *glaubte nicht*, daß auf *dem kirchlichen Wege* in Italien eine *sittliche Regelung* des Lebens, eine *sittliche Entwicklung der Person* erreichbar sei. Die römische Kurie war ihm, der sie als Gesandter so gründlich kennen gelernt hatte, nicht nur die Ursache des politischen Unglücks von Italien, sondern auch die Haupturheberin seiner moralischen Korruption. Könnte man die Kurie in die Schweiz, als das religiöseste und kriegerischste Land, senden, so würde dieses Experiment erweisen, wie der päpstlichen Korruption und Intrige keine Frömmigkeit und keine kriegerische Kraft widerstehen könne." (W. Dilthey.) Die antike Religion, die

nur handelnde Menschen selig sprach, „welche weltlichen Glanzes voll waren", erschien ihm sympathischer, als das mehr die demütigen und beschaulichen Menschen selig sprechende Christentum. Weil dieses mehr Seelenstärke zum Leiden als zur mutigen Tat verlangt, ist die Welt die Beute kühner Bösewichter geworden.

Machiavellis „Discorsi" enthalten im Entwurf eine ganze Staatstheorie. Die Stadtstaaten des Altertums waren nach seiner Anschauung durch Konzentration über weitere Gebiete zerstreuter Völkerstämme entstanden, welche diese zu ihrer Bequemlichkeit oder zu ihrer Sicherheit vorgenommen hatten, oder sie waren von aus ihrer Heimat vertriebenen Flüchtlingen gegründet worden. Müßiggang ist die Ursache des Verderbens der Völker. Darum hat es etwas für sich, Städte in unfruchtbaren Gebieten zu gründen; dennoch aber ist es vorteilhafter, eine fruchtbare Gegend zu wählen, wenn es gelingen kann, durch gute Gesetze die Einwohner zu dauernder Tätigkeit anzuhalten.

Stets haben Staatengründer und Gesetzgeber der Religion einen hohen Wert beigemessen, weil diese geeignet ist, die Völker von der größten Wildheit zur Zivilisation zu führen, ferner weil viele Güter, welche der Menschheit mitgeteilt werden können, nicht in sich selber genug Überzeugungskraft für die Menschen tragen, so daß ihr Wert der Menge erst durch übernatürliche Gründe einleuchtend gemacht werden muß, und schließlich, weil zu vielen schwierigen und gefahrvollen Unternehmungen die Völker erst durch die Vorstellung göttlicher Befehle oder göttlicher Leitung zu bewegen sind.

Niemals entwaffnet man einen Gegner durch demütiges Entgegenkommen; vielmehr ist es oft besser, zu unterliegen und sich Landgebiet eher durch Waffengewalt entreißen zu lassen, als durch die Furcht vor der Waffengewalt. Hingegen ist es nicht ratsam, einen errungenen Sieg zu mißbrauchen, um den Gegner nicht zur Verzweiflung zu treiben. Auch darf sich ein Staat nicht auf zwei große Kriege zugleich einlassen.

Das Volk läßt sich am leichtesten durch den Eindruck von Hochherzigkeit und Mut beeinflussen, und wenn ein hinterlistiger Redner einen weniger edlen Zweck erreichen will, muß er wenigstens seinem Vorhaben den Mantel der bezeichneten Eigenschaften umhängen. Aus der gleichen Eingebung heraus ist das Volk geneigt, einem Manne die höchsten Ehrenstellen zu verleihen, welcher sich durch eine hochherzige Handlung aus-

gezeichnet hat, und zwar zieht es einen solchen, welcher im bürgerlichen Leben hervorgetreten ist, einem ruhmreichen Krieger vor, weil bürgerliche Tugend seltener vorkommt. Es wird auch seltener in der Wahl geeigneter Männer zu hohen Staatsstellungen irren, als im selbständigen Fassen von Beschlüssen. Daher wird sich ein kluger Staatsmann niemals hinsichtlich des Erlangens von Ämtern und Würden der Volksabstimmung entziehen. Das Volk ist wohl imstande, das Greifbare der Ereignisse zu erfassen; kommt es aber auf Urteilskraft an, so tappt es kläglich im Dunkeln. Machiavellis „Grundgedanke ist die Gleichförmigkeit der Menschennatur. Wir können uns nicht ändern, sondern müssen dem nachgeben, wozu unsere Natur neigt (Discorsi III, 9). Um vorauszusehen, was sein wird, muß man betrachten, was gewesen ist. Denn die handelnden Personen auf der großen Bühne der Welt, die Menschen, haben stets dieselben Leidenschaften, und so muß dieselbe Ursache stets dieselbe Wirkung hervorbringen (Discorsi III, 43). Hierauf beruht die Möglichkeit der politischen Wissenschaft, der Voraussage der Zukunft und der Benutzung der Historie (Discorsi I, 39)." (W. Dilthey.) So entsteht seine Anschauung vom „Kreislauf der einfachen Verfassungsformen". Kennzeichnend ist in dieser Hinsicht der Anfang des fünften Buches seiner Florentiner Geschichte: „Die Staaten pflegen im Verlaufe ihrer Veränderungen aus dem Zustande der Ordnung in den der Unordnung und umgekehrt überzugehen; denn da den Dingen dieser Welt kein Stillstand gestattet ist, so müssen sie, nachdem sie die höchste Vollendung erreicht haben, den Niedergang erleiden, und nachdem sie durch die Unordnung zur niedrigsten Stufe hinabgesunken sind, weil sie notwendigerweise nicht tiefer sinken können, wieder emporsteigen. Daher sinkt alles unaufhörlich vom Guten zum Schlechten und erhebt sich vom Schlechten zum Guten. Denn die Tüchtigkeit erzeugt Ruhe, die Ruhe Müßiggang, die Müßigkeit Unordnung und diese Zerrüttung; in gleicher Weise entspringt aus der Zerrüttung die Ordnung, aus der Ordnung Tüchtigkeit, und aus dieser Ruhm und gutes Gedeihen. Daher haben kluge Beobachter festgestellt, daß das Aufblühen der Wissenschaften nach den Erfolgen der Waffen eintritt, und daß in den Ländern und Städten zunächst die Heerführer und dann erst die Philosophen aufkommen."

Über die menschliche Natur im allgemeinen hatte Machiavelli keine besonders hohe Meinung, insbesondere aber vom

staatsmännischen Gesichtspunkte aus. Er sagt im 3. Kapitel des 1. Buches der „Discorsi“: „Nach dem Urteil aller derer, welche über das bürgerliche Leben handeln, und nach den Beispielen, welche jegliche Geschichte in Fülle aufweist, muß der Lenker und Gesetzgeber eines Staates voraussetzen, daß alle Menschen schlecht sind, und daß sie die Bosheit ihres Herzens jedesmal betätigen werden, wenn sich dazu die Gelegenheit bietet.“ Hierzu bemerkt Dilthey: „Der Mensch ist nach Machiavelli nicht von Natur böse. . . . . Er will überall nur ausdrücken, die Menschen haben eine unwiderstehliche Neigung, von der Begierde hinüberzugleiten zum Bösen, wenn nichts entgegen wirkt: Animalität, Triebe, Affekte sind der Kern der Menschennatur, vor allem Liebe und Furcht. Er ist unerschöpflich in seinen psychologischen Beobachtungen über das Spiel der Affekte, das Streben der Menschen nach Neuem, das Überwiegen der primären Leidenschaft über den sekundären sittlichen Grundsatz, die halben weder ganz guten noch ganz bösen Maßregeln, welche die Staaten und Individuen ruinieren, sowie die von ihm ganz platonisch geschilderte Unerschöpflichkeit unseres Begehrens.“

Bei aller Hochachtung vor der Feinheit von Diltheys Gedankengange wird man sich seinem Urteil schwerlich rückhaltlos anschließen können, wenn man in Erwägung zieht, wie sehr der Florentiner Staatsmann immer und immer in seinen politischen Kalküls mit der ausgesprochenen Niedrigkeit der menschlichen Natur rechnet. Wir wollen davon absehen, Parallelstellen zu häufen. Sagt er doch im 17. Kapitel des Buches vom Fürsten deutlich genug: „Von den Menschen kann man im allgemeinen sagen, daß sie undankbar, wankelmütig, heuchlerisch, feige in Gefahr und gewinnsüchtig sind.“ Ja, er schätzt sie so niedrig ein, daß er überzeugt ist, sie verschmerzten den Tod des Vaters leichter, als den Verlust des Vermögens.

Auf dieser Überzeugung von der niedrigen Gesinnung der Menschen basiert der Gedankengang des Buches „Vom Fürsten“, welches so leicht zugänglich ist, daß wir seinen Inhalt als bekannt voraussetzen. Machiavellis „Fürst“, welcher, da es einmal notwendig ist, die Bestie zu spielen, je nach den Umständen den Fuchs oder den Löwen wählen und sich über Treue, Nächstenliebe, Menschlichkeit und Religion hinwegsetzen können muß, ist zweifellos seiner damaligen italienischen Untertanen und auch wohl ihrer Nachkommen von heute würdig.

Eine andere Frage ist die nach dem eigentlichen Zweck des Büchleins. Man hat sich gefragt, wie wohl ein strenger Republikaner, welcher ein so hartes Urteil selbst über einen Mann von der unleugbaren Größe Julius Caesars fällt, es unternehmen konnte, Tyrannen heranbilden zu wollen. Weil das Faktum sonst fast unbegreiflich erscheint, ist man auf den Gedanken verfallen, dieser freiheitliebende Mann, welchem selbst von Tyrannen so übel mitgespielt worden war, habe durch seine Schrift den gesamten Typus für alle Zeit brandmarken und dem von ihm am meisten gehaßten Vertreter dieser Klasse durch die von diesem selbst unverstandene Ironie seiner Widmung ein Schandmal aufdrücken wollen. Andere wieder meinten, der Verfasser habe aus der Erwägung gehandelt, daß ein solcher „Herrscher" großen Stiles notwendig sei als Mittel zum Zweck, Italien von den „Barbaren" zu befreien. Mit voller Klarheit wird das Problem nie gelöst werden. Wer Anregung zu eigenem Nachdenken über Machiavelli suchen will, lese außer Macaulays noch immer interessantem Essay die in Jacob Burckhardts bekanntem Werke über ihn eingestreuten Bemerkungen und Diltheys berühmte Studie!

Das größte Verdienst des Florentiner Staatsmannes ist, daß er als erster auf den Wert der Volksheere nachdrücklich hingewiesen hat. Sein wohlgemeintes Werk „Über die Kriegskunst" ist jedoch äußerst dilettantisch zu nennen. Dilettant war er auch in der Philosophie. Er nahm teil an den Zusammenkünften der „Orti Oricellari" oder „Orti dei Rucellai", einer von Bernardo Rucellai (geb. 1449 zu Florenz) gegründeten philosophischen Gesellschaft, welche in dessen berühmten Gärten tagte, deren Charakter aber zu Machiavellis Zeit wohl mehr ein politischer war. Dort soll man seinen Worten gleich einem Orakel gelauscht haben. Er starb am 22. Juni des Jahres 1527.

„Sogleich nach dem Tode Lorenzos begann jener Same des Unheils aufzugehen, welcher, da niemand mehr lebte, der ihn auszurotten vermocht hätte, Italien zerrüttete und noch immer zugrunde richtet." Mit diesen freimütigen Worten schließt Machiavelli seine Geschichte von Florenz. Mit der gleichen Betrachtung beginnt **Francesco Guicciardini** (1482—1540) seine Geschichte Italiens. Beide Männer sind die Väter der modernen Geschichtschreibung; was sie bieten, ist durchdachte politische Geschichte.

Statt jeglichen Versuches einer eingehenden Charakteristik Guicciardinis bieten wir einige seiner Aussprüche dar:

„Die Völker verlassen sich auf trügerische Hoffnungen und eitle Pläne: sie sind wild, solange die Gefahr fern ist; ist diese aber im Anzuge, so verlieren sie bald den Mut und jede Selbstbeherrschung."

„Die Menschen haben keinen schlimmeren Feind als zu großes Wohlergehen."

„Der Menge pflegen die blendenden Pläne mehr als die reifen zu gefallen."

„Die Nachahmung des Schlechten überbietet stets das Beispiel, während hingegen die Nachahmung des Guten immer hinter jenem zurückbleibt."

„Der gute Bürger soll, wenn seine Stadt in die Hände eines Tyrannen fällt, bei diesem Einfluß zu erlangen suchen, weil es seinem Vaterlande ersprießlich ist, daß in der Umgebung des Tyrannen sich rechtschaffene Männer befinden."

„Wäre ich nicht päpstlicher Beamter gewesen, ich hätte Martin Luther geliebt wie mein eigenes Ich, in der Hoffnung, jenes nichtswürdige Gesindel (die Priester) einmal beseitigt zu sehen."

Wenden wir uns zu **Pietro Aretino**! Eine so eigenartige Erscheinung, wie dieser Mann, konnte nur in jener Epoche in Italien gedeihen, wo Hohes und Gemeines so dicht nebeneinander lagen. Es bildet in ganz besonderem Sinne die Kehrseite der italienischen Renaissance. Von niederer Herkunft und ohne wirkliche Bildung, aber von schönem Äußeren, mit Schlagfertigkeit und keckem Witz begabt, machte er sich durch seine kühnen und schamlosen Angriffe überall gefürchtet; gleichzeitig zeigte er aber, daß er ebenso zu schmeicheln und für seine Gönner die Posaune des Ruhmes zu blasen verstand. Sein Glück machte er am römischen Hofe unter Leo X., nachdem Julius II. ihn von dort hatte verjagen lassen. Sein Name war bald so gefürchtet, daß er in späteren Lebensjahren weniger nötig hatte anzugreifen, sondern sich auf die Schmeichelei beschränken konnte. Seine Briefe und Flugschriften nahmen die Stelle der modernen Feuilletons ein. Ein jeder, zu dem er in Beziehung trat, wußte, daß es galt, seine Ansprüche auf Geld und Geldeswert zu befriedigen. So durfte er sich rühmen, bewirkt zu haben, daß in seiner Zeit die Literaten in Brokat gekleidet gehen könnten. Er war die Lüge selbst und bezeichnete sich als den Vorkämpfer für die Wahrheit. Er nahm für sich das Prädikat des „Göttlichen" in Anspruch, welches ihm von seinen Zeitgenossen bereitwillig

zuerkannt wurde, das er aber auch anderen, wenn sie ihm willfährig waren, zuerkannte.

Seinen Ruhm hat die Nachwelt sehr verkleinert, ja, man ist geneigt gewesen, ihn als eine bloße Schmutzseele zu verachten. Dies heißt, ihm unrecht tun. Etwas Geniales steckt in diesem Manne, welcher es wagen durfte, dem Könige von Frankreich einen Verweis zu erteilen, als dieser sich mit den Türken verbündete, welcher von Kaiser Karl V. mit den höchsten Ehrenbezeugungen überhäuft wurde und eine Tragödie „Orazia", die beste dramatische Leistung seiner Zeit, schreiben konnte. Möge als Probe seines Geistes ein Abschnitt aus einem seiner Briefe an Michelangelo folgen:

„Ich vernehme, daß Ihr mit dem ‚Ende der Welt', welches Ihr gegenwärtig malet, den ‚Beginn der Welt', welchen Ihr früher maltet, übertreffen wollt, damit Eure Gemälde, von Euren eigenen Gemälden besiegt, Euch über Euch selber triumphieren lassen sollen. Aber wer würde nicht davor zurückbeben, den Pinsel an einen so furchtbaren Gegenstand zu legen? Ich sehe inmitten seiner Scharen den Antichrist mit einem Ausdruck, welchen nur Ihr erdenken könnt. Ich sehe das Entsetzen auf dem Angesichte der Lebenden. Ich sehe die Vorzeichen, welche die Sonne, den Mond und die Sterne erlöschen machen. Ich sehe, wie dem Feuer, der Luft, der Erde und dem Wasser der Geist ausgeht. Ich sehe dort abseits die bestürzte Natur unfruchtbar und überlebt in sich gesunken. Ich sehe die Zeit verdorrt und zitternd, welche an ihrem Ende angelangt, auf einem trockenen Stumpfe sitzt. Und indem ich vernehme, wie die Posaunen der Engel die Herzen in aller Busen erschüttern, sehe ich das Leben und den Tod niedergeschmettert in schreckensvoller Verwirrung, weil jenes sich abmüht, die Toten zu erwecken, und dieser, die Lebenden niederzustrecken. Ich sehe die Hoffnung und die Verzweiflung, welche die Scharen der Guten und die Haufen der Bösen herbeiführen. Ich sehe den Hintergrund der Wolken von Strahlen durchleuchtet, welche aus dem reinen Feuer des Himmels hervorbrechen; auf ihnen thront inmitten seiner Heerscharen Christus, umgeben von Glanz und Schrecken. Ich sehe sein Angesicht leuchten und Flammen lieblichen und schrecklichen Lichtes sprühen, welche die Guten mit Freude und die Bösen mit Grauen erfüllen. Währenddem sehe ich die Diener der Unterwelt mit gierigem Blick zum Ruhme der Märtyrer und der Heiligen die Cäsar und Alexander höhnen;

denn es ist etwas anderes, über sich selbst gesiegt zu haben, als über die Welt. Ich sehe die Fama mit ihren Kränzen und ihren Palmenzweigen zu Füßen, niedergestreckt unter die Räder ihrer Triumphwagen. Endlich sehe ich aus dem Munde des Gottessohnes den großen Urteilsspruch hervorgehen. Ich sehe ihn in Form von zwei Strahlen: des Heiles und der Verdammnis; und indem ich sie herabkommen sehe, spüre ich, wie sein Zorn das Weltgebäude erschüttert und mit schrecklichen Donnerschlägen auflöst und vernichtet. Ich sehe den Lichtglanz des Paradieses und den Feuerschein des Höllenofens das Dunkel erleuchten, welches über das Angesicht der Luft herabgesunken ist. So stelle ich mir in Gedanken den Zusammenbruch am Weltgerichtstage vor."

Nun führe man sich vor Augen, daß derselbe Mann, welcher diese wirklich erhabene Schilderung entworfen hat, der Verfasser der berüchtigten „Ragionamenti" oder „Dialoghi" ist, eines umfangreichen pornographischen Werkes. In dessen erstem Teile entwickelt im Verlaufe dreier Tage eine gewisse Nanna, welche unschlüssig ist, wozu sie ihre Tochter Pippa machen soll, ihre Erfahrungen über die Lebensart der Nonnen, der Ehefrauen und der Kurtisanen. Im zweiten Teile empfangen Pippa, welche sich entschlossen hat, Kurtisane zu werden, und ihre alte Amme, die das Amt der Kupplerin übernehmen will, gleichfalls während dreier Tage die für ihr zukünftiges Gewerbe erforderliche Unterweisung.

Ohne Scheu gesteht er einmal ein, daß ihm „der Stachel der Not das Papier besudelt, und nicht der Sporn des Ruhmes". „Lasset uns leben," ruft er aus, „denn alles andere ist Narrenspiel!" Die sinnliche Liebe ist ihm die höchste Freude des Lebens, und dennoch führt er das Schauspiel einer platonischen Liebe auf zu der von ihm angeschwärmten Angiola aus Siena, einer ehrbaren Dame.

Es war wohl keinem seiner Zeitgenossen, ebensowenig wie ihm selber, zweifelhaft, welche Absicht seiner Schmeichelei sowohl wie seinen Schmähungen hochgestellter Personen zugrunde lag; dennoch wirft er sich mit Pathos in die Brust: „Wenn ich die Fürsten einmal zum Himmel erhebe und ein anderes Mal in den Abgrund hinabschleudere, so zeige ich ihnen mit meinem Tadel, was sie sind, und lehre sie mit meinem Lobe, was sie sein sollen." Aretino besaß keine Spur humanistischer oder sonstiger tieferer Bildung, und er rühmte sich dessen, stolz auf seine Originalität, welche ihm billigerweise nicht abgesprochen

werden kann. Er verachtete die Philosophie, verkehrte aber gern mit Gelehrten und Künstlern, welche auf seine Kosten herrlich und in Freuden lebten. Zu seiner Ehre muß sogar gesagt werden, daß er im höchsten Maße freigebig und auch echter Freundschaft fähig war. Bekannt ist sein Verhältnis zu Tizian und zu Sansovino. In seinen Briefen an berühmte Künstler finden sich Abschnitte, ähnlich dem von uns angeführten, welche den Stempel der Genialität unverkennbar an sich tragen.

Zum Schluß sei es gestattet, ein kleines Stück aus seiner Komödie „Il Marescalco" anzuführen, in welcher er die zum Teil herabgekommenen Humanisten seiner Zeit lächerlich macht:

Der Pedant: Bona dies, quid agitis, magister mi?

Der Hufschmied: Verzeiht, Meister, daß ich Euch nicht gesehen habe; so bin ich außer mir.

Der Pedant: Sis laetus!

Der Hufschmied: Sprechet gemeinverständlich! Ich habe anderes im Kopfe als Eure Astrologie.

Der Pedant: Bene vivere et laetari: ich bringe Dir gute Neuigkeiten, sehr gute, sehr gute.

Der Hufschmied: Was mag wohl für mich gut sein?

Der Pedant: Seine Exzellenz, meine erlauchte Herrschaft, ist Dir gnädig gesonnen und kopuliert Dich noch heute abend mit dem ehelichen Bande Dich bindend mit einer so beschaffenen puella, daß Dich beneidet totum orbem.

Der Hufschmied: Sprecht Ihr im Ernst oder um meine Geduld auf die Probe zu stellen?

Der Pedant: Per Deum verum, daß unser Gebieter sie Dir im Ernste gibt.

Der Hufschmied: Ich werde mich niemals dazu hergeben.

Der Pedant: Oh, mein Freund, führe Dir die Worte des heiligen Evangeliums vor Augen!

Der Hufschmied: Was soll ich mit ihnen anstellen?

Der Pedant: Sprich nicht so!

Der Hufschmied: Sind die Evangelien gegen die Ehefrauen?

Der Pedant: Wieso gegen? immo im Gegenteil, und mit diesem Beispiele gib acht! Es lautet die Fortsetzung des Evangelisten, id est der Schöpfer coeli et terrae in dem Evangelio sagt, daß der Baum, welcher keine Frucht trägt, abgehauen und in das Feuer geworfen werden soll. Darum hat unser großmütigster Herr Herzog, auf daß Du, welcher Du den Baum vorstellst, Frucht trageſt, und

auf daß das menschliche Geschlecht wachse und sich mehre, Dich auserwählt, Dich einer unberührten Gattin zu erfreuen, und kurz: Seine Exzellenz haben konferieret nobiscum und mir aufgetragen, daß ego agam oriatiunculam, das heißt, daß ich die Hochzeitsfestrede verfassen soll, um idiotisch zu reden."

Eine vielleicht nicht ganz unangebrachte Satire auf die Afterbildung gewisser Gelehrter, welche weder Latein noch ihre Muttersprache verstanden, sondern in beiden Kauderwälsch redeten, und denen jede Gelegenheit willkommen war, um nur schwatzen zu können, ein Zerrbild des im Sinken begriffenen Humanismus!

So hatte die Bewegung des Humanismus, welche in erster Linie einst die italienische Renaissance heraufführte, ihren Gipfel überschritten und sich überlebt, während der breite Strom der Literatur des Volgare noch längere Zeit majestätisch dahinfloß, noch immer glänzend bis zu ihrem edelsten Vertreter im Jahrhundert der Reformation und Gegenreformation: Torquato Tasso. Diese Periode bezeichnet man aber nicht mehr als Renaissance, sondern als Cinquecento.

Literatur.

Dieses Verzeichnis bezweckt nur, durch Angabe einiger Werke dem Leser einen Fingerzeig zu bieten, falls er geneigt ist, auf dem behandelten Gebiete seine Kenntnisse zu vertiefen, und macht nicht den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit.

Jacob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, 11. Aufl., besorgt von Ludwig Geiger, Leipzig, 1913, 2 Bde.

Karl Brandi, Die Renaissance in Florenz und Rom, 4. Aufl., Leipzig 1913.

Saverio Bettinelli, Risorgimento d'Italia, Bassano 1786.

Herrmann Hettner, Italienische Studien zur Geschichte der Renaissance, Braunschweig 1879.

Adolf Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur, Straßburg 1885/88.

Guglielmo Volpi, Il Trecento, Milano 1898.
Vittorio Rossi, Il Quattrocento, Milano 1898.
Francesco Flamini, Il Cinquecento, Milano 1898.
Angelo Solerti, Le vite di Dante, Petrarca e Boccaccio scritte fino al secolo decimosesto, Milano 1904.
Georg Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums, 3. Aufl., besorgt von Max Lehnerdt, Berlin 1893.
Philippe Monnier, Les humanistes d'Italie et la Suisse du XV siècle, Genève 1895.
Philippe Monnier, Le Quattrocento, 2 Bde., Paris 1901.
Gustav Körting, Gesch. d. Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance, Leipzig 1878—84.
Lothar Schmidt, Die Renaissance in Briefen von Dichtern, Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten und Frauen. Leipzig 1909.
Ludwig v. Pastor, Gesch. der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters, 4. Aufl., Freiburg i. B. 1901—1909.
Adolf Philippi, Die Kunst der Renaissance in Italien, 2 Bde., Leipzig 1897.
Adolf Philippi, Der Begriff der Renaissance, Leipzig 1912.
Max Sauerlandt, Michelangelo, Düsseldorf und Leipzig.
Das Zeitalter der Renaissance, Ausgewählte Quellen zur Gesch. der ital. Kultur, hgg. v. Marie Herzfeld, Jena 1910ff.
R. Sieveking, Die Gesch. der platon. Akademie zu Florenz, Braunschweig 1819.
Arnaldo della Torre, Storia dell'Accademia Platonica di Firenze, Firenze 1902.
Hub. Janitschek, Die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst, Stuttgart 1879.
Wilhelm Dilthey, Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation. Gesammelte Schriften Bd. II, Leipzig 1914.
Giov. Pico della Mirandola, Ausgewählte Schriften, übers. von Arthur Liebert, Jena, 1905.
Leonardo da Vinci, Traktat von der Malerei, neu herausg. v. Marie Herzfeld, Jena, 2. Aufl. 1909.
Leonardo da Vinci, Der Denker, Forscher und Poet, herausg. v. Marie Herzfeld, Jena 1911.
Marsilio Ficino, Über die Liebe, übers. v. Karl Paul Hasse, Bd. 154 der „Phil. Bibl.", Leipzig 1914. (Wird vom Verlag des Krieges wegen noch zurückgehalten.)

Register.

Seite

Achademia Florentina und Chorus Achademiae Florentinae 138
Actus Sorbonnenſis 14
Akademie, die Florentiner platoniſche 137 ff.
Akademien, humaniſtiſche 118 ff.
Alberti, Leon Battiſta 158 ff.
Albertus Magnus 13
Alcamo Ciullo d' 16
Alfons, König von Neapel 118
Alighieri, Dante 20 ff.
Ambrogini, Angelo Poliziano 110 ff., 163 f.
Aretino, Pietro 201 ff.
Arezzo, Guittone d' 18
Argyropulos, Johannes 40, 136
Arioſto 193
Ariſtoteles 7, 13
Auguſtinus 6
Averroes 12

Barbaro Francesco 86 ff.
Barziza, Gaſparino 47
Barziza, Guiniforte 48
Beccadelli, Antonio 118
Beroaldo, Filippo 117
Beſſarion 132
Biondo, Flavio 68 ff.
Boccaccio, Giovanni 29, 155 f.
Bojardo, Matteo 191
Bracciolini, Poggio 45, 54 ff.
Brunellesco, Filippo 160 f.

Seite

Bruni, Leonardo 41 ff.
Buonarotti, Michelangelo 181 ff.
Burckhardt, Jacob 7, 8, 102 f.

Cavalcanti, Guido 18 ff.
Chalkondylas, Demetrios 41
Chryſolaras, Emanuel 38
Conti, Niccolò de' 61

Decembrio, Pier Candido 88 ff.
Disputationen 14

Feltre, Vittorino da 48 ff.
Ficino, Marſilio 135
Filelfo, Francesco 70 ff.
Friedrich II., Kaiſer 16

Galenos 13
Gaza, Theodoros 40, 136
Guarino von Verona 44 ff.
Guicciardini, Francesco 200 f.
Guinicelli, Guido 17 f.

Hegel 8
Hochrenaiſſance 180 ff.
Humanismus 24 ff.

Landino, Criſtoforo 134
Laskaris, Johannes Andreas 41 f.
Laskaris, Konſtantinos 40
Leoniceno, Nicolò 103 ff.
Leto, Pomponio 124 ff.

	Seite
Machiavelli, Nicolò	193 ff.
Marullo, Michele	114
Medici, Cosimo de'	135 f.
Medici, Lorenzo de', il Magnifico	169 ff.
Merula, Giorgio	115
Niccoli, Nicolò	36
Nifo, Agostino	193
Parentucelli, Tomaso (Nicolaus V.)	92 f.
Perotti, Nicolò	115
Petrarca, Francesco	26 ff., 143 ff.
Piccolomini, Enea Silvio (Pius II.)	94 ff.
Pico, Giovanni della Mirandola	147 ff.
Pilatus, Leontius	38
Pisano, Nicola	23
Platina s. Sacchi, Bartolomeo de'	129 f.
Platon	129 f.
Platonismus, der	127 ff.
Plethon, Georgios Gemistos	128 ff.
Plotin	130 f.
Poggio s. Bracciolini.	
Poliziano s. Ambrogini.	
Pomponazzi, Pietro	191
Pontano, Giovanni	120 ff.
Prato, Giovanni da	138
Rambaldoni, Vittorino de' s. Feltre, V. da.	
Sacchi, Bartolomeo de' (Platina)	104 ff.
Salerno	11
Salutati, Coluccio	33 ff.
Sanzio, Rafaele	190 f.
Savonarola, Girolamo	175 ff.
Scala, Bartolomeo	113 f.
Schelling	5
Scholarios, Georgios (Gennadios)	133
Strozzi, Palla	36
Thomas von Aquino	13
Toscanelli, Paolo	179 f.
Trapezunt, Georg von	132
Urceo, Antonio (Codrus Urceus)	117
Valla, Lorenzo	77 ff.
Vespucci, Amerigo	180
Vinci, Lionardo da	186 ff.

Kröners Volksausgabe

Jeder Band steif kartoniert 1 Mark 20 Pf.

Die Entstehung der Arten. Von **Charles Darwin.**

Darwins epochemachendes Hauptwerk muß Gemeingut der ganzen gebildeten Menschheit werden. Diese Volksausgabe soll das ihrige dazu beitragen.

Die Abstammung des Menschen. Von **Ch. Darwin.**

In diesem Buche ist als treibender Faktor der organischen Entwickelung das Prinzip der natürlichen Auslese im Kampf ums Dasein dargestellt. Hurleys Abhandlung über das Gehirn ist als Anhang beigegeben.

Die geschlechtliche Zuchtwahl. Von **Ch. Darwin.**

Eine Menge biologischer Details ist hier zu einer Urgeschichte der Liebe verarbeitet. Die sexuelle Frage, die Frauenfrage, die Probleme der Rassenverbesserung finden hier ihre biologische Grundlegung.

Reise eines Naturforschers. Von **Charles Darwin.**

In dieser Reisebeschreibung tritt uns nicht allein die liebenswürdige Persönlichkeit Darwins entgegen, sondern wir können auch die Wege erkennen, auf denen er zu seinen Vorstellungen über die Entstehung der Arten gelangte.

Das Wesen der Religion. Von **Ludwig Feuerbach.**

Feuerbachs Vorlesungen über das Wesen der Religion enthalten die Synthese seiner religions- und naturphilosophischen Gedanken und in vieler Hinsicht das abgerundetste Bild seiner ganzen Weltanschauung.

Das Wesen des Christentums. Von **L. Feuerbach.**

So tief wie Feuerbach hat noch niemand wieder das wahre Wesen des Christentums, der Religion überhaupt erfaßt, als welches er das Wesen der Menschheit und Menschlichkeit selbst erkannt hat.

Die Welträtsel. Von **Ernst Haeckel.**

Haeckels „Welträtsel" sind für die denkenden, ehrlich die Wahrheit suchenden Gebildeten aller Stände bestimmt; sie enthalten den Abriß einer zeitgemäßen, naturwissenschaftlichen Weltanschauung.

Die Lebenswunder. Von **Ernst Haeckel.**

Während in den „Welträtseln" die allgemeinen Grundfragen der gesamten Naturerkenntnis beleuchtet werden, beschränken sich die „Lebenswunder" auf das Gebiet der organischen Naturwissenschaft, der Lebenskunde.

Philosophie d. Unbewußten. V. E. v. Hartmann. 2 Bde.

Dem Leser ist durch diese Ausgabe Gelegenheit gegeben, das packend geschriebene Jugendwerk des berühmten Philosophen und damit die allgemeinen Grundgedanken der Hartmannschen Weltanschauung in einer verkürzten, aber alle wesentlichen Teile unverändert wiedergebenden Form kennen zu lernen.

Untersuchung über den Verstand. Von **D. Hume.**

Die Philosophie David Humes war bestimmend nicht nur für Kant; sie bildet einen wichtigen Einschlag im Denken der Folgezeit und ist Quelle eines starken Stromes der heutigen Geistes- und Kulturwelt.

Kritik der reinen Vernunft. Von **Immanuel Kant.**

Diese neue Ausgabe bringt den Text der zweiten Auflage von 1787, die als Kants letztwillige und endgültige zu bezeichnen ist; sie wird nicht verfehlen, das kritische Denken in weiteren Kreisen zu wecken und zu stärken.

Alfred Kröner Verlag in Leipzig

DG
533
H37

Hasse, Karl Paul
Die italienische Renaissance

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY